



**Gordon Thomas**

## **Parfüm des Todes**

**scanned by ab  
corrected by nw**

Den Milzbranderreger, eine der furchtbarsten biologischen Waffen, will der arabische Terrorist Khalil Raza zur Anfächung des "Heiligen Krieges" gegen Israel einsetzen. Um die westlichen Großmächte daran zu hindern, zugunsten von Israel einzugreifen, droht er, die Ballungszentren in Europa und Amerika mit dem Erreger zu verseuchen. Unter der Leitung des Mossad-Agenten David Norton nimmt ein Team westlicher Geheimdienstspezialisten die Jagd nach dem Terroristen auf. Dennoch schafft es Raza mit Hilfe einer Agentin, das tödliche Gift als Parfüm mit dem Namen "Griechische Nächte" in Amerika einzuschleusen. Für Morton und seine Männer beginnt ein gnadenloser Wettlauf gegen die Zeit...

ISBN 3-404-12430-8

Originalausgabe: Deadly Perfume

Aus dem Englischen Diethard H. Klein

1995 Gustav Lübke Verlag GmbH, Bergisch Gladbach

Einbandgestaltung: K.K.K.

**Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!**

Für

*Victor O'Rourke, meinen Freund und Mentor,  
der dieses Buch erst ermöglichte.*

*Er selbst weiß am besten, wie wichtig seine Mitarbeit war.*

Mein besonderer Dank gilt:

*Ian und Marjory Chapman*, zwei der auf der Welt selten gewordenen Verlegerpersönlichkeiten, die - und welcher Schriftsteller könnte sich noch mehr wünschen - den Mut hatten, ein Risiko einzugehen;

*Russell Galen*, der mein Agent ist, aber noch sehr viel mehr;

*Yvonne Holland*, die sich nicht nur als eine überaus tüchtige, sondern obendrein auch liebenswürdige Lektorin erwies;

*Donough O'Connor*, der mit Adлераugen alle technischen Angaben überprüfte;

*Sean Dignam*, einem Hubschrauber-Veteran, der mir beibrachte, was einem Helikopter alles zugetraut werden kann;

*Mary McGrath*, die über lange Strecken die »Erstleserin« war - es gibt keine bessere;

*Miranda Moriarty*, die jedes handschriftliche Gekritzel fehlerfrei in Maschinenschrift übertrug und dabei dafür sorgte, dass nicht nur die Interpunktion stimmte;

*Edith*, meiner Frau, die jede Fassung las und Änderungsvorschläge machte, wie sie nur einem aufmerksamen, unbeeinflussten und klugen Kritiker möglich sind; und nicht zuletzt meinen Freunden in Israel und Ägypten, die weiterhin im Dienst sind und die ich deshalb hier nicht namentlich erwähnen kann, die sich aber sicher hier erkennen werden - und das wird ihnen genug sein.

# 1

Noch nicht einmal die Chinesen wußten, daß David Morton nach China gekommen war. Er hatte einen uralten Weg dafür benutzt - einen Schmugglerpfad, den es schon zu jener Zeit gab, als der erste Kaiser die sieben verfeindeten Staaten zum chinesischen Großreich einte.

Jetzt, sechs Tage nach Überschreiten der Grenze, lag er mitten im chinesischen Regenwald und beobachtete aufmerksam die vier Araber, die sich weitab von ihrem Stützpunkt befanden.

Dank der nur münzengroßen Abhörmikrofone, die in die Lüftungsschlitze der zu seinem Dschungelkampfanzug gehörenden Kopfbedeckung eingebaut waren, konnte er jedes Wort ihrer Unterhaltung verstehen. Bisher war es dabei lediglich darum gegangen, wie schön es doch wäre, bald wieder nach Hause zurückkehren zu können.

Die Araber erinnerten ihn an Wüstenfüchse - nervös und gespannt, mit schnüffelnden Nasen und sichernden Augen. Aber die Kinder hatten sie noch nicht entdeckt. Die klebrige Feuchtigkeit erstickte alles. Auch der Junge und das Mädchen aus dem etwa eine Meile entfernten Dorf waren den Arabern auf der Spur.

Morton hatte kurz zuvor die Kinder erspäht, als sie rechts von seinem Standort durch das Unterholz schlichen. Der Junge mochte vielleicht zehn Jahre alt sein, das Mädchen ein wenig jünger. Zwei Kinder, die »Räuber und Gendarm« spielten.

Er selbst hatte die Erwachsenenvariante dieses Spiels schon vor langer Zeit erlernt - sämtliche Regeln für das Überleben im Dschungel und in den Bergen, im Schnee und in der Wüste. Diese Regeln waren ihm zur zweiten Natur geworden. Sein Körper reagierte fast wie von selbst in den entsprechenden

Situationen, und diese zweite Natur stellte einen entscheidenden Bestandteil dessen dar, wer und was er war.

Selbst hier, unter diesen oft mehr als dreißig Meter hohen Bäumen, war Mortons Größe beeindruckend. Auffallend war auch sein massiger Kopf, bedeckt von blondem Haar, das noch nicht die geringste Spur von Grau zeigte. Leuten, die ihn länger kannten, blieb nicht verborgen, daß er auch sonst kaum Anzeichen fortgeschrittenen Alters erkennen ließ. Seine Haut war frei von Runzeln und Falten, sein Körper schlank und sehnig, sein Blick unvermindert scharf und klar. Wie ein Mann in seinem neunundvierzigsten Lebensjahr sah er wirklich nicht aus.

Im Sommer wie im Winter trug er khakifarbene Drillichhosen und Hemden - ein großer Vorteil für das oft notwendige rasche Packen. Er hätte die Schulterstücke eines Obersten tragen dürfen, aber sein Rang war ihm nicht wichtig. Jene, für die er Bedeutung hatte, wußten, wer er war.

Mortons kräftiges, vorgerecktes Kinn zeigte, daß er Widerständen energisch zu begegnen wußte. Seine grauen Augen sahen alles und verrieten nichts - ausgenommen, daß sie jedem sofort zu erklären vermochten, er könne entweder mitmachen oder müsse als Gegner betrachtet werden. Aber sie ließen auch erkennen, daß er sich leidenschaftlich der Wahrheit verpflichtet fühlte - er suchte und er sagte sie. Im Augenblick war sein Gesicht unter einer Schicht von Insektenschutzcreme und grüner Tarnfarbe verborgen, und wie er so regungslos dalag, hätte man ihn für einen Baumstamm halten können.

Drei der Araber waren drahtige Burschen mit den austauschbaren Gesichtern von Killern, wie man sie überall auf der Welt finden kann. Der vierte war gedrunken, muskulös und völlig kahl. Mit seinem nagelneuen Aktenkoffer unter dem Arm bot dieser Bulle von Mann einen merkwürdigen Anblick: ein Handlungsreisender mit Wachmannschaft.

Sie wurden durchnäßt vom ersten der üblichen nachmittäglichen Wolkenbrüche. Erneut zuckte ein Blitz vom Himmel, ein weiterer Regenschauer prasselte hernieder und war eine Minute später schon wieder vorüber. Die Luft dampfte und war schwer wie ein warmer, von Nässe durchtränkter Schwamm.

In Mortons Kopfhörer drang jetzt das schwache Geräusch, das die Kinder auf ihrem Weg durch das Unterholz erzeugten. Dann konnte er ein Flüstern hören. Das Mädchen drängte zur Umkehr.

»Noch nicht«, antwortete der Junge. »Wir wollen noch ein bißchen näher ran.«

»Na gut«, sagte das Mädchen widerstrebend. »Aber nicht zu nahe!«

Sie sprachen den hellen, näselnden kantonesischen Dialekt. Morton sah keine Möglichkeit, sie aufzuhalten. Das hätte die Araber alarmiert - und das durfte auf keinen Fall geschehen. Abhörmikrofone, die Morton im Südlibanon hatte installieren lassen, hatten ihn auf die Spur dieser Araber gebracht. Und das Geld, das sie in jenen geheimnisvollen Telefongesprächen nach Bangkok angeboten hatten, hatte seinen Verdacht gegen sie verstärkt: zwei Millionen Dollar - ohne jedes Feilschen. Er mußte unbedingt herausfinden, was so viel Geld wert war - und dann versuchen, genau das zu unterbinden.

Er war den Arabern geduldig auf ihrem ganzen Weg von Beirut bis hierher gefolgt und hatte in derselben TriStar-Maschine gesessen, mit der auch sie nach Bangkok geflogen waren. Sie hatten ihm keinen zweiten Blick gegönnt, und gleiches hatte für alle anderen gegolten.

Die Araber hatten einen Tag lang die sexuellen Angebote von Pattani ausgekostet, waren von einem Bordell ins andere gezogen und hatten sich nach Lust und Laune abwechselnd mit minderjährigen Jungen und Mädchen vergnügt. Der Stämmige hatte dort auch den Aktenkoffer gekauft, und Morton war sich

inzwischen völlig sicher, daß er selbst keineswegs seine Zeit hier verschwendete.

Die Araber hatten eine Filiale der Königlichen Bank von Thailand in Bangkok aufgesucht, und noch am selben Abend waren sie mit dem Zug in nördlicher Richtung nach Udon abgefahren. Morton war in ein benachbartes Abteil gestiegen und hatte in Udon den Zug noch vor ihnen verlassen. Von Udon aus wurden die Araber von einem Thai auf der Straße nach Tschiang Rai gebracht, dem Hauptort der asiatischen Drogenschmugglerbanden, die weit älter und nicht weniger mächtig waren als die Kartelle im kolumbianischen Medellin. Morton war ihnen gefolgt, denn jetzt war ihm klar, wohin ihr Weg sie führte.

In Tschiang Rai hatte der Thai die Araber zu einem Chinesen geführt, einem hellhäutigen Mitglied des Volkes der Yao, einer chinesischen Minderheit, die schon immer als Schmuggler berüchtigt waren. Der Yao hatte die Araber in die Volksrepublik China geschleust. Die Gruppe war mit leichtem Gepäck gereist und hatte nur in kleinen Dörfern dieser von Brandrodungs-Landwirtschaft geprägten Gegend gerastet, wo der Führer bekannt zu sein schien. Die Einheimischen schenken den Fremden, die hier auf der Suche nach Kokain und Heroin auftauchen, seit langem keine sonderliche Beachtung mehr.

Dennoch ließ sich Morton niemals sehen, sondern wartete jeweils in der Nähe im Dschungel. Dabei verpflegte er sich mit konzentrierter Nahrung mit hohem Proteingehalt, die extra für ihn in Tel Aviv hergestellt worden war. Seine Vorräte reichten für zwei Wochen, und in der Folge würde es ihm nicht schwerfallen, sich aus dem Land selbst zu ernähren. Doch er wußte jetzt, daß er das nicht nötig haben würde. Denn nachdem ihr Führer die Araber auf diese Lichtung hier gebracht hatte, hatte er sie wissen lassen, daß sie am Ziel seien.

Jetzt, eine Stunde später, saßen sie noch immer schwatzend auf dem Boden - die Araber in ihren billigen Anzügen aus einem

libanesischen Basar, der Chinese in den für sein Volk typischen flatterigen Hosen und hochgeschlossenem Oberteil. Von Zeit zu Zeit warf der Führer einen verstohlenen Blick auf den Aktenkoffer, auf dessen Griff leicht die Hand des Stämmigen ruhte. Dieser rauchte, wie die anderen auch, eine Zigarette nach der anderen.

Morton konnte sehen, wie der Mann mit dem Aktenkoffer dem Chinesen einen ungeduldigen Blick zuwarf. Dann dröhnte das Husten des Arabers in seine Kopfhörer.

»Wie lange noch?« fragte der Aktenkoffermann auf Englisch.

»Nicht mehr lange«, versprach der Führer. »Es ist ein weiter Weg für sie.«

Der Bullige grunzte und zündete sich eine frische Zigarette an. Einer seiner Begleiter zog seine Pistole und unterzog sie theatralisch einer sorgfältigen Prüfung, ehe er sie wieder in den Gürtel steckte.

»Böse Männer!« drang das Flüstern des Mädchens in Mortons Kopfhörer. »Wir gehen jetzt besser!«

»Nein«, beharrte der Junge. »Du kannst ja gehen. Ich bleibe.«

Morton schätzte, daß die Kinder nun ein wenig vor ihm sein müßten. Die Araber unterhielten sich inzwischen leise in ihrer Sprache, ohne sich um den Führer zu kümmern.

»Wir sollten ihn umlegen, sobald wir wieder über der Grenze sind«, sagte der eine von ihnen.

»Vielleicht warten dort Freunde auf ihn«, wandte der andere ein. »Man weiß ja nie - wir sollten ihn lieber gleich hier erledigen.«

»Aber wir brauchen ihn, damit er uns wieder zurückbringt«, meinte der dritte.

Sogar auf diese Entfernung war der plötzliche Zorn in der Stimme des Mannes mit dem Aktenkoffer unüberhörbar.

»Niemand wird getötet, ehe ich das sage!«

Seine drei Begleiter verfielen in verärgertes Schweigen.

Ohne sich zu rühren, duldete Morton den Marsch einer riesigen Kolonne von Ameisen über seine Hände. Eine Million von ihnen schien dicht vor seinem halb im modrigen Waldboden verborgenen Gesicht vorbeizuwimmeln. Als die Tiere plötzlich die Richtung änderten, kniff er die Augen zu und preßte die Lippen aufeinander.

Trotz der Insektenschutzcreme krabbelten die Ameisen auf der einen Seite seines Kopfes hinauf und auf der anderen wieder hinunter. Nur den Wattepfropfen in seinen Nasenlöchern hatte es Morton zu verdanken, daß die Tiere nicht in seinen Körper eindrangen. Als ihr Marsch vorbei war, öffnete er wieder die Augen.

»Las uns gehen!« Die drängende Bitte des Mädchens erklang in den Kopfhörern.

»Nein!« antwortete der Junge noch starrköpfiger.

Dem Seufzen des Mädchens folgten die Geräusche des weiteren Vorwärtskriechens der Kinder. Geschickt nutzten sie die Schatten und Laute des Dschungels, um ihre Annäherung zu vertuschen. Plötzlich ~~og~~ der Junge überrascht den Atem ein, und die beiden verharrten reglos.

Im selben Augenblick sahen Morton, die Araber mit ihrem Führer und die Kinder die beiden Männer, die auf der gegenüberliegenden Seite der Lichtung aufgetaucht waren.

Der chinesische Führer sprang mit einem erleichterten Lächeln auf. Der eine der Revolvermänner glitt an die Seite des Mannes mit dem Aktenkoffer, die beiden anderen traten ihnen in einem gewissen Abstand gegenüber, so daß sie notfalls ein Kreuzfeuer eröffnen konnten. Die beiden Neuankömmlinge schienen keine Notiz von dieser Aufstellung zu nehmen.

Morton musterte sie durch das Zielfernrohr seines Sturmgewehrs. Es waren dunkelhäutige Han in Kulianzügen. Leute aus den Bergen, gewöhnt an offenes Gelände. Sie hatten



M-16-Gewehre, an ihren Gürteln hingen lange Messer, deren Klingen mattiert waren, um ein verräterisches Funkeln zu verhindern. Neben den Messern hing, gleichfalls mattiert, jeweils die typische Grabhacke, auf die kein Han jemals verzichtet. Für einen kurzen Augenblick verharrten die beiden Männer, ehe sie sich wieder in den Dschungel zurückzogen, in den sie unbeholfen mit ihren Gewehren einen Pfad schlugen.

Kurz darauf kehrten sie mit einem dritten Mann zurück. Er war mittleren Alters, seine Brust hob und senkte sich heftig, als hätte er einen anstrengenden Weg hinter sich. Er war in einen billigen Anzug gekleidet und trug einen Aktenkoffer, der jenem des bulligen Arabers ähnelte.

Für einen Chinesen war er groß, annähernd einen Meter achtzig, und gut gebaut, keineswegs hager und schwächlich wirkend. Das war jemand, dem Sonderportionen an Reis und Fleisch zustanden - ein Privilegierter. Die Hände, die den Aktenkoffer hielten, verrieten, daß sie nicht an harte handwerkliche Tagesarbeit gewöhnt waren. Das Gesicht war bleich wie Elfenbein - das war kein Mann, der sein Geld unter freiem Himmel verdiente.

Mit schmalen Augen musterte er die Araber. Dann trat er, während sich sein heftiger Atem allmählich beruhigte, auf die Lichtung. Sein Aktenkoffer schien ziemlich schwer zu sein.

Als er sich an den chinesischen Führer wandte, begannen Mortons Kopfhörer zu knistern. Sie schienen ihren Geist aufzugeben - wahrscheinlich wegen eingedrungenen Wassers. Er war von dem Wolkenbruch so durchnäßt worden, als sei er in voller Kleidung geschwommen.

Er sah, daß sich der Führer an den stämmigen Araber wandte und auf dessen Aktenkoffer zeigte.

»Öffnen, bitte!«

Morton bemerkte, daß Hass in den Augen des Arabers aufblitzte.

»Das Geld ist vollständig...« Der Rest von dem, was der arabische Geldbote sagte, ging in einem erneuten Knistern in Mortons Kopfhörern unter.

»Öffnen, bitte!« wiederholte der Chinese mittleren Alters. »... za sagen, das okay.«

Morton erstarrte und verfluchte die plötzlich auftretenden Probleme mit den Abhörmikrofonen. Aber trotz der mangelnden Präzision der Geräte und des fehlerhaften Englischs des hochgewachsenen Chinesen konnte kein Zweifel bestehen: Er hatte »... za« gesagt.

Und es gab nur einen Namen, der Morton wirklich beschäftigte und mit... za endete: Raza.

Während des Golfkrieges hatte Khalil Raza gemeinsam mit Abu Nidal als Hauptakteur des weltweiten Terrorismus gegolten. Damals hatte sich Raza in einem grauenhaften und unvergessenen Anschlag als schlimmster Übeltäter der Welt erwiesen. Die Erinnerung an dieses Ereignis trat erneut lebhaft vor Mortons inneres Auge.

Raza persönlich hatte in der Entbindungsabteilung eines jüdischen Krankenhauses in Jerusalem den Semtex-Sprengstoff deponiert, der sechsunndreißig Neugeborene, ihre Mütter, neununddreißig Krankenschwestern und Ärzte und Ärztinnen zerfetzt hatte.

Eine davon war Ruth gewesen - David Mortons Schwester.

Sie und er waren die einzigen Überlebenden ihrer Familie gewesen, die den grauenvollen Jahren unter Stalin zum Opfer gefallen war, in denen die sowjetische Judenverfolgung den Grausamkeiten der Nazis in nichts nachstand. Sie beide hatten zu den ersten Juden gehört, die man freigelassen hatte, wodurch der Kreml beweisen wollte, daß die Dinge sich geändert hätten.

Man hatte sie nach Israel ausgeflogen, und dort hatten sich die Vaughans als Pflegeeltern um sie gekümmert. Steve war ein Talmudgelehrter, Dolly eine dem praktischen Leben

zugewandte, mütterliche Frau. Erst nach Jahren begriff Morton, daß sein Pflegevater ihren Nachnamen deshalb geändert hatte, weil er damit für sie einen Schutz vor möglicher Verfolgung erreichen wollte.

Die Vaughans waren gute und freundliche Menschen, die auch viel Verständnis für seine Beschützerrolle gegenüber Ruth aufgebracht hatten. Während ihrer ganzen Schulzeit und auch noch während des Studiums hatte er Ruth ermutigt und angespornt. Er war um die halbe Welt geflogen, um an ihrer Abschlußfeier an der Universität teilnehmen zu können, und er war an ihrem ersten Arbeitstag in der Klinik durch alle Gänge gelaufen, um jeden nach *Frau Doktor* Ruth Morton zu fragen.

Sechs Monate später war er gerade zu Hause, als Ruth dort Benjy vorstellte, einen in Israel geborenen netten jungen Arztkollegen aus dem Krankenhaus. Ruth kündigte an, daß sie heiraten wollten, und Steve öffnete eine Flasche Wein, um auf das junge Paar anzustoßen. Am nächsten Tag hatte Raza zugeschlagen. Man hatte Ruth und Benjy nebeneinander tot zwischen den Trümmern eines Kreißsaales gefunden.

Als man Morton die Todesnachricht überbrachte, hatte er sich ähnlich gefühlt wie damals, als ihn Steve ins Holocaust-Museum geführt hatte. Wie damals war es ihm unmöglich gewesen, seine Gefühle zu zeigen. In das Museum war er nie wieder gegangen, und niemals hatte er eine der sonstigen Erinnerungsstätten an die sechs Millionen ermordeter Juden besucht. Er mußte nicht auf diese Weise an seine Vergangenheit erinnert werden.

Bei Ruths Beerdigung hatte es geregnet, und der Boden war schlüpfrig gewesen. Er hatte bemerkt, daß sich die übrigen Sargträger auf dem Weg zum Grab besorgt an den Händen faßten. Es waren Kollegen von Ruth aus dem Krankenhaus gewesen, und es hatte Morton tief beeindruckt, wie jung sie doch noch waren und wie sie, als erwachsene Männer weinend, ihre Gefühle zu zeigen vermochten.

Seine Stimme dagegen war, als er das rituelle Bestattungsgebet sprach, kalt und klar und hatte weder Schmerz noch Zorn erkennen lassen. Und dennoch spürte er, als die Erde auf Ruths Sarg hinunterfiel, eine Leere in sich, von der er wußte, daß sie niemals schwinden würde. Die Trauerfeier für Ruth fand tief in seinem Herzen statt.

Während Steve und Dolly die anderen Trauergäste weggeleiteten, hatte er auf den frischen Grabhügel hinuntergestarrt, wobei er den Gebetsmantel auf seinen Schultern als schwere Last verspürte und das Gebetbuch geschlossen in den Händen hielt. Er mußte an jenen Satz denken, der sich ihm unvergeßlich eingeprägt hatte aus Steves üblichen Schriftlesungen am Sabbatvorabend und der vom Propheten Ezechiel überliefert wurde: *Und der Feind soll erkennen, daß Ich der Hen bin, wenn ich meine Rache auf ihn legen werde.*

Morton hatte diese Worte als Versprechen an Ruth still für sich wiederholt. Dann hatte er den Gebetsmantel abgelegt und war eilig gegangen, unbekümmert um das aufgeregte, anklagende Flüstern der Trauergäste. In seiner kalten, fernen Welt war keine Zeit mehr für Klage und Trauer.

Steve war ihm nachgeeilt und hatte ihn gefragt, was er denn vorhabe. Er hatte dem alten Mann ruhig ins Gesicht geschaut und gelassen gesagt, er werde nun jene töten, die Ruth getötet hätten. Seitdem hatte er das alte Ehepaar kaum noch gesehen, hatte Arbeit und alles Mögliche vorgeschützt. In Wirklichkeit hatte er Mühe, ihnen in die Augen zu schauen, weil sie der Meinung anzuhängen schienen, wenn man geschlagen werde, müsse man auch noch die andere Wange hinhalten.

Seit dieser Zeit war er Raza und seinen Leuten auf den Fersen und hatte bereits ein Dutzend ihrer Schlupfwinkel ausgeräuchert. Als er in einer Beiruter Zeitung gelesen hatte, daß Raza ein Kopfgeld von 100000 US-Dollar auf ihn ausgesetzt hätte (tot oder lebendig), hatte er der Zeitung in

einem Leserbrief geantwortet, Razas Kopf sei ihm genau einen israelischen Schekel wert - nämlich den Preis einer israelischen Kugel.

Vor etwa einem Jahr war Raza nach zwei spektakulären Fehlschlägen untergetaucht. Seine Vorhaben, von einem Lagerhaus auf der gegenüberliegenden Themseseite aus eine Stinger-Rakete ins Londoner Parlament zu jagen und zum selben Zeitpunkt im wiederaufgebauten Reichstagsgebäude in Berlin eine Bombe zu zünden, endeten in Feuergefechten mit Anti-Terror-Einheiten, die Razas Leute entweder töteten oder gefangennahmen.

Das hatte zu einem erheblichen Glaubwürdigkeitsverlust für Raza unter dessen arabischen Gefolgsleuten und Hintermännern geführt. Allgemein nahm man an, es werde ihm nun so ergehen wie seinen Vorgängern Carlos und Abu Nidal - durch diesen Rückschlag und das Welken seines Ruhmes werde er in der Versenkung verschwinden. Als Morton gemeint hatte, das müsse man erst mal abwarten, hatten seine Kollegen gefunden, nun ja, das sehe ihm doch wieder einmal ähnlich..

Und nun fiel Razas Schatten übermächtig auf diese Lichtung hier, die noch immer von den beiden Kindern beobachtet wurde.

Als Morton gerade die beiden Abhörmikrofone nachstellen wollte, bemerkte er einen brenzligen Geruch. Eine Art von elektrischem Gewitter erfüllte die Geräte, dann war plötzlich Stille, und der beißende Geruch wurde stärker. Morton nahm die Kopfbedeckung ab. Aus den Kopfhörern kräuselte Rauch. Mit etwas feuchter Erde erstickte er ihn.

Auf der Lichtung hatte inzwischen der stämmige Araber den Geldkoffer geöffnet. Unter den wachsamen Augen der Revolvermänner nahm der Chinese Geldbündel heraus und fächerte sie sachverständig auf. Nachdem er befriedigt festzustellen schien, daß man ihn hier nicht zu betrügen beabsichtigte, übergab er ungeöffnet seinen eigenen

Aktenkoffer. Der bullige Araber wog ihn in der Hand, als wolle er sein Gewicht abschätzen.

Morton sagte sich, daß sein Inhalt jedenfalls sicher dem Wert der übergebenen zwei Millionen Dollar entsprechen würde. Er hob den Kolben seiner Waffe an die Schulter. Er hatte sie genau an der Stelle vorgefunden, wo sie gemäß Zusicherung der Asienabteilung, sorgfältig in Ölpapier gewickelt, deponiert worden war - in der Nähe eines der eingezäunten Dörfer, die auf seinem Wege gelegen hatten. Er hatte noch immer gewisse Probleme damit, die Zieleinrichtung auf das Zusatzgewicht des aufgesetzten Schalldämpfers abzustimmen.

Das Tageslicht schwand allmählich. Und wo steckten nur diese Kinder? Dann konnte er an nichts anderes mehr denken - man war offenbar auf der Lichtung soweit, sich zu trennen. Der hochgewachsene Chinese schritt auf die jenseitige Begrenzung der Lichtung zu. Seine beiden Leibwächter folgten ihm und sicherten ihn rückwärtsgehend ab. Die Araber bewegten sich mit ihrem Führer rasch schräg in die andere Richtung, was es erschwerte, die Entfernung richtig einzuschätzen.

Morton legte den Hebel seiner Waffe um auf Dauerfeuer: fünf Sekunden für das Verschießen des Magazins mit zwanzig 7,67mm-Patronen, drei für das Nachladen.

Jetzt konnte er auch die Kinder sehen. Der Junge war aufgestanden und lief lachend und auf den Aktenkoffer deutend auf die Araber zu. Das Mädchen rannte ihm mit ausgestreckten Händen nach und versuchte, ihn zurückzuhalten.

Durch sein Zielfernrohr bemerkte Morton die plötzliche Angst in ihren Augen. Er sah, wie sich der Junge dem Araber mit dem Aktenkoffer näherte. Und er sah, wie der ihm den Aktenkoffer auf den Kopf schmettete. Er hörte, wie Knochen splitterten. Der Junge stürzte zu Boden. Und Morton spürte, wie ihm die Wut in der eigenen Kehle hochstieg.

Das Mädchen begann laut zu schreien. Morton sah den weit

geöffneten Mund und das Leuchten der ungewöhnlich weißen Zähne. Er sah, wie das Mädchen davonrannte und einer der Araber es in den Rücken schoß. Für einen Augenblick schien es zu verharren, dann taumelte es, während das Blut aus seiner Brust pulste, auf einen der anderen Araber zu. Dieser stieß den bereits leblosen Körper weit von sich.

Morton eröffnete das Feuer und spürte den Rückstoß der Waffe an seiner Schulter. Seine unhörbaren Schüsse brachten die drei arabischen Revolvermänner zur Strecke. Der Stämmige und sein chinesischer Führer waren verschwunden.

Leise vor sich hinfluchend, rollte sich Morton rasch in eine neue Position. Kugeln pfiffen über die Stelle, an der er gerade noch gelegen hatte - die Chinesen hatten ihn entdeckt.

Er tötete einen von ihnen mit einem kurzen Feuerstoß, dann nahm er das leere Magazin heraus und ersetzte es durch ein neues. Keine Spur von dem hochgewachsenen Chinesen. Bei einem neuen Kugelregen prasselten Blätter und Zweige auf Morton herunter. Der zweite Leibwächter mußte sich irgendwo rechts versteckt haben. Die plötzliche Stille wurde von den Geräuschen beim Auswechseln eines Magazins unterbrochen.

Zusammengekauert bewegte sich Morton unglaublich schnell und so gut wie lautlos auf die Stelle zu, wo der Chineser sein mußte. Aber er war weg.

Morton hob einen Zweig auf und schleuderte ihn auf die Lichtung. Eine Kugelsalve folgte - ein Zeichen von Panik. Er nahm eine Bewegung zu seiner Linken wahr und kroch darauf zu, das Gewehr in der einen Hand, seine Bolas in der anderen. Das Laub am Boden war an der Stelle, wo der Mann gelegen hatte, noch zusammengedrückt. Es roch nach frischem Stuhlgang.

Morton lag auf dem Rücken, sein Messer in der Hand, das Gewehr zur Seite gelegt. Er schleuderte einen weiteren Zweig hoch in die Baumkronen, aus denen er, gegen die Äste

schlagend, wieder hinunterfiel.

Nur wenige Schritte entfernt sprang der Chineser auf, die Mündung seines Gewehrs nach oben gerichtet.

Morton schnellte auf und trat dem Mann das Gewehr aus der Hand. Der Han griff nach seinem Messer, doch Morton ließ seine Bolas wirbeln, und diese fegten Stoff und Fleisch vom Arm des Gegners. Der ließ aufstöhnend das Messer fallen und warf sich auf seinen Angreifer.

Morton fühlte, wie sich starke Finger um seine Kehle legten, und die Bolas entglitten ihm. Er stieß dem Chinesen sein Knie in den Unterleib und traf zugleich dessen Nase mit einem Ellbogenstoß. Ein lautes Aufstöhnen folgte, und der Griff um Mortons Kehle lockerte sich.

Aber dann griff der Chineser wieder an und stürzte sich mit erhobener Grabhacke auf seinen Gegner. Morton konnte sie packen und trieb ihre Spitze dem Chinesen in die Kehle. Der riß verzweifelt am Griff der Hacke, den auch Morton umklammert hielt. Beide rangen um den Besitz des tödlichen Werkzeugs. Morton roch den säuerlichen Atem des Mannes und sah, wie schaumige Blutblasen aus seinem Mund drangen und auch seine Augen sich mit Blut füllten. Er trieb die Spitze noch weiter durch den Hals des Chinesen und ließ erst locker, als der Gegner zu Boden sank.

Morton durchsuchte den Mann. In den Seitentaschen seiner Hose fand sich keinerlei Hinweis, und er drehte die Leiche auf den Rücken. In einer kleinen Schlitztasche im hinteren Hosenbund, dort, wo auch ein chinesischer Sicherheitsbeamter sie gesucht hätte, fand er dann eine entsprechende Kennkarte. Den Lauf des Gewehrs zerschmetterte er an einem Baumstumpf und schleuderte die unbrauchbar gemachte Waffe ins Unterholz.

Morton trat auf die Lichtung, durchsuchte dort auch die Leiche des zweiten Leibwächters und nahm dessen Kennkarte an sich. Bei den drei Arabern war nichts Vergleichbares zu



finden, aber Morton konnte darauf verzichten. Das Fußvolk war ohne Bedeutung. Die Pistolen der Männer stampfte er tief in den weichen Waldboden, dann zog er alle Leichen ins Buschwerk, wo er die der beiden Kinder etwas abseits von jenen ihrer Mörder legte. Das war das einzige Zeichen der Ehrerbietung, für das er sich die Zeit nehmen konnte.

Er warf einen Blick auf seine Uhr - fünfzehn Minuten waren seit dem Verschwinden des Arabers mit dem Aktenkoffer vergangen. Nur eine Viertelmeile entfernt kreuzten sich Wege nach Burma, Thailand, Indien und Pakistan. Er hatte schon vor langer Zeit gelernt, daß Verfolgung stets ein nüchternes Abwägen von Hoffnungen und realen Fakten erforderte.

Morton ließ sich, den Rücken gegen einen Baumstumpf gelehnt, nieder, um die beiden Kennkarten genauer zu studieren. Ein eingepprägter Stempel auf den mit einem Plastiküberzug geschützten Ausweiskarten sagte ihm nichts. Aber das Zeichen in der rechten oberen Ecke einer jeden Karte erkannte er sofort. Die beiden verschränkten roten Quadrate mit den Symbolen eines Reagenzglases und eines Mörsers mit Stößel waren das Kennzeichen des Staatlichen Forschungsinstituts in Tschengtu in der Provinz Szetschuan.

Die dort tätigen Wissenschaftler hatten es geschafft, daß die Volksrepublik China der führende Produzent der Welt auf dem Gebiet chemischer und biologischer Waffen geworden war. In Tschengtu war vor kurzem die neueste und tödlichste dieser Waffen entwickelt worden: der Milzbranderreger Anthrax-B-C. Dabei stand das B zur Unterscheidung von anderen Anthrax- oder Milzbranderregern, und das C hatte man zu Ehren Chinas als seines Entstehungslandes angefügt.

Anthrax-B-C konnte in tiefgefrorenem Zustand ohne jede Gefährdung transportiert werden, und auch für den Umgang damit bestand unter dieser Voraussetzung keinerlei Gefahr. In aufgetautem Zustand jedoch reichten schon kleinste Mengen aus, um Tausende von Menschen zu töten.

Wenn es um ein Gegenmittel ging, nannten die Wissenschaftler stets zahlreiche Voraussetzungen: *wenn* bei einem Opfer rechtzeitig die richtige Diagnose gestellt wurde; *wenn* der oder die Betroffene genau die richtige Art und Menge von Penicillin erhielt; *wenn* der Patient ansonsten körperlich fit war. Selbst unter all diesen Voraussetzungen aber galten die Überlebenschancen nicht als sonderlich groß.

Anthrax-B-C war so gefährlich, daß es die Volksrepublik China sogar abgelehnt hatte, den Irak damit zu beliefern, einen treuen Kunden, an den sie im Vorfeld des Golfkrieges im geheimen so mancherlei an chemischen und biologischen Waffen geliefert hatte. Morton war sich auch ziemlich sicher, daß sich China an dieses Embargo gehalten hatte. Aber es war ihm doch entschieden wohler dabei, wenn er der Sache nachging.

Denn es konnte ja sein, daß Saddam Hussein auf irgendeine Weise eine Möglichkeit zur Nachahmung dieses gefährlichen Stoffes gefunden hatte. Daher war er mit einer kleinen Spezialistengruppe am Vorabend des Kriegsausbruchs in den Irak eingedrungen, um eine vermutliche Giftfabrik in der Nähe Bagdads zu zerstören. Die Anlage war nämlich so gut gesichert, daß sie selbst für die taktischen Nuklearwaffen, welche die Amerikaner in Saudi-Arabien stationiert hatten, unerreichbar war.

Für seine Zusammenarbeit mit den Spezialeinheiten der alliierten Geheimdienste hatte sich Morton seine eigenen Leute ausgesucht. Sie waren durch so manchen vorherigen Einsatz erprobt und gehärtet worden, und jeder von ihnen hatte bereits dem Tod ins Auge geschaut. Sie alle waren wie er: Lou Panchez mit den stets hungrig wirkenden Augen; Wolfie, der niemals lächelte, außer wenn Michelle in seiner Nähe war; diese selbst war ruhig und gnadenlos und mit jeder Handfeuerwaffe von tödlicher Treffsicherheit. Matti Talim sah aus wie Montgomery Clift, und die Leute begingen einen großen Fehler, wenn sie ihn

danach beurteilten und somit gewaltig unterschätzten. Und da war noch Danny Nagier, ein wahrer Künstler, was Abhörgeräte und sonstige elektronischen Anlagen betraf, die sich ganz nach Belieben zum Lauschen oder zur Verbreitung von Chaos einsetzen ließen.

Von Anfang an hatten gegenseitige Wertschätzung und Hochachtung ihre Gruppe zu einer Einheit zusammengeschweißt. Lou Panchez hatte sich durch seine CIA-Tätigkeit im Libanon ausgezeichnet. Wolfie war Mitarbeiter des wohl besten europäischen Geheimdienstes, des BND der Bundesrepublik, Michelle eine Kollegin des französischen SDECE. Matti und Danny waren Spitzenleute des israelischen Mossad wie Morton selbst, der im Übrigen als typischer Engländer durchging dank seiner Erziehung in Clifton und Cambridge und seiner etwas abgehackten Sprechweise.

Woher sie auch kommen mochten - heute waren sie »Mortons Leute«. Er hatte sie seinen eigenen Tests unterworfen, von denen sich keiner in Lehrbüchern fand. Sie hatten bewiesen, daß sie in jeder Situation die Nerven und den Überblick behielten und den Schneid hatten, als erste die Initiative zu ergreifen - das aber auch nicht immer, denn Rambos konnte er nicht brauchen.

Und er hatte sie dem schwierigsten Test unterzogen - dem auf ihre Loyalität. Daß sie sich ihrem Land gegenüber loyal verhielten, war eine Sache - was er aber erwartete, war die Loyalität ihm persönlich gegenüber, auch dann, wenn er etwas auf seine Weise und unbekümmert um Regeln erledigte.

Nach ihrem Einsatz im Irak, hatte er ihnen damals gesagt, würden sie sicher Gelegenheit haben, diese Loyalität erneut zu beweisen. Instinktiv fühlte Morton, daß die beiden Ausweise, die er hier in der Hand hielt, seine Leute einem entsprechenden Einsatz ein gutes Stück näher brachten. Saddam war erledigt, aber die Bedrohung bestand weiterhin.

Morton warf einen Blick durch die Baumkronen. Der Himmel

färbte sich purpurrot, und die ersten Sterne zeigten sich. Es herrschte jetzt Windstille. Bald würden die Aasfresser während der Dunkelheit heranschleichen, und schon am Morgen würde von den Leichen kaum mehr etwas übrig sein. Seine Gedanken wandten sich wieder Raza zu.

Bevor er untergetaucht war, hatte Raza eine Allianz zwischen den Drogenbaronen des Goldenen Dreiecks und dem kolumbianischen Drogenkartell von Medellin zustande gebracht, wobei er ihnen sichere Nachschubwege durch den Nahen Osten garantiert hatte im Tausch gegen gesicherte Stützpunkte für ihn in Süd- und Nordamerika, Asien und Europa.

Hatte Raza seine Leute losgeschickt, um hier mit chinesischen Drogenhändlern Kontakt aufzunehmen? Konnte es sein, daß der hochgewachsene Chinese die Anlagen von Tschengtu nutzte, um Rauschgift zu reinigen? Sein Instinkt sagte Morton, daß es hier nicht um Rauschgift ging.

Nein, das mußte irgendwie mit dieser Clique der Mullahs zusammenhängen. Diese war aus dem Golfkrieg als einflußreiche Gruppierung mit klar formulierter Zielsetzung für den Nahen Osten hervorgegangen: Zerschlagung des Staates Israel, Verdrängung jeglichen westlichen Einflusses aus der Region, statt dessen totaler islamischer Fundamentalismus. Hand in Hand damit ging der Anspruch auf die alleinige Verfügung über die Ölfelder und die reichen Bodenschätze, die man in den Wüsten fördern würde. Auf diese Weise würde die Mullah-Clique über die gleiche wirtschaftliche Macht verfügen wie irgendeine Großmacht, und sie würde die Führungsrolle für alle Araber übernehmen. Bisher war es diesbezüglich freilich bei Drohungen geblieben.

Morton aber hatte vom »Syrer« erfahren, daß die Clique nunmehr auf dem Sprung zum Losschlagen war.

Der »Syrer« war einer der führenden Geheimdienstoffiziere der arabischen Welt, eingeweiht in Geheimnisse von

unschätzbarem Wert. In einem Hinterzimmer West-Beiruts war es Morton gelungen, ihn zur Mitarbeit zu gewinnen ein Erfolg, der nur mit der seinerzeitigen Anwerbung Kim Philbys durch die Russen zu vergleichen war. Der »Syrer« forderte keine Bezahlung für seine Informationen - er wollte lediglich einen entscheidenden Beitrag zu einem dauerhaften und gerechten Frieden im Nahen Osten leisten, der endlich ein brüderliches Zusammenleben von Juden und Arabern sichern sollte.

Die Mullahs aber waren bereit zum »Heiligen Krieg«, zum Dschihad. Bereit, ihre Horden durch die arabischen Länder stürmen zu lassen und rund um die Welt Angst und Schrecken zu verbreiten. Das Abenteuerertum Saddams würde daneben verblassen - dies wäre die größte Erhebung, welche die Menschheit jemals erlebt hätte.

Bei hrem letzten Treffen hatte der »Syrer« Morton wissen lassen, die Mullahs hätten die zwei Millionen Dollar nach Bangkok überwiesen. Alles andere seitdem hatte sich daraus ergeben.

War das Geld der Mullahs vielleicht dazu bestimmt gewesen, daß der Aktenkoffermann eine Lieferung von Anthrax-B-C im Dschungel empfing? Hatten sie in Raza den Mann gefunden, der bereit war zu dessen Einsatz?

Als Morton zu seiner langen Reise aufbrach, die ihn wieder aus China hinausführen sollte, war ihm klar, daß er auf keinen Fall seine nächste Verabredung mit dem »Syrer« verpassen durfte - und diese sollte schon in drei Tagen stattfinden...

## 2

Der chinesische Führer brachte den stämmigen Araber mit dem Aktenkoffer dort über die Grenze nach Burma, wo der Mekong seinen langen Lauf in den Golf von Tonking antritt.

Erst jetzt begann die Furcht der beiden nachzulassen. Der Führer meinte, es müsse sich wohl um eine konkurrierende Rauschgiftschmugglerbande gehandelt haben, von der sie überfallen worden seien. Auf die Einhaltung der Gebietsabsprachen werde eifersüchtig geachtet. Der Araber konnte das gut verstehen - im südlichen Libanon war das um keinen Deut anders.

In der burmesischen Hauptstadt Rangun wurde der Aktenkoffermann zu dem ersten der sicheren Stützpunkte geleitet, in dem man auf seine Ankunft vorbereitet worden war. Dort ging er an eine Arbeit, die er unter den wachsamen Augen Razas schon viele Male geübt hatte: Er schloß zunächst mit einem Schlüssel, den er um den Hals hängen hatte, den Aktenkoffer auf, wobei er sorgfältig auf die Schlüsseldrehung entgegen dem Uhrzeigersinn achtete. Raza hatte ihm nicht umsonst eingeschärft, daß schon die kleinste Drehung in anderer Richtung zur sofortigen Explosion des Koffers führen würde.

Nachdem der Stämmige eine Plastik-Schutzabdeckung entfernt hatte, war eine aus Kunststoff gegossene stoßfeste Transportumhüllung zu sehen, in deren Mitte in einer Aussparung ein kleiner Zylinder aus Edelstahl präzise eingepaßt war. Dieser war etwa fünfzehn Zentimeter lang und hatte einen Durchmesser von fünf Zentimetern. Am Kopfende befand sich ein Schraubverschluß. Er sah aus wie eine kleine Thermosflasche und war eiskalt. Raza hatte seinem Boten erklärt, daß die Transportumhüllung ein Kühlmittel enthalte. Um

den weiteren Tiefkühlzustand zu sichern, legte der Araber den Zylinder samt seiner Transporthülle in ein Gefrierfach. Seiner Weisung gemäß verpackte er dann nach zwei Stunden beides wieder in den Aktenkoffer.

Anschließend brachte der Boß der »Gebietsvertretung« des Drogenkartells den Stämmigen zum Flugplatz und setzte ihn dort in eine Maschine nach Mandalay.

Während des Fluges zerbrach sich Razas Bote weiter den Kopf über den Inhalt des merkwürdigen Zylinders. Was mochte daran wohl zwei Millionen Dollar wert sein? Ging es um einen neuen Sprengstoff? Um eine Bombe, die vielleicht mächtiger war als all die Scud-Raketen, die während des Golfkriegs in Israel eingeschlagen waren? Eine, die vielleicht so stark war, um ganz Tel Aviv auszulöschen? Die Vorstellungskraft des Arabers reichte nicht aus, um sich etwas noch Stärkeres vorzustellen.

Nachdem er im Stützpunkt von Mandalay eingetroffen war, vermochte er seine Neugierde kaum noch länger zu zügeln. Er nahm den Zylinder aus seiner Verpackungshülle und wog ihn nachdenklich in der Hand. Wie eine Bombe sah er eigentlich nicht aus. Er sah auch keine Möglichkeit, auf der glatten, glänzenden Oberfläche einen Zeitzünder anzubringen. Überdies hatte er niemals davon gehört, daß man eine Bombe tiefgekühlt transportieren müsse. Schließlich fügte er den Zylinder wieder in die Mulde der Transporthülle ein und legte beides in das Gefrierfach.

Von Mandalay aus flog der Glatzkopf nach Patna in Indien. Nachdem er im dortigen Stützpunkt, einem streng bewachten Haus am Ganges, eingetroffen war, siegte seine Neugier. Er schraubte den Verschluß des Zylinders ab, und es geschah etwas völlig Unerwartetes: Der Zylinder zerfiel in zwei Hälften und gab den Blick auf ein eng eingepaßtes Glasröhrchen frei, das mit einer klaren, gefrorenen Flüssigkeit gefüllt war.

Der Mann nahm das Röhrchen heraus und hielt es mit einem

überraschten Blinzeln ans Licht. Die Spannung wich der Verblüffung - war dies das ganze Geheimnis? Eine Bombe war dies ganz eindeutig nicht, und doch hatte Raza behauptet, dieser Zylinder würde die Welt verändern. Der Stämmige hielt das Röhrchen unter die Nase und schnupperte daran. Das Eis roch schwach nach Moschus wie das Parfüm der Huren von Beirut. Er betupfte es mit seinem Finger und leckte diesen ab - es schmeckte nach nichts.

Er begann sich unbehaglich zu fühlen, setzte rasch den Zylinder mit seinem Inhalt wieder zusammen, fügte ihn wieder in seine Transporthülle ein und versorgte alles im Gefrierfach. Was konnte das nur sein - schmeckte nach nichts, roch nur ganz schwach und sollte doch die Welt verändern?

Von Patna flog der Glatzköpfige nach Delhi. Dort begann er die Anzeichen einer sommerlichen Erkältung zu spüren, und diese nahmen mit jedem weiteren Flug und mit jeder neuen Unterbrechung zu. Er fing an zu husten, und dann fiel ihm rostfarbener Auswurf dabei auf. Auf dem letzten Flug von Damaskus nach Tripolis überfiel ihn ein so heftiger Schüttelfrost, daß er das Zähneklappern nicht mehr unterdrücken konnte.

Am Flugplatz in Libyen holte ihn einer von Razas Männern ab. Sie bogen auf die Muammar-Gaddafi-Autobahn ein, die sechsspurig eineinhalbtausend Kilometer weit nach Südosten führt und sich dann in der Libyschen Wüste verliert. Der Fahrer schaute mitfühlend auf seinen Passagier, der zusammengesunken neben ihm hockte und seinen Aktenkoffer umklammerte. Der Mann war offensichtlich schwer krank, aber er hatte noch niemals erlebt, daß eine Sommergrippe zu so stark entzündeten Pusteln führte, wie sie um Mund und Nase seines Fahrgastes zu sehen waren.

Nach etwa einhundertfünfzig Kilometern bog der Fahrer von der Asphaltbahn ab und durchfuhr eine Absperrung aus verrosteten Stacheldrahtrollen. Dahinter versank ein nicht mehr



benutztes Wachhaus allmählich im Sand der Wüste, und in dessen Windschatten stand ein Beduinenzelt mit einer darum versammelten kleinen Ziegenherde. Der Hirte, der im Eingang des Zeltes saß, winkte sie mit seiner Kalaschnikow-Maschinenpistole zur Weiterfahrt durch. Dann griff er nach einem Feldtelefon und meldete ihre Ankunft.

So krank er sich auch fühlte, rang sich der Mann mit dem Aktenkoffer doch ein Lächeln ab, als der Jeep durch die öde Landschaft holperte - er war daheim!

Das verlassene Wachhaus war ein Überbleibsel aus den fünfziger Jahren, als Libyen noch ein Königreich gewesen war und der König den Amerikanern die Anlage von Bomberbasen in der Wüste erlaubt hatte.

Als Gaddafi den König entthront hatte, hatte er auch die Amerikaner aus dem Land gejagt und alle ihre Flugplätze geschlossen - mit Ausnahme dieses einen, den er in ein Ausbildungslager für Generationen von Terroristen umgewandelt hatte. Die Anlage war für Arafat, Abu Nidal und Carlos Operationsbasis gewesen, ehe sie sich mit dem sprunghaften Oberst überworfen hatten. Nach dem Golfkrieg hatte der Höchste Führer, der den Platz von Gaddafi eingenommen hatte, angekündigt, daß Libyen fortan für keine der terroristischen Bewegungen mehr Unterschlupf biete. Er hatte die internationale Presse eingeladen, sich selbst davon zu überzeugen, daß die PLO aus Libyen vertrieben worden sei.

Als jedoch einen Monat später die arabische Welt Raza in der Folge seiner spektakulären Fehlschläge in London und Berlin fallenließ und er auch aus dem Irak flüchten mußte, da Saddam Hussein ihn nicht länger schützen konnte, hatte ihm der Höchste Führer dieses perfekte Versteck verschafft. Nicht mal ein niedrig fliegendes Flugzeug hätte die geschickt unter Sanddünen versteckten Bunker und Unterkünfte sichten können. Alles, was zu sehen war, war eine bescheidene Villa, die als Wüstenwohnsitz eines Beamten in Tripolis gelten konnte.

Derartige Villen fand man überall in der Gegend, denn die jetzt in der Stadt tätigen Männer, die aus der Wüste stammten, liebten es, sich in der Erinnerung an ihre Herkunft an solche Plätze zurückzuziehen.

Während des vergangenen Jahres hatte der Glatzkopf Tausende von Rekruten beobachtet, die man hier einer anspruchsvollen und harten Ausbildung unterzog, ehe sie wieder in die Flüchtlingslager zurückgeschickt wurden, um dort auf ihren Einsatz zu warten. Während dieser Zeit war Raza immer wieder zu geheimnisvollen Reisen aufgebrochen. Nach seiner letzten Reise hatte er den Stämmigen beauftragt, nach China zu fliegen.

Der Jeep setzte seinen Weg durch die kahle, ausgedörrte Landschaft in Richtung auf den Landsitz fort. Als das niedrige Gebäude mit den weißgekalkten Mauern auftauchte, wuchs das Unbehagen des glatzköpfigen Mannes wieder. Was war, wenn ihn jemand im Stützpunkt in Patna beobachtet hatte, als er den Zylinder öffnete? Und wenn Raza davon unterrichtet worden war? Der Stämmige befand, daß es ganz einfach seine Erkrankung sein müsse, wegen der er sich so nervös fühlte.

Der Fedajin, der den Eingang zur Villa bewachte, überprüfte den Glatzkopf mit jener nervtötenden Sorgfalt, die sich aus langem, ereignislosem Wachdienst ergibt.

Hustend und so angegriffen, daß er kaum noch seinen Aktenkoffer tragen konnte, ging der kahle Bote in das Gebäude, wo er von einem Adjutanten im Kampfanzug empfangen wurde. Der Mann hatte traurige Augen und die Angewohnheit, sich unbewußt an seinem zottigen Bart zu zupfen.

Der Glatzkopf berichtete ihm, was in China geschehen war. Von Zeit zu Zeit wurde er dabei von heftigen Hustenanfällen geschüttelt. Als er seinen Bericht beendet hatte, schaute ihn der Adjutant besorgt an.

»Sie sind krank. Gehen Sie in den Sanitätsraum.«

Der Stämmige schüttelte den Kopf. »Es ist nichts.«

Der Adjutant nahm den Koffer und ließ sich den Schlüssel dazu geben. Er ging einen langen Gang hinunter, klopfte an eine Tür, wartete einen Augenblick und trat dann ein.

Der kahle Bote lehnte sich an eine Wand. Selbst hier, in dem kühlen Gebäude, fühlte er sich fiebrig. Er betastete sein Gesicht - die Pusteln schienen größer geworden zu sein. Irgendetwas in dem Zylinder mußte die Ursache dafür gewesen sein, daß er sich so elend fühlte. Eine große Angst befiel ihn plötzlich.

Die Tür öffnete sich, und der Adjutant trat wieder ein, in der Hand eine schwere Taurus-9mm-Automatik.

»Ist alles in Ordnung?« fragte der Kahlkopf.

»Ja.«

Der Stämmige zwang sich zu einem Lächeln. Sein Ungehorsam war offenbar unentdeckt geblieben. Aber er fühlte sich immer schlechter.

»Kommen Sie, gehen wir hinaus«, sagte der Adjutant.

»Vielleicht könnte ich jetzt in den Sanitätsraum gehen!«

Der Adjutant schüttelte den Kopf. »Das ist bestimmt nur eine Erkältung - Sie haben es ja selbst gesagt.«

Sie traten in den Hof hinaus, der jetzt, um die Mittagszeit, wegen der Hitze so gut wie leer war. Den Glatzkopf schüttelte es.

»Wir gehen hier entlang!« Der Adjutant wies auf einen Übungsplatz, der neben den Senkgruben für die Latrinen lag. Der Glatzkopf krümmte sich unter einem erneuten Hustenanfall zusammen.

Der Adjutant ging einen Schritt hinter ihm, offenbar unbekümmert um seine Krankheit und den Gestank. Sie gingen schweigend weiter, bis sie unmittelbar neben einer der Senkgruben standen.

»Warum haben Sie den Zylinder geöffnet?« fragte der Mann

im Kampfanzug mit derselben besorgten Stimme, mit der er vorher dem Kahlköpfigen einen Besuch im Sanitätsraum empfohlen hatte.

Dieser wandte sich um. »Sie irren sich. Ich würde so etwas niemals tun!« Gewöhnlich war er ein ausgezeichnete Lügner.

Der Adjutant zeigte ein trauriges Gesicht wie ein Bruder, der von einem seiner Geschwister enttäuscht worden war. »Doch, Sie haben es getan. Und deshalb sind Sie jetzt so krank.«

Ganz beiläufig löste er den Sicherungshebel der Waffe, und deren schwerer Schlitten setzte sich in Bewegung. Dann zog er den Abzug durch. Die Gewalt der Schüsse ließ den Glatzköpfigen ein paar Schritte zurücktaumeln, bevor er am Rande der Senkgrube zusammenbrach. Mit seinen Kampfstiefeln schob der Adjutant den Körper über deren Kante, bis er in die stinkende Brühe klatschte. Dann schritt er, gedankenverloren an seinem Bart zupfend, langsam in die Villa zurück.

Von einem Fenster aus sah Raza zu, wie die Leiche des Kahlköpfigen langsam versank. Er wußte jetzt, daß das Anthrax-B-C, in dessen Besitz er war, sein erstes Opfer gefordert hatte.

Im Bunker hinter der Villa waren die Schüsse deutlich zu hören gewesen. Unter ihrem Eindruck zitterten noch jetzt, zwei Stunden später, Faruk Kadumis Hände, als er sich darauf vorbereitete, den bedrohlichen Zylinder aus dem Tiefkühlfach zu nehmen.

Obwohl er in letzter Zeit so manches erlebt hatte, hatte er sich noch immer nicht an den gewaltsamen Tod gewöhnt. Außerdem war der Tod ein innerer Widerspruch zu alldem, wozu er erzogen und ausgebildet worden war.

Er mußte zugeben, daß wohl keiner von denen, die ihn auf dem Höhepunkt seiner Karriere kennengelernt hatten, in ihm den schlanken, eleganten Chirurgen wiedererkannt hätten, der die Reichen und Berühmten Europas operiert hatte. Sein Gesicht

war aufgedunsen und gewöhnlich geworden, die einst schmale und aristokratische Nase war aufgrund eines kürzlichen Verkehrsunfalls knollig und verbogen. Sein Körper wirkte plump wie der einer Kröte, was durch den unförmigen Verseuchungsschutzanzug nur noch unterstrichen wurde.

Der holzkohlebeschichtete Stoff des zum Schutz gegen chemische und biologische Wirkstoffe entwickelten Anzugs kratzte auf der Haut. Die Schutzstiefel waren hinderlich beim Gehen und die Schutzhandschuhe beim Ergreifen von Gegenständen.

Unter der Schutzhaube mit dem eingebauten, mit Gelatinefiltern bestückten Atemschutz wurde ihm schwindlig und übel. Kadumi hatte festgestellt, daß er es nicht länger als eine Stunde in dem Schutzanzug aushielt. Nach jeder Übung damit mußte er aus der Hüftflasche, die er stets bei sich führte, eine kräftige Ätherwolke einatmen. Noch immer fand er, daß ihn dieses Schnüffeln sowohl entspannte als auch anregte. Und er wußte auch, daß er unfähig war, diese Gewohnheit abzulegen, die seiner glänzenden Karriere ein Ende gesetzt hatte.

Als ihm ein Patient unter den Händen starb, den er im Ätherrausch operiert hatte, war er bereits seit langem abhängig gewesen. Aufgrund seines Ansehens hatten ihn die Kollegen zwar gedeckt, aber doch darauf bestanden, daß er seinen Abschied nahm. Damals war er noch keine vierzig Jahre alt gewesen. Innerhalb eines Jahres ging auch seine kinderlose Ehe in die Brüche, und voller Erbitterung gegen seinen Beruf und gegen Frankreich war er nach Algier zurückgekehrt. In Algier hatte schon Arbeit auf ihn gewartet - er behandelte die Kriminellen der Stadt. Sein Ruf verbreitete sich rasch, und bald betreute er Razas Fedajin, die verletzt von ihren Einsätzen zurückkehrten.

Raza hatte bereitwillig seine hohen Honorare akzeptiert, und er war inzwischen zum Millionär in jeder beliebigen Währung geworden. Aber es war ihm klar, daß er von Raza ebenso

hoffnungslos abhängig war wie von seiner Sucht. Raza hatte nicht verhehlt, daß er alles von ihm haben könne - solange er gehorchte.

Faruk Kadumis faustischer Handel hatte ihn hierher in den Bunker geführt, um eine Erprobung des Anthrax-B-C vorzubereiten.

So wie früher vor jeder komplizierten Operation hatte er sich auch jetzt gründlich vorbereitet und sich eingehend mit der Literatur über biologische Waffen beschäftigt, die ihm von Raza beschafft worden war. Besonders vertieft hatte er sich dabei in das geheime Handbuch, das für ihn aus China herausgeschmuggelt worden war. Es war ausschlaggebend gewesen für die Bedingungen, unter denen er ohne Gefährdung mit dem Gift arbeiten konnte.

An dem einen Ende des Bunkers waren extra ein absolut steriles Laboratorium und ein entsprechender Entseuchungsraum eingerichtet worden, zu denen der Zugang nur durch Luftschleusen möglich war. Die Luftzufuhr erfolgte über ein Filtersystem. Das Labor war genauso ausgestattet wie jenes im Forschungszentrum von Tschengtu, in dem man mit Anthrax-B-C umging.

Er hielt das Fläschchen dicht vor seinen Sichtschirm. Der Flakon war zierlich geformt, achtkantig und aus dunkelgrünem Glas. Er war mit einem elegant beschrifteten Schildchen beklebt, auf dem zu lesen war:

*Griechische Nächte Das Parfüm von morgen*

Raza hatte ihm erzählt, dass er wochenlang die Entwürfe abgelehnt hätte, ehe er zufrieden war. Die Flakons waren extra in Hongkong hergestellt worden, und Raza hatte einen enormen Preis dafür bezahlt. Aber der Glasbläser hatte nicht mehr lange genug gelebt, um seinen Profit zu genießen - das örtliche Drogenkartell hatte ihn auf Weisung Razas umgebracht. Faruk Kadumi erinnerte sich daran, wie genießerisch sich Raza mit

dieser Geschichte gebrüstet hatte. Erneut fühlte er dabei den Schweiß über seinen Körper rinnen.

Er warf einen Blick auf die Wanduhr. Es war Zeit, den Tiefkühlschrank zu öffnen, der neben dem Tisch stand. Von der mit Druckluft verschlossenen Tür erklang ein pfeifendes Geräusch, und sie öffnete sich. Drei Frauen betraten den Raum, alle in Schutzanzüge gekleidet.

Die beiden jüngeren hatten ihn beeindruckt - wie schon manche der anderen engagierten und völlig ergebenen Frauen, die sich Raza angeschlossen hatten. Alles, was man Kadumi über sie gesagt hatte, war, dass sie Griechinnen seien.

Begleitet wurden sie von Lila, die selbst unter diesen Umständen atemberaubend wirkte. Hinter dem Sichtschirm konnte er sehen, wie ihr fülliges rotes Haar ihr Gesicht umrahmte, und trotz des unförmigen Schutzanzugs bewegte sie sich leicht und anmutig.

Während der vergangenen Woche hatte Lila die meiste Zeit gemeinsam mit Raza in dem gut ausgestatteten Sendestudio auf der gegenüberliegenden Seite des Bunkers verbracht. Kadumi hatte Besseres zu tun gewusst, als danach zu fragen, was sie dort getrieben hatten. Die Wut Razas, mit der er auf Fragen reagierte, war bereits Legende.

Nachdem Lila die Tür wieder verschlossen hatte, wandte sie sich an die beiden Griechinnen: »Passt gut auf! Und wenn ihr etwas nicht versteht, dann fragt sofort!«

Das Mikrofon, das in ihren Luftfilter eingebaut war, ließ ihre Stimme metallisch klingen. Sie wandte sich Kadumi zu: »Herr Doktor, Sie können beginnen!«

Er gab ihnen mit einer Handbewegung zu verstehen, dass sie sich auf der gegenüberliegenden Seite des Tisches aufstellen sollten. Durch das Mikrofon klang sein Schlucken dabei wie ein Rülpsen.

»Ich muss zur Einführung etwas weiter ausholen. Wir haben

es hier mit einer Superwaffe zu tun - billig herzustellen, ohne aufwendige Verbreitungstechniken oder Ausstattung, und garantiert wirkungsvoll.«

Er spürte ihre Aufmerksamkeit, so wie er einst seine Studenten in Bann zu schlagen vermochte.

»Hier hat das Jahrtausendealte Bemühen der Menschen, die Kräfte der Natur für ihre eigenen Ziele einzusetzen, einen Höhepunkt erreicht. Schon vor dreitausend Jahren warfen die Menschen giftige Tierkadaver in das Wasser, mit dem sich ihre Feinde versorgen mussten. Später infizierten sie Gefangene mit der Pest und trieben sie in das Lager ihrer Feinde - wir wissen, dass die Spartaner das taten, als sie Athen belagerten. Damals starben täglich zehntausend Menschen in der Stadt. Seitdem sind auf diese Weise mehr Menschen umgekommen als auf jede andere Art. Dem Schwarzen Tod sind im mittelalterlichen Europa tausendmal mehr Menschen zum Opfer gefallen als in Hiroshima der Atombombe. Die Menschheit hat einen langen Weg zurückgelegt, und heute sind über zweihundert Erreger bekannt, mit denen man im Rahmen eines biologischen Angriffs den Feind töten oder kampfunfähig machen kann...«

»Herr Doktor, zur Sache, bitte!« unterbrach ihn Lila brüsk.

Kadumi schluckte seinen Ärger hinunter. Es war nicht das erste Mal, dass ihn Lila ihre Macht als langjährige Vertraute Razas spüren ließ. Er lächelte schwach hinter seiner Sichtscheibe.

»Raza wünscht ausdrücklich, dass Sie alle exakt über die Wirkungsfähigkeit dieser Waffe, die er Ihnen anvertraut, informiert werden. Und das gilt auch für Sie, Lila!«

»Herr Doktor, wir wollen keine Zeit mit Streitereien verplempern!« entgegnete Lila.

»Nun gut. Anthrax-B-C wurde entwickelt, um durch Hautkontakt zu töten oder durch Einatmung oder über das Wasser. Sobald die Sporen erst einmal im Körper sind,



verursachen sie hohe Temperatur, Halsschmerzen, schweren Husten, ernstliche Atmungsprobleme und innere Schäden. Das Fieber führt zu einer Gehirnhautentzündung und damit zu Halluzinationen und zum Delirium. Wenn die Menschen dann sterben, sind ihre Körper schwärzlich wie damals beim Schwarzen Tod...«

»Bitte zügiger jetzt, Herr Doktor!« fauchte Lila. »Nennen Sie uns einfach die beste Methode, das Zeug unter die Leute zu bringen!«

Ihr plötzlicher Wutausbruch ließ die beiden Griechinnen erstarren und Dr. Kadumi bleich werden.

Er hob ein Fläschchen hoch und sagte: »Ein Weg wäre die Verteilung in einem unterirdischen Transportsystem wie etwa der Untergrundbahn in London oder der Metro in Paris. Die CIA zeigte, wie man das anstellt, indem sie vor ein paar Jahren einen harmlosen Wirkstoff über das Belüftungssystem im U-Bahn-Netz von New York verteilte. Hätte es sich dabei um einen giftigen Wirkstoff gehandelt, wären dabei bis zu einer Million Menschen infiziert worden.«

Der Arzt empfand es nahezu als Anerkennung, dass die beiden Griechinnen nach Luft schnappten. Dann seufzte er - Raza hatte ihm befohlen, die Risiken einer eigenen Ansteckung herunterzuspielen.

»Sie selbst sollten irgendeine Art von Gesichtsschutz und Handschuhe tragen«, sagte er.

»Wie wäre es«, wandte Lila ein, »mit einem kleinen elektrischen Zeitzünder, der das Fläschchen zerbricht, wenn es an Ort und Stelle ist?«

Kadumi nickte. »Das würde sicher funktionieren, aber es wäre weniger effektiv. Beim Zerschlagen des Flakons würde der gesamte Inhalt auf einen Schlag freigesetzt. Wirkungsvoller aber ist es, wenn er allmählich verteilt wird.«

»Und wie ist es in Wasser?« setzte Lila rasch nach.

Kadumi betrachtete das Fläschchen. »Wenn man das in ein kleines Wasserreservoir gießt, wäre es tödlich.«

»Wir haben's begriffen«, sagte Lila forsch. »Also los jetzt!«

Kadumi lief unter seiner Schutzhaube rot an. Er setzte das Fläschchen ab, drehte sich um und schlurfte zur Tiefkühltruhe. Er nahm den Zylinder heraus, legte ihn auf den Tisch, schraubte den Verschluss ab, und der Zylinder teilte sich in seine beiden Hälften. Das Tiefgefrorene Anthrax-B-C glitzerte im schattenlosen Licht der Deckenstrahler.

Er zögerte bewusst einen Augenblick, ehe er fortfuhr. »Bei vierzig Grad unter Null ist der Anthrax-Wirkstoff blockiert.

Im Gegensatz zu anderen Wirkstoffen kann er immer wieder aufgetaut und erneut eingefroren werden, ohne dass er an Wirkungsfähigkeit verliert. Theoretisch können Sie das hundert Jahre lang tun. Entscheidend ist, immer daran zu denken, dass schon beim Bruchteil eines Grades über Null der Erreger absolut tödlich wird. Und er gibt keinerlei Warnungen dafür ab, dass er nun wirksam ist. Seine Entdeckung und zuverlässige Identifizierung erfordern ziemlich viel Zeit und außerordentliche Erfahrung in der Diagnose. Er ist darauf angelegt, dass Ärzte seine Auswirkungen als Lungenentzündung einstufen. Wenn sie erst einmal ihren Fehler erkannt haben, sind ihre Patienten bereits tot.«

»Würden Sie bitte ein Fläschchen richten, Herr Doktor?« sagte Lila. »Ich muss noch ein bestimmtes Flugzeug erreichen.«

Kadumi kniff die Lippen zusammen, kleine Bäche von Schweiß rannen inzwischen an seinem Körper hinab. Je rascher er hier zum Ende gelangte, desto früher konnte er wieder aus diesem schrecklichen Anzug schlüpfen. Er griff nach einem Paar Chirurgenzangen und nahm behutsam die gefrorene Flüssigkeit aus dem Zylinder. Er legte den kleinen Eisblock vorsichtig zwischen zwei Backen auf dem Tisch und drehte an den Befestigungsschrauben, bis er zwar fest saß, aber auch nicht

durch weiteren Druck zerbrechen konnte.

Ohne jemanden anzuschauen, sagte Kadumi dabei: »Die Technik ist einfach. Wichtig aber ist, in Ruhe vorzugehen.«

Er griff nach einer kleinen elektrischen Chirurgenäge. Ein leises Sirren erfüllte die Luft, als er damit vom oberen Ende des Eisblocks eine hauchdünne Scheibe abschnitt. Er schaltete die Säge ab und nahm zwei dünne Spatel zur Hand, die er unter die kleine Scheibe schob, um sie mit ihrer Hilfe auf eine Schneideplatte zu heben.

Kadumi warf einen Blick auf die beiden Griechenmädchen. Diese starrten mit großen Augen auf das kleine Eisscheibchen.

Der Chirurg griff jetzt nach einem langschneidigen Skalpell und teilte das Scheibchen in kleine Splitter. Mit Hilfe einer Pinzette ließ er dann alle Splitter in das Parfümfläschchen fallen. Innerhalb weniger Augenblicke war die Arbeit getan. Mit dem Fläschchen in der Hand trat Kadumi an einen der Parfümbehälter.

Dann sagte er zu Lila: »Hier, halten Sie das!« Dabei drückte er ihr den Flakon in die Hand, den sie etwas mühsam in die behandschuhten Finger nahm.

Kadumi füllte eine kleine Spritze mit dem Parfüm, das die Farbe hellen Honigs hatte und ölig wirkte.

»Seine Hauptbestandteile sind Nelkenöl und Aloe«, erläuterte er dabei. »Der gewünschte Parfümduft bleibt auch bei Verdünnung erhalten.«

»Verdünnung?« fragte eine der Griechinnen.

Mit der gefüllten Spritze in der Hand wandte sich Kadumi ihr zu: »Bei der Verdünnung mit einer üblichen Kochsalzlösung, die Sie sich in jeder Drogerie besorgen können, behält Anthrax-B-C achtzig Prozent seiner Wirksamkeit.« Er wies mit einer Kopfbewegung auf das Fläschchen in Lilas Hand. »Mit dem Inhalt dieses Flakons können Sie bei entsprechender

Verdünnung vierzig, vielleicht auch fünfzig gleich große Fläschchen füllen, und mit jedem davon kann man ein paar Hundert Menschen umbringen. Theoretisch könnten Sie sogar noch weiter verdünnen und dennoch sicher sein, dass die garantierte Folge eine weit verbreitete furchtbare Erkrankung wäre. Sie werden das natürlich nicht tun müssen, schon lange vorher werden die Menschen die gefährliche Macht dieser Waffe begriffen haben.«

Faruk Kadumi begann, die Spritze in das Parfümfläschchen zu entleeren.

Das Schweigen wurde von dem größeren der beiden Griechenmädchen unterbrochen.

»Ist diese Erkrankung übertragbar, ansteckend?«

Ohne die Augen vom Flakon und der Spritze zu nehmen, gab Kadumi zur Antwort: »Nein - das ist nicht so wie bei der Pest. Sie können das Zeug zum Beispiel nicht in die Abwässer gießen und hoffen, dass die Ratten die Arbeit für Sie erledigen. Die wären schon tot, ehe sie nur das Abflussrohr hinter sich hätten. Aber im Gegensatz zu allen anderen biologischen Viren, Pilzen oder sonstigen Giftstoffen bleibt Anthrax-B-C in Leichen nicht länger als vierundzwanzig Stunden aktiv, Während dieser Zeit kann es unter gewissen Umständen übertragen werden.«

Er legte die jetzt leere Spritze auf den Tisch.

»Unter welchen Umständen?« fragte die andere Griechin.

Kadumi zuckte mit den Schultern. »Solchen, mit denen Sie es wohl kaum zu tun haben werden - einer Autopsie zum Beispiel. Wenn jemand innerhalb dieser vierundzwanzig Stunden mit dem Blut oder Körpersäften eines Infizierten in Berührung gerät, kann das die entsprechenden Folgen für ihn haben. Aber in erster Linie wurde Anthrax-B-C für Schlachtfeld-Bedingungen entwickelt - rasche Wirkung innerhalb begrenzter Zeit.«

Er nahm den gefüllten Parfümflakon Lila wieder ab, verkorkte und versiegelte ihn, indem er die Öffnung in ein kleines Gefäß

mit geschmolzenem rotem Wachs tauchte.

Das so verschlossene Fläschchen übergab er Lila. Dann begann er, unter den aufmerksamen Augen der beiden Griechinnen eine neue Scheibe von dem kleinen Eisblock abzusägen.

Lila ging auf die Schleuse zu, die in den kleinen Dekontaminierungsraum führte. Sie drehte das Stahlrad, das die Tür dorthinein öffnete, trat in die Schleusenkammer und verschloss die Tür wieder mit einem anderen Stahlrad. Auf die gleiche Weise öffnete und schloss sie dann die Tür, die in den Entseuchungsraum selbst Einlas gewährte.

Sie stellte dort das Fläschchen auf ein Ablagebrett und stieg aus ihrem Schutzanzug, unter dem sie nur einen Slip trug. Auch diesen zog sie aus und legte ihn mit dem Anzug auf eine Platte an der Wand. Dann zog sie an einem Hebel. In der Wand tat sich eine Öffnung auf, in welche die Platte mit der Bekleidung darauf hineingezogen wurde. Ein Hitzeschwall schlug Lila entgegen, ehe sich die Wandöffnung wieder schloss, hinter der die Kleidung dem elektrischen Ofen zugeführt wurde, der im Sand hinter dem Bunker verborgen war.

Wiederholt duschte Lila und rieb sich mit Fullererde ab, einem Dekontaminierungspulver auf Tonbasis. Anschließend trocknete sie sich unter einer in der Decke eingebauten kräftigen Warmluftdüse.

Mit dem Parfümflakon in der Hand trat sie dann in die Luftschleuse auf der anderen Seite des Entseuchungsraums und gelangte in eine Ankleidekammer. Dort zog sie die Kleidung an, die sie sich für ihre lange Reise zurechtgelegt hatte: Jeans, handgearbeitete Kalbslederstiefel und eine Bluse, in der ihre festen, prallen, ausladenden Brüste und ihre schmalen, jungenhaften Hüften vorteilhaft zur Geltung kamen. Sie warf rasch einen Blick in den Spiegel an der Wand. Ihre Haut strahlte Jugend und Gesundheit aus, und niemand würde glauben, dass

sie in einem Jahr ihren vierzigsten Geburtstag feiern würde.

Sie schlüpfte in eine charakteristische Jacke aus Denimstoff mit einer Vielzahl von Taschen, um darin belichtete Filme und einen Belichtungsmesser und all die anderen Dinge unterzubringen, die Kennzeichen eines Berufsfotografen sind. Sie überprüfte noch einmal, dass in einer Innentasche ihr amerikanischer Pass und ein Ausweis der Zeitschrift *Time* steckten sowie eine Bestätigung auf dem Originalbriefbogen der Zeitschrift, dass sie als freie Mitarbeiterin mit einem Sonderauftrag betraut worden sei. Diese Dokumente waren auf Anforderung Razas von der Mullah-Clique beschafft worden. Lila verstaute noch den Parfümflakon in ihrer mit Kameras voll gestopften Umhängetasche und verließ den Raum.

Der Jeep, der den kahlköpfigen Boten hergebracht hatte, stand noch wartend draußen. Der Fahrer hatte auf dem Rücksitz bereits die Reisetasche untergebracht, die sie schon früher gepackt hatte. Als er die Umhängetasche danebenstellen wollte, schüttelte Lila den Kopf. Sie nahm vielmehr auf dem Beifahrersitz Platz und stellte die Tasche behutsam neben sich.

Aus dem Schatten der Veranda vor der Villa erklang ein weicher arabischer Zuruf: »Viel Glück, Lila! Ich verlasse mich auf dich!«

Lila lächelte. Raza ließ niemals die Wichtigkeit solcher Ermahnungen außer acht.

»Du kannst dich auf mich verlassen!« rief sie zurück und stupste den Fahrer mit dem Ellbogen in die Seite.

Der Jeep fuhr in die Wüste hinaus. Diese schien sich mit ihren eigenen Lauten zu füllen, als es allmählich kühler wurde. Dann wurde Lila bewusst, dass sie auf den Schlag ihres eigenen Herzens lauschte.

### 3

Morton fiel sofort auf, das Walter Bitburg nicht wie sonst üblich seine Augen beherrschen konnte. Diese waren grau wie auch sonst alles am Direktor des Mossad - aber Bitburg »spielte damit Billard«, seit sich Morton in diesem fensterlosen Raum neben dessen Büro befand.

Dieses Büro war eingerichtet wie die Bibliothek eines reichen Mannes: Ledergebundene Bücher in Wandregalen, ein beachtlicher Schreibtisch aus dem siebzehnten Jahrhundert, den ein früherer Bitburg in dem Jahr, in dem Hitler an die Macht gelangte, bei seiner Flucht aus Deutschland hatte mitnehmen können. Dieser nüchterne Raum hier aber mit seinen einheitlich grau gestrichenen Wänden und einer gleichen Decke und dem grauen Metallschreibtisch in der Mitte, um den jetzt die drei Männer saßen, wurde »Bitburgs Bunker« genannt.

In solchen Augenblicken erinnerten Bitburgs Augen Morton immer an Billardbälle, die von einem Queue in Bitburgs Kopf angetrieben wurden. Was ging dort vor, immer und immer wieder sich im Kreise drehend? Bitburgs Methode war, stets alles in Kästchen einzuordnen und diesen dabei sozusagen ein Etikett aufzukleben, auf dem der Grad an Wahrscheinlichkeit oder Beweiskraft dafür vermerkt war. Wenn Bitburg der Meinung war, dass dieser nicht ausreichte, führten seine Augen ein Eigenleben in der geschilderten Weise. Und das war jetzt der Fall, als Morton berichtete.

»Als ich nach Bangkok zurückkehrte, waren sämtliche Spuren der Araber gelöscht worden - Hotelreservierungen, Buchungen der Flüge und so weiter. Ihre Namen waren sogar aus den Computern der Einwanderungsbehörde getilgt worden. Das schafft nur die Clique der Mullahs. Und die nimmt das nur dann

auf sich, wenn es um etwas wirklich Wichtiges geht.«

Bitburg lehnte sich vor, und das Licht aus der Neonleuchte spiegelte sich in seinen dicken Brillengläsern. »Und die Bank? Gibt es irgendeinen Beleg dafür, dass die zwei Millionen Dollar tatsächlich überwiesen wurden?«

Morton ließ weder Ungeduld noch Ärger erkennen. »Ich habe persönlich gesehen, wie der Mann das Geld nachzählte.«

»Aber doch sicher nicht die ganze Summe? Dafür hätte er ja eine volle Stunde gebraucht!«

Morton fragte sich, ob Bitburgs dicke Brillengläser wohl neben dem Zweck, sein Sehvermögen zu verbessern, auch noch der Aufgabe dienten, ihm den Blick auf die Realität zu verstellen. »Das kann ich nicht beurteilen, Walter. Ich hatte leider noch nie die Gelegenheit, zwei Millionen Dollar zu zählen.«

Das eintretende Schweigen ließ mehr erkennen als eine gewisse Distanz zwischen den beiden Männern - es lag etwas Breiteres und Tieferes zwischen ihnen.

»Auf was es mir ankommt, David: gesicherte Wahrscheinlichkeit, etwas wirklich Greifbares. Und daran, so fürchte ich, fehlt es hier.«

Morton starrte weiter Bitburg an und rief sich die Ereignisse auf der Lichtung in jeder unvergesslichen Einzelheit in Erinnerung.

Bitburg drehte die beiden chinesischen Ausweise in den Händen und musterte sie immer wieder sorgfältig. »Wenn ich es recht verstehe, stützen sich Ihre Vermutungen im Wesentlichen hierauf?«

»Es sind erheblich mehr als Vermutungen, Walter!« Bitburg legte die Ausweiskarten auf den Tisch. »Korrigieren Sie mich bitte, David, wenn ich jetzt etwas Falsches sagen sollte. Als Sie erstmals unsere Aufmerksamkeit auf Tschengtu lenkten, wiesen



Sie, wenn ich mich recht erinnere, besonders darauf hin, dass die Anlage ziemlich dicht an der traditionellen Strecke liege, auf der die chinesischen Rauschgiftschmuggler ins Goldene Dreieck und wieder hinaus gelangten. Außerdem gebe es mindestens zwei bis drei Anlagen in unmittelbarer Nähe, in denen Kokain fabriziert werde. Ist das soweit richtig, David?»

»Heute gibt es vier solcher Kokainküchen.«

Bitburg nagte an seiner Unterlippe. »Vier? Aha.« Er warf einen raschen Blick auf die Kartellen in seiner Hand. »Ich erinnere mich auch daran, dass Sie meinten, einige der Leute dort in Tschengtu könnten sich vielleicht einen gewissen Nebenverdienst dadurch verschaffen, dass sie ihre Fähigkeiten diesen Kokainküchen zur Verfügung stellten.«

»Ja. Aber darum geht es diesmal nicht.«

Bitburg nahm die Ausweise hoch. »Alles, was diese Ausweiskarten beweisen, ist, dass die beiden Männer Angestellte des Staatlichen Forschungszentrums waren. Sie sind kein Beweis dafür, dass sie irgendetwas rausschmuggelten. Kein Beweis dafür, dass der dritte Mann ebenfalls dort angestellt war - der könnte auch ein Drogenschmuggler sein, oder was auch immer. Vor allem aber keinerlei Beweis dafür, dass dies irgend etwas mit Raza zu tun hat.«

»Aber ich hörte doch den Mann, Walter, unmittelbar bevor diese verdammten Kopfhörer versagten!«

Bitburg senkte den Blick auf die vor ihm liegenden Papiere. Als er wieder aufschaute, war sein Ton trocken und geschäftsmäßig: »Ja, ich habe der Abteilung Forschung und Entwicklung mein Missfallen darüber zum Ausdruck gebracht. Aber so etwas passiert leider, insbesondere, wenn die Leute allzu scharf darauf sind zu beweisen, dass etwas funktioniert.«

Seine Augen nahmen ihr unruhiges Herumirren wieder auf. »Was Sie gehört haben, David, war lediglich ›... za‹. So steht das wörtlich in Ihrem Bericht: ›... za‹. Das könnte genauso gut

die Endsilbe von ›Gaza‹ sein. Und es gibt Hunderte von arabischen Namen und Orten, die auf ›za‹ enden - Ihr Vater wird Ihnen das bestätigen.«

Bitburg senkte den Blick wieder auf die vor ihm liegenden Papiere, als könnten diese seine Worte bestätigen. Morton ließ seinen Blick auf Bitburgs gesenktem Kopf ruhen. In wenigen Tagen würde Steve Vaughan seinen siebzigsten Geburtstag feiern. Er hatte vor, ihn unerwartet zu überraschen, und hoffte, das für ihn mitgebrachte Geschenk würde ihm Freude bereiten.

Bei seinem letzten Besuch hatte sich gerade Ruths Tod zum ersten Mal geäußert. Nach dem Abendessen hatte sich Steve in seinen Lehnssessel gesetzt und erläutert, dass man unterscheiden müsse zwischen Vergeltung und Rache - die erstere erlaube die Thora, die letztere nicht. Morton hatte Steve die Schrifttexte und die Gelehrten zitieren lassen, ohne einzuwenden, dass Raza sich keineswegs nach den Regeln eines Maimonides oder Raschid richte.

Bitburg schaute auf. »›... za‹, David, das ist alles. Und es kann alles bedeuten - einen beliebigen Namen, Ort, was immer.«

»Glauben Sie das wirklich, Walter?« Morton fragte das mit ruhiger, eindringlicher Stimme, und seine Augen ließen dabei Bitburg nicht los. »Sie glauben wirklich, ich wüsste es nicht, wenn es um Raza geht? Wüsste nicht, dass diese Leute eben seine Leute waren? Das soll ich Ihnen abnehmen?«

Bitburg legte die Ausweiskarten wieder hin. »Ich brauche einfach mehr als das, ehe ich zum Ministerpräsidenten gehen kann!«

Der dritte Mann am Tisch zuckte nur schweigend mit den Schultern. Morton hatte schon immer an Danny Nagier dessen Fähigkeit zu schätzen gewusst, mit einem einzigen Achselzucken seine Geringschätzung auszudrücken.

»Unsere Aufzeichnungen beweisen eindeutig, Herr Direktor, dass die zwei Millionen an die Thailändische Bank gegangen

sind.« Für jemanden, der seine Zeit oft damit verbrachte, auf Flüstern zu lauschen, hatte Danny Nagier eine ungewöhnlich laute Stimme.

Bitburgs Augen gelangten für einen Moment zur Ruhe.

»Ihre Aufzeichnungen sagen aber nichts darüber aus, wofür das Geld bestimmt war.«

»Richtig, einen Nachweis dafür gibt es nicht«, polterte Danny, »aber ich wette darauf, dass David völlig recht hat.«

Im Yom-Kippur-Krieg hatte er das linke Auge eingebüßt und trug seitdem eine Klappe über der Augenhöhle. Der Verlust minderte nicht im Mindesten seine Fähigkeiten bei der Leitung der gesamten Abhöraktivitäten des Mossad. Und mit seinen fünfundfünfzig Jahren schätzte er es immer noch, selbst von der vordersten Front aus die Einsätze zu leiten.

Danny wandte sich an Morton. »Irgendeine Vorstellung, wie viel von diesem Anthrax-B-C sich in diesem Aktenkoffer befunden haben könnte?«

Nichts anderes hatte Morton mehr beschäftigt als diese Frage, seit er die Dschungellichtung verlassen hatte. »Ich stelle mir vor, vielleicht so etwa ein Pfund. Ein paar Dutzend Gramm können bei entsprechender Verdünnung schon Tausende von Menschen töten - und ein Pfund Zehntausende, wenn nicht sogar noch erheblich mehr.«

»Großer Gott!« stöhnte Danny.

Bitburgs Augen nahmen ihr Billardspiel wieder auf. »Aber wir *wissen* das alles nicht tatsächlich. In dem Aktenkoffer könnte weiß Gott was gewesen sein! Nach übereinstimmender Meinung der Geheimdienste ist Raza derzeit nicht in der Lage, etwas Spektakuläres zu unternehmen. Die Misserfolge in London und Berlin waren ein schwerer Schlag für ihn und der Verlust seines Beschützers Saddam Hussein fast noch mehr. Was Raza allenfalls noch zuzutrauen ist, ist der Schutz von Drogenschmugglern.« Bitburg lehnte sich in seinem Sessel

zurück und ließ seine Augen zwischen Morton und Nagier hin und her wandern. Zur Ruhe gelangten sie aber nicht, und er fuhr fort: »Die Amerikaner, die Briten alle sagen das gleiche: Mit diesen beiden Fehlschlägen hat Raza sein Pulver verschossen. Wenn diese Mullahs auch nur halb so gerissen sind, wie Sie sie einschätzen, werden sie ihr Geld auf keinen Fall in Raza investieren.«

Morton schüttelte den Kopf. »Walter, Raza ist schließlich Terrorist. Der braucht einfach Action, und er setzt immer auf Eskalation, wenn seine Forderungen nicht erfüllt werden. Und er ist immer gut für unangenehme Überraschungen. Alles, was ich von ihm weiß, sagt mir, dass wir auf eine weitere gefasst sein müssen.«

»Beweise brauche ich, David, Beweise! Verschaffen Sie mir irgendeinen Beweis, und ich gehe sofort zum Ministerpräsidenten.«

Danny Nagier zuckte erneut verächtlich mit den Schultern, Morton sah mit verschränkten Armen auf Bitburg, der nochmals in seinen Unterlagen nachlas.

Nach seiner Rückkehr von Bangkok nach Tel Aviv hatte Morton einen Vormittag mit dem Schreiben seines Berichts und der üblichen mündlichen Berichterstattung nach einem Einsatz verbracht. Die junge Rechtsanwältin in der Abteilung Einsatzbewertung hatte vernünftige Fragen gestellt.

Sie hatte ihn an Shola erinnert. Sechs Monate nach dem Tod von Ruth hatte er in Beirut die Leute aufspüren können, die für Raza die Bomben bastelten. Shola war damals neu in der Abteilung Einsatzbewertung, und er hatte für sie auf einer Landkarte mit Nadeln die Plätze markiert, wo die Terroristen tätig waren. Mirage-Jagdbomber hatten diese Nester ausgelöscht, und um dieselbe Zeit hatte er Shola zum Essen ausgeführt.

Dabei hatte er festgestellt, dass auch sie eine Überlebende der

stalinistischen Verfolgung war. So einfach hatte es zwischen ihnen begonnen. Vier Monate später waren sie verheiratet. Er hatte sich eingeredet, dass dies ein neuer Anfang sei, und er hatte auch wirklich daran geglaubt, ohne zu fühlen, dass etwas nicht in Ordnung war - bis zu dem Tag, als er aus dem Irak zurückkehrte und feststellen musste, dass Shola zu ihrer Schwester nach New York gereist war. Sie hatte ihm einen Brief hinterlassen, in dem sie ihm mitteilte, dass sie dieses Leben nicht länger ertragen könne. Sechs Wochen später folgte ein Brief von einem Rechtsanwalt in der Bronx: Shola verlange die Scheidung. Er hatte keinen Widerspruch eingelegt, sondern alles, was sie haben wollte, in Kisten verpacken und an sie auf den Weg bringen lassen. Zwölf Kisten waren es gewesen eine für jeden Monat, den sie miteinander verbracht hatten.

Bitburg schaute hoch. »Ich kann hier wirklich nichts finden, was mich zu einer Meinungsänderung veranlassen könnte.«

»Mehr gibt es leider nicht zu berichten, Walter. Ich könnte allenfalls noch Einzelheiten über die erforderlich gewesene Ausschaltung der Gegner nachliefern.«

»Nein, danke, das ist nicht nötig!« Bitburg schätzte Details über Gewaltmaßnahmen überhaupt nicht - sie hätten seine feinsinnigen Ansichten über Geopolitik nur stören können. Das graue Schweigen kehrte zurück, passend zu Bitburgs grauem Bankiersanzug. Er war Direktor geworden im Rahmen einer jener Säuberungsaktionen, die beim Mossad immer wieder einmal stattfanden. Ein echter Bankier, fand Morton: Schreiben Sie alles auf, und vergessen Sie nicht eine Kopie für die Ablage!

Bitburg räusperte sich, er neigte zu sommerlichen Erkältungen. Dann schaute er Morton an.

»Korrigieren Sie mich bitte«, sagte er, »wenn ich irre, aber soweit ich informiert bin, kann man bei rechtzeitiger Entdeckung den Milzbrand erfolgreich mit Penicillin bekämpfen.«

Morton antwortete gelassen und bestimmt: »Die Chinesen haben dafür gesorgt, dass Anthrax-B-C auf keine der üblichen medizinischen Gegenmaßnahmen anspricht. Atropin und Pralidoxin wären völlig wirkungslos, wobei nicht verschwiegen werden soll, dass sie auch gegen die anderen biologischen Waffen kaum einen Schutz bieten. Das einzig denkbare Gegenmittel gegen Anthrax-B-C könnte dieses neue PEG-Enzym sein, das als Nebenprodukt der jüngsten AIDS-Forschung angefallen ist. Laut Theorie müsste es, um eine Chance gegenüber Anthrax-B-C zu haben, innerhalb der allerersten Stunden nach Auftreten typischer Symptome verabreicht werden. Anschließend wären große Dosen in sechsstündigen Abständen während der nächsten achtundvierzig Stunden nötig. Ob das alles stimmt, wird man erst wissen, wenn es ausprobiert worden ist. Aber ich empfehle auf alle Fälle, dass unsere Laboratorien das Mittel in erheblichen Mengen zu produzieren beginnen. Auf diese Weise werden wir wenigstens etwas in der Hand haben. Außerdem empfehle ich, unsere Verbündeten zu veranlassen, für entsprechende Reserven davon zu sorgen.«

Bitburgs Augen flitzten umher, als witterte er jetzt einen Durchbruch. »Was hätten wir dann? Ein Mittel, das wirken kann - oder eben auch nicht. Und dessen Herstellung einen Haufen Geld kostet - stimmt's?«

Mortons Blick war so ruhig wie seine Stimme. »Richtig es ist sehr teuer, und es gibt keinerlei absolute Garantie dafür, dass es tatsächlich wirkt.«

»Trotzdem aber schlagen Sie vor, dass man alle Welt zur Herstellung dieses Zeugs drängen soll?«

»Weil es das einzig Logische ist, das man im Augenblick tun kann.«

»Das einzig Logische«, wiederholte Bitburg. »Manchmal, David, wünschte ich mir wirklich, Sie würden nicht so

verdammt englisch klingen. Wenn man sich zu weit von seiner

Herkunft und seinem Glauben wegbewegt, pflegte mein Vater zu sagen, bewegt man sich weg von dem, was wirklich wichtig ist.«

»Durch meinen Aufenthalt in Cambridge bin ich kein schlechterer Jude geworden, Walter. Er hat mir lediglich verdeutlicht, dass der Glaube kein Gefängnis sein muss.«

Bitburg lächelte dünn. »Sie argumentieren wie ein Jesuit, David.«

»Ich hoffe jedenfalls, dass ich wie jemand klinge, dem es wichtig ist, dass Sie seinen Empfehlungen folgen.«

Bitburg rettete sich wieder in einen Blick in seine Unterlagen.

Danny Nagier wandte sich an Morton: »Wie lange wird es dauern, bis man diesen Stoff in ausreichenden Mengen produziert hat?«

»Zehn Tage, wenn unsere Labors rund um die Uhr arbeiten, Danny. Das müsste dann reichen für jeden Mann, jede Frau, jedes Kind hier im Land. Wie lange unsere Verbündeten brauchen, um für einen entsprechenden Vorrat zu sorgen, kann ich nicht beurteilen.«

Bitburg hob wieder den Kopf. »Ich finde hier keine Anhaltspunkte, die derart weitreichende Maßnahmen rechtfertigen würden. Aus wenig Greifbarem kühne Schlüsse zu ziehen, ist eine Sache für sich. Aber meines Erachtens gehören die verschiedenen Stücke, die Sie hier zutage gefördert haben, David, unterschiedlichen Puzzles an. Das, was dabei zusammenpasst, besagt nicht mehr, als dass Sie dort im Dschungel ein Rauschgiftgeschäft gestört haben.«

Morton ließ das Schweigen eine ganze Weile lasten, ehe er antwortete: »Warum soll man das nicht Karschoff überlassen? Lassen Sie ihn entscheiden, Walter!«

»Der Ministerpräsident erwartet von *mir*, dass ich entscheide,

David!«

Das grelle Licht von der Decke hob die Zornesader hervor, die sich auf Bitburgs Stirn zeigte. Er sagte: »Wenn wir einmal davon ausgehen, dass Sie nichts übersehen haben, was haben wir dann tatsächlich? Drei tote Araber, denen wohl niemand nachweinen wird, auch wenn es ein unangenehmer Vorfall bleibt. Wenn die Chinesen es erfahren, könnte das ein schwerer Rückschlag für unsere Bemühungen sein, mit Peking zu einer Entspannung zu gelangen.«

Aus Bitburgs Büro klang der Halbstundenschlag einer Standuhr. Man hatte sie Bitburg zu seinem sechzigsten Geburtstag geschenkt. Schon zu diesem Zeitpunkt war er längst in seinen Vorgefassten Überzeugungen erstarrt und verknöchert.

Der Direktor räusperte sich. »Wie war das übrigens mit diesen Kindern? Gab es denn da keine Möglichkeit, sie zu warnen?«

»Nein, Walter, es gab keine.«

»Aha! Nun, ich kann nur hoffen, dass ihr Tod nicht uns angelastet wird. Das würde zu...«

»Ich habe sie nicht getötet, Walter...« Das lastende Schweigen wurde von Danny Nagier unterbrochen: »Könnte es nicht sein, dass man einen der Wissenschaftler in Tschengtu bestochen hat?«

»Warum haben denn Ihre Leute den Geldboten aus den Augen verloren?« fragte Bitburg ungnädig.

Nagier zuckte mit den Schultern. »Meine Leute sind gut. Aber Wunder überlassen sie Gott.«

»Es gab Hunderte von möglichen Wegen zur Rückkehr«, unterstützte ihn Morton. »Und es ist völlig ausgeschlossen, sie alle zu überwachen. Im Übrigen hat Danny sicher recht: Ich glaube auch, dass man einen der Wissenschaftler in Tschengtu gekauft hat.«

Bitburgs Augen fanden nun einen Ruhepunkt. »Sie glauben,



David - aber einen Beweis haben Sie auch dafür natürlich nicht.«

Morton starrte Bitburg nur an, ohne eine Antwort zu geben.

Der Direktor fuhr fort: »Um das Zeug aus Tschengtu herauszuschleusen, hätte man eine ganze Menge von Leuten bestechen müssen. Und mit jeder Bestechung wären die Gefahren der Entdeckung gestiegen. Wenn ich mich recht erinnere, hat gerade Tschengtu ein sehr hoch entwickeltes Überwachungssystem.«

Morton holte tief Luft und antwortete: »Gerade deshalb würden sie dort nicht annehmen, dass irgend jemand es wagen würde, zu versuchen, es zu unterlaufen. Mehr als diese zwei Wachen brauchte der Wissenschaftler nicht. Und er schaffte es sogar, dass sie ihn begleiteten, um zu gewährleisten, dass Razas Leute ihn nicht aufs Kreuz legten.«

»Nichts als Spekulationen. Aber wenn Sie schon meine Überzeugung, dass es sich hier um nichts weiter als ein Rauschgiftgeschäft gehandelt hat, nicht akzeptieren wollen, sollten Sie vielleicht über folgendes nachdenken, David: Wir wissen doch alle, dass die Chinesen wieder ganz groß ins Waffengeschäft mit dem Nahen Osten eingestiegen sind. Könnten denn diese Araber nicht vielleicht eine Anzahlung für eine Waffenlieferung nach Libyen oder Syrien gebracht haben?«

»Ich kann Ihnen sicher nicht die Beweise liefern, Walter, die Sie haben möchten. Zugegeben. Aber wenn ich auch nur etwas in diesem Geschäft gelernt habe, dann ist es dies: dass ich mich auf mein eigenes Gefühl verlassen kann. Und das sagt mir, dass Raza jetzt wahrscheinlich über eine ansehnliche Menge von Anthrax-B-C verfügt.«

Bitburg beugte sich vor und fuhr Morton an: »*Wahrscheinlich*, David? Und Sie erwarten von mir tatsächlich, dass ich zum Ministerpräsidenten gehe, um ihm zu sagen, dass Raza *wahrscheinlich* über dieses Zeug verfügt? Und dass er

doch bitte Washington und London anrufen möge und sonst noch jede Hauptstadt, in der er Ansprechpartner hat, um dort mitzuteilen, es gebe da *wahrscheinlich* einen Terroristen, der *wahrscheinlich* über diesen neuen Milzbranderreger verfüge? Da sind schon wegen erheblich geringfügigerer Dinge Leute in die Wüste geschickt worden. Da brauche ich schon etwas mehr dafür, David, *erheblich* mehr. Sie wissen wir alle wissen es -, dass die Beziehungen zu unseren Verbündeten zurzeit nicht so sind, wie sie sein sollten. Sie haben schon nicht auf uns gehört, als wir sie davor warnten, dass Saddam Hussein nach Kuwait einmarschieren würde. Dabei konnten wir ihnen damals Brief und Siegel darauf geben. Und jetzt erwarten Sie, dass die uns allein aufgrund Ihres *sicheren Gefühls* glauben?«

»Walter, die politischen Entscheidungen muss ich Ihnen und dem Ministerpräsidenten überlassen. Alles, was ich weiß, ist lediglich, dass eine jegliche Bedrohung durch Raza, diesen Milzbranderreger einzusetzen, sich nicht nur gegen uns allein richten wird, sondern eine Gefahr für die ganze Welt darstellt.«

»Könnten Sie das näher begründen?«

Nach längerem schweigenden Überlegen erläuterte Morton mit ruhiger Stimme: »Als dieser verrückte alte Khomeini damals noch seine wütenden Tiraden losließ, meinte er, dass der Iran die ganze Welt angreifen müsse. Aber aus dem Schlag gegen Saddam Hussein haben seine Nachfolger bestimmte Lehren gezogen. Sie sind nun überzeugt, dass der Weg zum Sieg nicht über die direkte Konfrontation führen kann, sondern dass es dazu Umwege braucht.«

Morton schaute Danny Nagier an. »Zwei von den im Libanon aufgefangenen Telefonaten gingen nach Teheran, nicht wahr?«

»Richtig - es waren Gespräche mit dem dortigen Mullah Ali Akbar Muzwaz. Und es ging dabei um die zwei Millionen Dollar, die nach Bangkok überwiesen werden sollten«, bestätigte Nagier.

Morton wandte sich wieder Bitburg zu. »Als ich das letzte Mal in Teheran war, saß Muzwaz schon sicher als Führer der Mullah-Clique im Sattel. Khomeinis Kriegskasse zur Unterstützung von Unruhen war fest in ihrer Hand. Das könnten gut an die hundert Millionen Dollar sein. Sie sind verteilt auf die Hälfte der in Genf ansässigen Banken. Allein mit den Zinsen daraus könnte man jede Menge schwerwiegender Probleme finanzieren. Und Sie wissen ja zur Genüge, Walter, wie schwierig es ist, in der Schweiz etwas zu erreichen, selbst wenn es nur um das Einfrieren solcher Gelder geht.«

Bitburgs rasches, angewidertes Nicken bestätigte die entsprechenden Schwierigkeiten in einer Welt, in der er sich unbestritten auskannte.

Morton fuhr fort: »Die verbissenen Fundamentalisten sind keineswegs auf wunderbare Weise verschwunden. Sie haben lediglich gelernt, dass es besser ist, nicht so laut herumzuschreien, dass man auch auf die unauffällige Tour seine Ziele erreichen kann. Wenn wir das allerdings in Washington oder London sagen, von Paris ganz zu schweigen, werden wir natürlich als ›Falken‹, als ›Hardliner‹ abgestempelt.«

Nagier nickte zustimmend, und Morton fuhr fort: »Die Mullah-Clique weiß inzwischen sehr gut, wie sie das für sich nutzen kann. Und sie weiß, wie man eine Bevölkerung von hundert Millionen Menschen für seine Zwecke einspannt. Alle glauben daran, dass ihr Führer, der Imam, seit vielen hundert Jahren in der Wüste lebt und auf den richtigen Zeitpunkt wartet, um sein Ideal eines reinen Islam zu verwirklichen. Die Mullahs predigen, dass das nur in Verbindung mit einem Blutbad geschehen könne. Dass erst Israel zerstört werden müsse, um die Rückkehr des Imams zu ermöglichen. Dass auch noch der letzte Jude mit Gewalt von seinem Land vertrieben werden muss. Aber seit dem Golfkrieg wissen die Mullahs auch, dass der Westen das niemals zulassen wird. Daher brauchen die Mullahs jemanden, der dem Westen eine solche Angst einjagen kann,

dass sogar die Vereinigten Staaten versuchen würden, uns dazu zu bringen, freiwillig unser Land zu räumen. Und meine Überzeugung, die aus dem Bauch kommt, sagt mir, dass die Mullahs dazu Raza angeheuert haben.«

»Was ist sein Lohn?« fragte Nagier fast flüsternd. »Ruhm und Anerkennung natürlich und die Rechtfertigung für seine terroristischen Anschläge. Töten im Namen des Propheten rechtfertigt alles. Er könnte sich als ein neuer Saladin fühlen und gliche allen Helden des Korans. Raza ist der Urtyp des Killers, der sich als größter aller Patrioten feiern lässt.«

Bitburg brauchte länger als üblich, um sich die Kehle Freizuräuspern. »Ein eindrucksvolles Szenario, unbestritten. Aber bleiben wir doch mal zunächst bei der Geschichte in China. Ich weiß nur, dass sowohl die CIA als auch die Deutschen und die Briten, und die sind alle in China gut drin, mir geschlossen versichern, keiner hätte jemals auch nur ein Sterbenswörtchen davon gehört, dass man Anthrax-B-C aus Tschengtu hinausgeschmuggelt hätte. Und leider sei es auch trotz entsprechender Bemühungen niemandem gelungen, von dem ominösen Aktenkoffermann eine Spur zu finden.« Er griff nach einem Bogen Papier und fuhr fort: »Auf meine besondere Bitte hin schickte die CIA ein Team zu der angegebenen Lichtung. Die fanden nicht das Geringste - nicht eine einzige Patronenhülse.«

»Wieso haben Sie veranlasst, dass die CIA tätig wird?« fragte Morton bedrohlich ruhig.

»Weil sie am nächsten dran waren. Und weil ich entschieden habe...«

»Das durften Sie nicht tun, Walter, niemals. Sie können nicht irgendetwas veranlassen, was *meine* Arbeit betrifft, ohne das vorher mit *mir* abzustimmen.«

Morton saß ganz ruhig da und starrte Bitburg an.

Als der Mossad damals während seines letzten Jahres in

Cambridge bei ihm erschienen war, um ihn anzuwerben, war er dem Appell an seinen Patriotismus, dem Schleier des Geheimnisvollen um diese Institution und der Überzeugung erlegen, dass seine geistigen Innigkeiten umfassender, vielseitiger und insgesamt höher entwickelt seien als die aller anderen. Er hatte aber auch dem Mossad-Mitarbeiter gesagt, dass er nicht an einem Schreibtischposten interessiert sei, und dieser hatte ihm geantwortet, das hänge davon ab, wie er sich bewähre.

Dazu hatte er dann Gelegenheit gehabt an allen Orten, an denen Israels Interessen bedroht waren. Schließlich hatte man ihm eine Stelle als Instrukteur angeboten mit dem Auftrag, nach Talenten zu forschen, und in Verbindung mit der Zusicherung, dass er Einsätze leiten könne. Er hatte angenommen unter der Bedingung, dass er niemandem direkt unterstellt war. Ein entschlossener, pragmatischer Vorgänger von Karschoff hatte zugestimmt, und auch dessen Nachfolger hatten sich an diese Vereinbarung gehalten.

Bitburg zwang sich zu einem schwachen Lächeln. »Aber ich wollte Sie doch bestimmt nicht kränken, David.«

Danny Nagier zuckte ein weiteres Mal mit den Schultern.

Morton fühlte sich plötzlich müde - und er hatte den Eindruck, dass er hier seine Zeit vergeude. Er wünschte sich nur noch, dass dieses Gespräch bald ein Ende finden möge, und sagte: »Die CIA sollte wissen, dass Raza für seine Sorgfalt berühmt ist - seine Leute werden dort entsprechende Spuren genauso sorgsam beseitigt haben, wie wir das in solchen Fällen zu tun pflegen.«

»Nun gut - ich werde Ihren Bericht dem Ministerpräsidenten vorlegen, aber zugleich empfehlen, nichts zu unternehmen, ehe uns nicht aussagekräftigere Beweise vorliegen.«

Morton stieß seinen Stuhl zurück und stand auf. Bitburg hatte mal wieder eine seiner Entscheidungen getroffen, die eines

Bankiers würdig waren. Ohne ein weiteres Wort verließ er den grauen Raum. Es war Zeit, zu seinem Treffen mit dem »Syrer« aufzubrechen.

## 4

Der unter dem Spitznamen »Mortons Streitwagen« bekannte Hubschrauber flog so niedrig, dass er eine Fahne von aufgewirbeltem Wüstenstaub hinter sich herzog.

Morton hoffte, dass der Langstreckenhelikopter in dieser geringen Höhe vom Radar der Jordanier und Iraker nicht entdeckt wurde, oder dass man ihn mit einer Kamelherde verwechselte, die zu einem anderen Futterplatz zog. Die Maschine trug einen Radarabweisenden Anstrich, und ihre schwere Bewaffnung war gegen Zusatztanks ausgetauscht worden, um die weite Strecke in den öden Norden des Iraks bewältigen zu können. So waren der einzige Schutz des Hubschraubers die Tornados und Eagles, deren Kondensstreifen Morton in einer Höhe von zehntausend Metern gesehen hatte. Aber diese Eskorte würde umkehren, sobald der Hubschrauber die Toten Berge erreicht hatte. Von dort an hatten sie keine Möglichkeit mehr, »Mortons Streitwagen« zu schützen.

Morton starrte weiterhin aus dem Kabinenfenster, ohne auf das Fachgespräch der beiden Piloten zu achten, das seine Kopfhörer füllte. Mit ihm hatten die beiden Männer so gut wie nicht mehr gesprochen, seit sie auf dem Flugplatz nördlich von Tel Aviv aufgestiegen waren. Die Stadt selbst war in grauen Dunst gehüllt gewesen. Man sagte, die Mischung aus Autoabgasen und Ozon von der See her sei dafür die Ursache. Er wusste es besser - diese schädliche Wolke war die Atemluft, die man an die Bitburgs dieser Welt verschwendete.

Ein Zionist war Morton keineswegs. Er hatte zu seiner eigenen Überzeugung nicht dadurch gefunden, dass er die anderer Menschen unterdrückte oder einem blinden Glauben anhing. Diese vier Jahre in Cambridge hatten ihn gelehrt, dass es

etwas Wichtigeres gab - sie hatten ihn die Bedeutung wahrer Freiheit gelehrt. Und diese schloss das Recht ein, zu leben und leben zu lassen.

Er hätte sich über Bitburgs Kopf hinweg unmittelbar an den Ministerpräsidenten wenden können. Dabei hätte er aber die Gefahr heraufbeschworen, dass der Mossad ein weiteres Mal in Parteien zersplittert wurde. Bitburg hatte schließlich seine Anhänger - die große Masse all jener nämlich, die auf Anforderungen nur reagierten, nachdem sie sich vergewissert hatten, dass sie durch etwas Schriftliches gedeckt waren - und diese würden kämpfen, um einen der ihren zu verteidigen. Andererseits hatte Bitburg recht mit seiner Behauptung, die Beziehungen Israels zu seinen Verbündeten seien derzeit denkbar schlecht.

Trotz dessen, was in der Golfregion geschehen war, klammerte sich der Westen an die Einschätzung, eine Koexistenz mit dem militanten Islam sei möglich. Als noch George Bush und John Major im Amt gewesen waren, hatten sie ihnen immerhin zugehört. Doch jetzt saß ein Araberfreund in der Downing Street, und im Weißen Haus beeinflussten andere Araberfreunde Politik und Strategie des Präsidenten. Ihre Grundüberzeugung war, dass man sich mit der arabischen Welt arrangieren müsse, wozu es wieder erforderlich sei, Israel davon abzuhalten, Unruhe zu stiften. Das bedeutete jedenfalls, dass der Mossad die Finger vom Alarmknopf lassen musste.

Ein jedes Mal, wenn es gar keine Alternative gegeben hatte, als ihn zu drücken, hatten seine Kollegen in den westlichen Geheimdiensten vorher Beweise verlangt. Das war so gewesen vor der Katastrophe von Lockerbie und vor allen anderen Anschlägen, vor denen er sie gewarnt hatte. Hinterher hatten sie natürlich stets gesagt, sie hätten selbstverständlich etwas unternommen, wenn es nur irgendeinen Beweis gegeben hätte. Jeder Geheimdienst hatte offenbar seine Bitburgs.

Morton hatte keine großen Zweifel, was geschehen würde,



wenn man den Westen vor Raza warnte. Zuerst würde es jede Menge von Sitzungen geben. Dann würde man jemanden zu den Chinesen schicken, und diese würden selbstverständlich leugnen, jemals etwas Derartiges überhaupt hergestellt zu haben. Solche Dementis gehörten zu den Grundzügen der chinesischen Politik. Dann würde ein Abschlusstreffen stattfinden und dessen Ergebnis wäre: abwarten, bis Beweise vorliegen. Die Bitburg-Lösung!

Vierzig Minuten nach dem Eindringen in den irakischen Luftraum überquerte der Hubschrauber die ersten niedrigen Bodenerhebungen. In der Ferne sah man die granitenen Toten Berge aufsteigen, deren gezackte Spitzen hintereinander ohne Regelmäßigkeit und Schönheit aufragten, als ob Gott bei der Erschaffung der Welt hier begonnen und sich dann lohnenderen Dingen zugewandt hätte. Die Berge wirkten in der heißen Nachmittagssonne schwarz und abweisend.

»Unser Begleitschutz dreht ab zum Rückflug«, meldete der Pilot.

Morton stand auf und steckte den Kopf in die Pilotenkanzel. Vom Radarschirm verschwanden gerade die letzten Markierungen der Begleitflugzeuge, und innerhalb weniger Sekunden war der Schirm völlig leer.

»In ein paar Stunden werden sie zurückkehren«, versprach Morton durch sein Mikrofon. In solchen Augenblicken, wenn einem bewusst wurde, dass Hilfe aus der Luft nun nicht mehr wie bisher nur eine Flugminute entfernt war, ließ sich ein Gefühl der Beklemmung nie völlig überwinden.

»Wollen mal hoffen, dass das Wetter hält«, meinte der Copilot und beäugte seinen Radarschirm. »Ein paar hundert Meilen vor uns sind Turbulenzen. Könnten sich zu einem Sandsturm zusammenbrauen.«

Morton reckte den Kopf. Der Himmel war klar, aber sein strahlendes Blau ging allmählich in Weiß über, stellenweise mit

gelben Streifen darin. Irgendwo hinter den Bergen war der Wind so stark geworden, dass er Sandschwaden aufwirbelte und über den Himmel verteilte.

»Die Berge könnten ihn ablenken und davon abhalten, uns in den Weg zu geraten«, sagte der Pilot.

»Kann ich nur hoffen«, entgegnete der Copilot. »Ich habe einmal in der Wüste Sinai einen solchen...«

»Schon irgendein Anzeichen der Schlucht?« unterbrach ihn Morton. Jetzt war wirklich nicht die Zeit für irgendwelche Horrorgeschichten.

Der Copilot wandte seine Aufmerksamkeit wieder der Karte auf seinen Knien zu.

Jenseits der Schlucht erwartete der »Syrer« Morton. Er wählte nie ein zweites Mal denselben Treffpunkt. Aber ihre Verabredungen erfolgten immer auf die gleiche Weise. Am Tag vor dem vereinbarten Treffen setzte der »Syrer« stets eine Kleinanzeige mit dem Vers eines Gedichtes in die große ägyptische Tageszeitung *Al-Ahram*. Der Vers, der Morton hierher in die Toten Berge geführt hatte, handelte von den Leiden des Volkes.

Dieses unwirtliche Gebiet voller wasserloser Schluchten und tiefer Klüfte war davon wahrlich Zeuge geworden. Der erste König von Babylon hatte hier den Verstand verloren. Philister, Phönizier und Römer hatten mit ansehen müssen, wie dieses verdorrte, glühende Land ihre Heere verschlang. Mortons eigenes Volk war, vertrieben aus dem Gelobten Land, hier durchgezogen, und Tausende waren dabei verdurstet und verhungert. Und viele Jahrhunderte später war es auch den Kreuzfahrern nicht gelungen, dieses Niemandsländ gegen das leblose und doch unüberwindliche Gestein zu behaupten. Eine ihrer ehemaligen Burgen hatte der »Syrer« als Treffpunkt gewählt. Sie lag auf der gegenüberliegenden Seite der Bergkette.

Als sie sich näherten, konnte Morton erkennen, dass der

dunkelrote Granitwall von Schluchten und Abgründen unterbrochen wurde, die sich dunkel und abweisend in der Tiefe verloren.

»Ihr müsst nach einer Klamm suchen, die sich in einer Höhe von etwa fünfhundert Fuß über einer Geröllhalde öffnet«, schärfte Morton der, beiden Männern ein.

Die Berge warfen inzwischen lange Schatten, was es noch schwieriger werden ließ, die gesuchte Öffnung zu finden.

»Geben Sie mir doch bitte nochmals die Koordinaten dazu«, sagte der Pilot.

Morton wiederholte die Angaben, die er vom »Syrer« erhalten hatte, und der Pilot verglich sie mit denen, die er vorher in das Navigationssystem eingegeben hatte. Der Hubschrauber änderte seinen Kurs und begann, an der Felswand entlangzufliegen.

»Dort!« rief Morton plötzlich. »Dort drüben links!«

Der Hubschrauber bewegte sich auf eine Halde aus Sand und Felsbrocken zu. Er war nun so nahe am Berg, dass dieser den weiteren Blick auf den Himmel versperrte.

»Ja, da ist es«, sagte der Pilot.

Vor ihnen öffnete sich ein Spalt in der Felswand, der vom Scheitelpunkt der Halde nach oben ging. Er war kaum breiter als dreißig Meter. Mit dem Freiraum für den Helikopter würde es knapp werden.

Morton griff nach einer Strebe, als der Hubschrauber in die Klamm hineinflog. Die von den Rotoren erzeugten Luftwirbel brachen sich beiderseits an den Felswänden. Der Pilot drosselte die Geschwindigkeit.

»Ich schalte jetzt die Sensoren ein«, meldete der Copilot.

Von nun an hing das Schicksal des Hubschraubers von der Zuverlässigkeit der Sensoren ab, die zu beiden Seiten des Rumpfes angebracht waren und den jeweiligen Abstand zur Felswand maßen.

Es war düster hier unten. Morton konnte die Spannung der beiden Männer spüren, während sie auf das Klicken der Abstandsmessung lauschten und auf dem Computerbildschirm den gemeldeten Abstand zur Felsmauer ablasen. Der ging zurück bis auf knapp zehn Meter, während sich die Schlucht durch das Felsmassiv schlängelte. Mit jeder ihrer Krümmungen wurde das Licht schwächer und das Gefühl des Eingesperrtseins stärker.

»Wir müssen die Lichter einschalten«, sagte der Copilot.

»Kein Licht!« lehnte Morton ab. Eine irakische Luftstreife könnte sie über viele Kilometer hinweg entdecken.

Durch die Bewegung der Rotoren wurde an den seitlich aufsteigenden Wänden loses Gestein gelöst, und auf beiden

Seiten des Hubschraubers rauschten bedrohliche kleine Lawinen nach unten.

Wenn auch nur ein einziger größerer Felsbrocken, überlegte Morton, die Rotoren traf, war alles aus. Er hatte in Tel Aviv bewusst keine näheren Angaben über seinen Einsatzort hinterlassen. Ein Rettungskommando wüsste nicht, wo es sie suchen müsste.

»Wir sind durch!« brüllte der Pilot. Tatsächlich stieg nun vor ihnen eine neue Felswand aus rosafarbenem Granit fast senkrecht auf.

»Gehen Sie tiefer!« befahl Morton. »Der Tunnel muss unter uns liegen.«

Als Morton die beiden Männer über diesen Teil des Fluges informiert hatte, hatten sie ihn angeschaut, als könnten sie ihren Ohren nicht trauen. Etwas von diesem ungläubigen Staunen schwang auch jetzt noch in der Stimme des Piloten.

»Wir wissen also nicht, wie lang dieser Tunnel ist, wie breit und ob er frei von Hindernissen ist - richtig?«

»Absolut richtig«, bestätigte Morton ruhig.

»Dann hatte ich Sie also tatsächlich richtig verstanden«, sagte der Pilot kopfschüttelnd und drückte die Maschine tiefer.

»Ich habe gehört, dass Sie mit einem gleichen Typ in Kopfhöhe durch die Straßen West-Beiruts geflogen sind. Da ist das hier doch ein Klacks dagegen!«

»Und ich habe von Ihnen gehört, Oberst, dass Sie jeden zu absolut allem überreden können!«

»Ach, tatsächlich?«

Der Hubschrauber ging noch weiter hinunter, und der Copilot gab die stets geringer werdende Höhe über Grund durch. Morton konnte die Nervosität in der Stimme des jungen Mannes nicht überhören, der kaum älter als zwanzig sein mochte. Er selbst hatte in diesem Alter einen Zug auf den Golanhöhen geführt - da war er auch ganz schön ins Schwitzen geraten.

Er klopfte dem Copiloten auf die Schulter. »Behalten Sie nur Ihre Instrumente im Auge, und alles ist bestens!«

Plötzlich flog vor ihnen eine wogende lebende Wolke auf und ließ den Kopf des Copiloten erschreckt zurückzucken.

»Nur Fledermäuse«, beruhigte Morton. Von Fledermäusen hatte der »Syrer« nichts erwähnt.

»Dort vorn!« rief Morton. Der Eingang zu dem Tunnel war gefunden.

»Nahe rangehen, dann kurz mit den Scheinwerfern anstrahlen!« befahl Morton.

Der Pilot führte die Maschine dicht an die Felswand heran und schaltete die Scheinwerfer ein.

»Ach du dicke Scheiße!« schrie er dann. »Was, zum Teufel, ist denn das...«

»Nur weitere Fledermäuse!« erklärte Morton knapp.

Die Viecher hingen überall an den Wänden und der Decke des Tunnels. Ihre unbehaarten Jungen bedeckten dessen Boden und bildeten dort einen zuckenden und wimmelnden Teppich aus

blinden Lebewesen. Dazwischen ragten zahlreiche Kothaufen auf. Im Hubschrauber breitete sich ein nahezu unerträglicher Gestank aus. Die Gesichter der Besatzung wirkten im Schimmer der Instrumentenschirme grünlich.

»Wir können doch da nicht rein!« keuchte der Copilot.

»Aber gewiss doch, mein Sohn«, sagte Morton fest. »Das sieht schlimmer aus, als es wirklich ist.«

Die aufgestörten Fledermäuse stürzten sich auf den Hubschrauber. Eine zerschellte an der Windschutzscheibe, und ein breiter Blutstreifen rann daran hinunter.

»Scheibenwischer einschalten!« befahl Morton.

Tausende von Tieren stürzten sich auf den Helikopter.

Die Luft war erfüllt von ihrem ununterbrochenen schauerlichen Schreien. Die Windschutzscheibe triff von Blut.

»Sie ziehen sich zurück«, verkündete Morton. »Also durch!«

Die Fledermäuse schienen sich tatsächlich zurückzuziehen, wobei sie ihre Jungen mitnahmen. Ihre Augen leuchteten ringsum wie Millionen winziger glimmender Kohlen.

»Bitte, Sir...«, setzte der Copilot verzweifelt an.

»Schluss jetzt, mein Sohn, flieg weiter!« fuhr ihn Morton grob an. Er war nicht bis hierher gelangt, um jetzt umzukehren.

»Ich werde die Lichter einschalten müssen«, sagte der Pilot.

»In Ordnung.«

Der Langstreckenhubschrauber flog in den Tunnel.

»Großer Gott!« ächzte der Pilot.

Selbst Morton überlief eine Gänsehaut. Millionen von Fledermausschädeln und Kadavern lagen zuhauf auf jedem Vorsprung und jeder Fläche. Der Boden war mit einer dicken Schicht zerfallender Gerippe bedeckt, die sich zu bewegen schienen.

»Taranteln!« kreischte der Copilot. »Da ist ja eine an der

anderen!«

»Na, die können Ihnen doch jedenfalls nichts tun«, antwortete Morton heiser.

Von den Lichtern des Hubschraubers angelockt, bildeten die großen Spinnen mit ihren dicken Körpern und langen Gliederbeinen dichtgedrängte Reihen. Ihre Kiefer bewegten sich gierig und drohend. Rasch begannen sie, das Fledermausfleisch zu verschlingen, das vom Hubschrauber hinunterfiel. Die Fledermäuse unternahmen einen neuen Angriff und wurden von den Rotoren zerstückelt.

»Das Zeug verstopft uns die Sensoren!« meldete der Copilot.

»Brauchen wir also mehr Saft, um sie zu säubern«, erwiderte der Pilot.

Der Hubschrauber flog schneller, und das Klicken der Abstandsmessung war wieder deutlicher zu hören.

»Gut so!« ermunterte Morton.

Doch die Fledermäuse prasselten weiter auf den Helikopter.

»Lichter aus!« befahl Morton. »Das könnte ihre Panik mildern. Nur die Warn- und Begrenzungsleuchten einschalten!«

Jetzt erfüllte nur noch das rote Drehlicht auf dem Helikopterdach schwach den Tunnel. Doch das gespenstische Kreischen hielt weiter an.

»Nur noch fünf Fuß Abstand an Backbord!« schrie der Copilot.

»Immer ruhig, Junge«, sagte Morton. »Wir sind ja fast durch!«

Der Hubschrauber begann zu taumeln und an Höhe zu verlieren.

»Die Rotoren verklumpen!« heulte der Copilot auf.

»Da muss ich ihnen eben noch mehr Schwung geben«, sagte der Pilot.

Noch schneller brauste der Langstreckenhelikopter durch den Tunnel, wurde aber weiterhin von den anprallenden Fledermäusen durchgeschüttelt.

»Schaut, da vorn!« rief Morton und wies durch die Windschutzscheibe.

Tatsächlich war weit voraus Licht zu erkennen, das gleichmäßiger und stärker wirkte als das Glitzern der Myriaden von Augen ringsum.

»Vorwärts!« schrie Morton, und mit einem letzten gewaltigen Satz erzwang sich der Hubschrauber seinen Weg durch die Meute der Fledermäuse und flog zur Tunnelöffnung hinaus.

»Klar, dass ihr auf mich fluchen wollt«, sagte Morton ruhig. »Jetzt könnt ihr's tun!«

Die Piloten schauten sich an und ließen es bleiben. Schweigend flogen sie noch ein kurzes Stück die inzwischen breitere Schlucht hinunter, die sich auf eine geröllübersäte Ebene öffnete, welche bis an den Horizont reichte und an deren diesseitigem Rand die alte Kreuzfahrerburg stand.

Der Pilot ließ die Maschine jetzt langsam dahinschweben. »Es ist völlig ausgeschlossen, dass wir auf diesem Weg wieder zurückkehren!«

Morton nickte. »Zurück nehmen wir den Weg obenherum. Dass von dieser Seite einer auftaucht, werden die Iraker nicht erwarten. Und ehe sie begriffen haben, wer hier herumfliegt, sind wir weg.«

Er griff nach einem Feldstecher im Gepäcknetz hinter dem Sitz des Copiloten und musterte durch diesen die Burg. Aus Steinen erbaut, die man in den umliegenden Bergen gehauen hatte, verschmolz sie mit der Landschaft.

»Schauen wir uns mal um«, sagte Morton.

Der Hubschrauber umrundete auf der Höhe der Ringwälle die alte Burg. Die Dächer waren seit langem verschwunden, aber



die Mauern wirkten unvermindert fest. Die westliche Schildmauer ragte schroff über einem Steilhang auf. Der einzige Zugang war ein gewundener Hohlweg, auf dem in der Breite nur jeweils ein Reiter Platz hatte. Vor Einführung der Feuerwaffen hatte die Burg sicher für uneinnehmbar gegolten.

»Dieser Sturm braut sich wirklich zusammen«, sagte der Copilot nach einem Blick auf seinen Radarschirm. »Der ist jetzt kaum noch hundert Meilen entfernt und rückt direkt auf uns zu.«

»Sie werden schon bestens versorgt sein, bevor der hier ist«, versprach ihm Morton.

»Wo soll ich landen?« fragte der Pilot, nachdem er die Umrundung abgeschlossen hatte.

Morton deutete auf die Rückseite der Burg und sagte: »Dort!«

An der angegebenen Stelle war eine Art von Halle aus dem Felsen gehauen worden, in der sich auch eine Boeing 747 hätte unterbringen lassen.

Beim Überfliegen der Burg sah Morton, dass in einem der unteren Höfe ein Kamel angebunden war. Sonst konnte er keinerlei Lebenszeichen entdecken.

Der Pilot brachte seine Maschine in der Felsenhalle zum Stehen. Nachdem die Rotoren abgestellt waren, herrschte ringsum eine überwältigende Stille.

Morton warf einen Blick auf seine Uhr. »Ich brauche eine Stunde!«

Er drehte sich um, griff nach seiner Uzi-Maschinenpistole, öffnete die Kabinentür und sprang hinaus.

Der Gestank brachte ihn fast zum Erbrechen. Der Hubschrauber sah aus, als sei er durch ein Schlachthaus geflogen. Seine Außenhaut war dicht bedeckt mit Fleisch-, Haut-, Knochen- und Knorpelfetzen. Nur die feinmaschigen Schutzgitter vor den Motoren hatten deren Ausfall infolge Verstopfung verhindert. Die Unterseite der Maschine war dicht

mit einer grauweißen Schicht bedeckt, die aus Tausenden von toten Taranteln bestand.

Morton ging zur Pilotenkanzel vor. Die beiden Männer hatten sich nicht gerührt und saßen ausgepumpt auf ihren Sitzen. Aber noch konnte er ihnen keine Ruhe gönnen. Ihr Adrenalinspiegel musste hoch bleiben für den Rückflug.

Daher rief er ihnen, ehe er die Halle verließ, zu: »Reinschiff ist angesagt!«

Er warf einen Blick zum Himmel. Dessen unheildrohende Blässe verstärkte sich, als ob er sich laufend mehr mit Sand fülle. Dort hinten würde der Wind wohl schon heulen. Aber hier war nur eine ganz schwache Brise zu verspüren. Er ging in die Burg. Kein Lebenszeichen war dort zu bemerken, kein Gesicht zeigte sich über den Mauern, von denen aus einst die Kreuzfahrer ihre Angreifer mit Pfeilen und Speeren überschüttet hatten. Bestimmt hatte der »Syrer« den Hubschrauber gehört. Aber er würde sich erst zeigen, wenn er sich vergewissert hatte, dass Morton allein war.

Dieser schritt die Ringmauer entlang. Sie war so hoch wie die Westmauer des Herodes am Tempelberg von Jerusalem und in der gleichen Weise errichtet: Ohne Mörtel waren die gewaltigen Steinblöcke aneinandergefügt. Steve hatte ihm einst gesagt, diese Technik sei so alt wie Israel selbst.

»Hallo!« rief Morton auf Arabisch.

Es erfolgte keine Antwort. Morton trat an einen Spalt in der Mauer und wiederholte seinen Ruf. Dieser wurde von der inneren Mauer als lautes Echo zurückgeworfen und verhallte. Das lastende Schweigen hielt an.

Er bog um eine Ecke und sah eine Öffnung vor sich, vor der sich frischer Kameldung befand. Die Öffnung führte ihn in einen Hof, der mit großen Steinplatten gepflastert war. Von dort verlief ein Durchgang in ein weiteres Plattenbelegtes Geviert, das wohl einmal eine Art von Lagerraum gewesen war.

Nachdem er eine weitere Tür durchschritten hatte, fand er das Kamel mit zusammengebundenen Vorderfüßen. Der Wind wirbelte bereits feinen Sandstaub über die Bodenplatten, und der Himmel über den alten Mauern war noch gelblicher und dunkler geworden.

Morton sandte erneut einen arabischen Ruf aus, doch immer noch erhielt er keine Antwort. Das Kamel fletschte die Zähne, als Morton an ihm vorbei zu einem weiteren Bogenüberwölbten Eingang schritt, hinter dem sich ein schmaler Durchgang zeigte.

Fast hätte er die Wüstenkobra übersehen. Sie hatte die gleiche Farbe wie die Steine ringsum und war an der Ecke einer schwarzen, rechteckigen Vertiefung im Boden zusammengerollt. Sie schnellte wie der Blitz hoch bis auf Höhe seines Gesichts und schwang darauf zu. Ihre Zunge zuckte ihm entgegen, und aus ihrer Kehle drang ein feines Zischen wie von abgelassenem Dampf.

Mit einem einzigen Schuss zerschmetterte Morton der Schlange den Schädel. Zuckend fiel sie in die Öffnung im Boden. Er konnte hören, wie ihre Schuppen beim Hinunterfallen an den Wänden der Zisterne entlangschabten, dann erklang ein fernes Platschen, als sie im Wasser des Brunnens aufschlug, der mit einigen weiteren einst so wichtig für die Versorgung der Burg gewesen war.

Morton stieg weiter aufwärts und gelangte schließlich über Treppen auf die oberste Plattform der Burg, die von einer Zinnenmauer umzogen war, in der sich in regelmäßigen Abständen Schießscharten für Bogenschützen befanden.

An der einen Seite dieser Plattform führte eine große geschmückte Bogenöffnung in eine Art von Vorhalle, in der die Kreuzfahrer ihre Waffen ablegten, ehe sie in den dahinterliegenden eigentlichen Altarraum traten.

Morton ging hinein und nahm sich die Zeit, einen Blick auf die Steinreliefs zu werfen, die hier tausend Jahre und mehr

überdauert hatten. Da sah man Löwen und Engel mit Palmen und Figuren in langen Gewändern, die die Hände über der Brust übereinander gelegt oder zum Gebet gefaltet hatten. Und überall Christus: Christus am Ölberg, der gekreuzigte Christus, der auferstandene Christus.

Im ehemaligen Kirchenschiff stand der »Syrer« in den langen, fließenden Gewändern eines Wüstenprinzen, das Gesicht halbverborgen in dem weißen Tuch, das von der traditionellen arabischen Kopfbedeckung herabhing.

»Hallo, Morton! Schön, dass Sie es geschafft haben!«

Seine Stimme war ungewöhnlich sanft und leise für einen so großen und kräftig gebauten Mann. Nicht einmal die fließenden Gewänder konnten seinen muskulösen Körperbau verbergen. Als Student hatte er für Yale im Mittelgewicht geboxt. In den Jahren, die seitdem vergangen waren, war sein Englisch so gut wie akzentfrei geblieben.

Morton trat auf ihn zu. »Ihnen fallen wirklich die ausgefallensten Plätze für unsere Treffen ein!«

Der »Syrer« lächelte. »Hier würde doch wohl niemand einen Juden und einen Moslem erwarten.«

»Ausgenommen vielleicht eine Kobra!« Morton erzählte ihm von der Schlange.

Der »Syrer« zog aus seiner Kleidung einen gebogenen Dolch hervor. »Mir ist dieser lieber!« Damit ließ er die Waffe wieder in seinem Gewand verschwinden.

Morton ging tiefer in das Kirchenschiff. Auf dem Marmorfußboden lagen Reste der Bedachung. Die Mulden zum Verbrennen von Weihrauch waren dick mit Sand gefüllt, vom Altar war nur noch der Sockel vorhanden. Darüber befand sich ein schmales, hohes Fenster, zu dessen beiden Seiten Wandreliefs Christus mit der Gottesmutter und Christus am Kreuz zeigten. Morton fühlte sich plötzlich in dieser Welt starrer Frömmigkeit als Eindringling.

»Gut, dass Sie Ihren Hubschrauber dort untergebracht haben«, sagte der »Syrer«. »Die *Schua* wird bald hier sein!« Er hatte den beduinischen Begriff für Sandsturm benutzt.

Morton nickte. Durch das schmale Fenster ließ sich erkennen, dass der Himmel inzwischen eine dunkelrote Färbung wie alter Wein angenommen hatte.

»Kommen Sie«, sagte der »Syrer«. »Hier ist ein guter Unterschlupf.«

Er ging in die Vorhalle zurück und setzte sich dort nieder, den Rücken zwischen einer Christusfigur und zwei aufgerichteten Löwen an die Wand gelehnt. Er zog eine Zigarre aus den Falten seines Gewandes und beschäftigte sich in aller Ruhe damit, sie anzuzünden.

Morton setzte sich wartend neben ihn. Es gab Dinge, für die man sich Zeit nehmen musste.

Wo sie saßen, war es nun fast dunkel. Ein Windstoß fachte die Glut der Zigarre lebhaft an und wirbelte ein paar vertrocknete Blätter auf.

Morton lachte leise vor sich hin. »Sie verschwenden eine gute Zigarre. Sie werden sie noch nicht einmal zur Hälfte rauchen können, ehe der Sandsturm da ist.«

Ein neuer Windstoß fuhr ihm über die Wange und wirbelte sein Haar auf. Die Zigarre glomm, angefacht vom Wind, kräftig auf.

»Ich weiß«, erwiderte der »Syrer« und nahm einen tiefen Zug. Beim Ausstoßen des Rauchs musterte er Morton eindringlich. »Meine Nachricht ist sehr schlecht: Raza verfügt über Anthrax-B-C!«

Eine Bö traf die alten Mauern und knallte in die herrschende Düsternis.

»Und wo steckt Raza?«

Wieder nahm der Araber einen tiefen Zug. »Niemand weiß

das außer Ayatollah Muzwaz. Und der sagt es nicht.«

»Wo und wann will Raza das Anthrax-B-C einsetzen?«

Der »Syrer« wiegte bedächtig den Kopf. »So einfach ist das nicht, Morton.«

»Also, berichten Sie bitte!«

Der Araber nahm einen weiteren tiefen Zug aus seiner Zigarre und schloss für einen Moment die Augen. Eine neue Bö traf die alte Burg, als wäre ein zu straff gespanntes Seil plötzlich gerissen. Der »Syrer« öffnete wieder seine Augen.

»Die Mullahs sind sich uneins in dieser Frage. Es gibt einige, die meinen, Raza müsse diese Waffe sofort einsetzen, weil das der richtige Weg zur Eröffnung des Dschihad sei. Andere wieder vertreten die Auffassung, Raza müsse sich nach seinen Fehlschlägen in London und Berlin erst wieder anderweitig bewähren, denn diese neue Waffe sei zu kostbar, um mit ihr einen Fehlschlag zu riskieren.«

Eine längere Bö erfüllte die Luft mit ihrem tiefen, eindringlichen Heulen. Die ersten Sandkörner, über Hunderte von Kilometern herangetragen, trafen Mortons Gesicht.

»Die Mullah-Clique ist wie die *Schua*«, fuhr der Araber fort. »Sie ist außerordentlich mächtig. Sie hat sehr viel Geld in Raza investiert. Und sie erwartet sehr viel dafür.«

»Wo und wie will Raza seine neue Bewährungsprobe erbringen?«

Der Mann im Burnus seufzte und nahm die Zigarre aus dem Mund. Glimmende Asche wirbelte um seinen Kopf. Er drückte die verbliebenen zwei Drittel seiner Zigarre auf dem Boden aus.

»Das sagt Raza nicht. Nur, dass er es bald tun wird.«

»Wie bald?«

»Niemand weiß es.«

Der Wind hatte inzwischen zu heulen begonnen und stieß dazwischen regelrechte Schreie aus, die sich an den alten

Mauern brachen. Sie waren begleitet von einem Geräusch wie von Trommeln.

»Es geht los!« rief der Araber und rückte näher an Morton heran.

Die Luft füllte sich mit Staub, Sand und kleinen Steinen. Ein ausgewachsener Sandsturm konnte sogar große Gesteinsbrocken herumwirbeln.

»Wie lange, nachdem er seinen erneuten Beweis für seine Tüchtigkeit erbracht hat, wird es dauern, bis Raza das Anthrax-B-C einsetzt?« schrie Morton seinem Nachbarn ins Ohr.

»Nicht länger als sieben Tage. Die Gemäßigten in der Gruppe der Mullahs meinen, dies sei eine ausreichend lange Zeit für die Welt, ihre Forderungen zu erfüllen.«

Das Trommeln war lauter geworden. Der Himmel war verschwunden und einer erstickenden Dunkelheit gewichen. Der Araber suchte Zuflucht in einer Ecke und zog Morton mit sich.

»Verlangen sie irgend etwas Neues?« schrie Morton.

»Ja. Jetzt geht es ihnen noch um die Pornographie. Sie verlangen deren weltweites Verbot - einschließlich der sanftesten Formen.«

»Das fände freilich die Zustimmung nicht weniger.«

Der »Syrer« zog sich einen Zipfel seines Gewandes um das Gesicht.

»Genau darauf setzen sie natürlich. Sie haben sich entschlossen, ihre extremen Forderungen wie die totale Auslöschung Israels und die Kontrolle über die Ölfelder und Bodenschätze der Sahara und anderer Gebiete in Ansprüche zu verpacken, die ziemlich gemäßigt wirken. Zum Beispiel verlangen sie auch ein weltweites Rauschgiftverbot. Und sie verlangen, dass eine Bestrafung nach dem Gesetz der *Scharia* erfolgen soll.«

Morton schüttelte den Kopf. »Niemand wird öffentlichen

Enthauptungen auf dem Times Square oder dem Händeabhacken vor dem Eiffelturm oder Big Ben zustimmen.«

»Dann werden die Vertreter der harten Linie innerhalb der Clique behaupten, es gebe keine andere Alternative zur Erreichung einer besseren Welt, als sie der Reinigung durch den Dschihad zu unterziehen. Sie können immer mehr Araber davon überzeugen, dass ihre traditionellen Werte und ihr Glaube von der Zerstörung bedroht seien. Die Mullahs behaupten, der westliche Materialismus und die Aushöhlung der moralischen Werte durch den Westen seien Teil eines Komplotts, mit dem diese Ideen auch der arabischen Welt aufgezwungen werden sollen - um die Araber zu schwächen und zu unterdrücken, wie der Westen das vorher mit den Afrikanern und den Asiaten getan habe.«

»Es wird vieles im Westen falsch angepackt«, räumte Morton ein. »Aber die Leute dort können die Dinge prüfen und ihre Entscheidung treffen. Die Mullahs dagegen wollen ihre Überzeugungen den Menschen mit dem Schwert aufzwingen. Sie sind verrückt!«

Morton drängte sich an den »Syrer«, suchte das Gesicht in einem Stück von dessen Kleidung zu verbergen und kniff die Augen zusammen.

»Dutzende von Millionen aber denken nicht so, Morton! Sie warten nur auf die Fackel, die sie entzündet. Und sie werden sein wie dieser Sandsturm - nicht aufzuhalten!«

Der Sand scheuerte über jedes Stück ihrer unbedeckten Haut. Es war wie eine Auspeitschung. »Wenn ich Raza aufhalten kann...«, setzte Morton an. Jedes weitere Gespräch wurde jedoch unmöglich, weil jetzt der Sandsturm mit voller Wucht gegen die alte Kreuzfahrerburg anrannte. Ein gewaltiger Blitz blendete Morton, dem ein furchtbarer Donnerschlag folgte. Ein zweiter Blitz fuhr im Zickzack nieder und gab dem herumwirbelnden Staub, Sand und Schotter einen



purpurfarbenen Anstrich. Ein weiterer Donnerschlag rollte über die Burg und brach sich mehrmals an ihren mächtigen Mauern. Und es hörte nicht auf zu donnern und zu blitzen, als ob die Befestigung der Kreuzritter einem modernen Artillerieangriff ausgesetzt sei.

Morton und sein arabischer Gewährsmann klammerten sich aneinander, denn der gewaltige Sturm zerrte und riss an ihrer Kleidung und an ihrer Haut, als ob er alles daransetzen wolle, sie zu trennen und jeden einzelnen von ihnen Hinwegzutragen.

Dann ließ die Kraft des Windes plötzlich nach, als der Kern des Sturms sie erreichte. In das beklemmende Schweigen drang ein neuer Ton: das Gemisch aus Wimmern und Brüllen eines Tieres in tödlicher Angst.

»Mein Kamel!« schrie der »Syrer«.

Bevor Morton ihn packen konnte, stürmte er los und raste aus der Vorhalle.

Dann kehrte der Sturm mit aller Gewalt zurück und schien sich noch zu steigern. Was immer Morton auch zu seinem Schutz tat, die Sandkörner und Steinsplitter erreichten ihn, peitschten ihn, wollten ihn ersticken und töten - wie um ihn dafür zu bestrafen, dass er hierher gekommen war. Er barg sein Gesicht an der Wand und spürte, dass er es gegen die Füße eines gekreuzigten Christus drückte. Als endlich der Sturm nachließ, schief er in tiefer Erschöpfung in dieser Stellung ein, betäubt vom Dröhnen des Windes und Krachen des Donners.

Als er erwachte, war der klare Himmel voller Sterne eine Million strahlender Punkte vor samtenem Schwarz.

Er befreite sich mühsam von dem Sand, der ihn zur Hälfte begraben hatte. Sein Mund fühlte sich trocken und geschwollen an. Als er sich mit den Fingern über die Lippen fuhr, spürte er dort Sandverkrustete Blasen.

Mühsam rappelte er sich auf, obwohl er sich unerträglich müde fühlte. Mit krächzender Stimme rief er auf arabisch nach

dem »Syrer«, doch er erhielt keine Antwort. Erneut rief er, in seinem heiseren Ruf war Besorgnis. Wieder blieb jede Antwort aus. Auf den Knien herumkriechend, fand er schließlich im Sand begraben seine Uzi. Er überprüfte ihren Mechanismus ja, sie war voll funktionsfähig.

Die Sterne gaben ein ausreichendes Licht für seinen Rundgang durch die Burg, bei dem er immer wieder nach dem Araber rief, aber stets ohne Antwort blieb.

Morton gelangte in den Durchgang, in dem er die Schlange getötet hatte. Hier endlich fand er den »Syrer«. Dieser war offenbar von der neu entbrannten Gewalt des Sturmes über den Rand der Zisterne geschleudert worden und hatte sich dabei das Genick gebrochen. In seinem verdrehten Kopf waren die weit offenen Augen mit ungläubigem Staunen nach oben gerichtet. Nur die Tatsache, dass er mit dem Kinn an der oberen Zisternenkante hängen geblieben war, hatte das Hinabfallen des Körpers verhindert.

Morton kniete nieder und hob behutsam mit beiden Händen den Kopf des Toten an und ließ dann los. Die Leiche stieß mehrfach gegen die Seitenwände des Brunnens, dann klatschte sie im Wasser unten auf, und das Geräusch war nicht lauter als beim Hineinfallen der Schlange.

Dann fand Morton auch das Kamel - es war unversehrt. Er band es los, führte es hinaus vor die Burg und ließ es dort frei.

Mit ziemlicher Sicherheit würde irgendein Beduine das Tier finden und nicht lange danach fragen, warum Allah sich ihm gegenüber so gütig erweise.

Morton sah die beiden Piloten im Eingang der Felsenhalle stehen und dahinter den unversehrten Hubschrauber. Er rief fragend, ob alles in Ordnung sei, und sie bestätigten ihm das.

Dies waren die einzigen Worte, welche die drei Männer während ihres Heimflugs wechselten.

## 5

Es war die dunkelste aller Stunden in der Libyschen Wüste. Der letzte Stern war schon verschwunden, aber das erste Grau des neuen Tages noch nicht heraufgedrungen.

Die Dunkelheit legte sich dick und eiskalt auf Nadine. Die Beduinen nannten dies die Zeit der Toten, in der die Geister nächtliche Furcht verbreiteten, ehe sie sich wieder in ihre Gräber unter dem Sand zurückzogen.

Sie spürte die Anwesenheit Razas. Er musste dort vorn stehen, zusammageduckt und gespannt wie ein sprungbereiter Wüstenleopard, den Kopf, er wirkte wie aus Granit gemeißelt, vorgereckt, die kohlschwarzen Augen dabei halbgeschlossen, um das hören und sehen zu können, was keiner sonst zu entdecken vermochte.

Seine Energie war wie greifbar durch die Dunkelheit zu spüren und nicht weniger seine tierhafte Ausstrahlungs- und Anziehungskraft, die es ihm ermöglichte, eine vor ihm stehende Menge allein durch seine Anwesenheit zu beeinflussen, zu lenken und anzustacheln. Von allem, was Nadine je kennen gelernt hatte, lag diese Kraft Razas am nächsten am Übernatürlichen - und er setzte sie jetzt ein, um unter den Rekruten Furcht zu verbreiten.

Er hatte sie schweigend durchgezählt, als sie an ihre Plätze liefen und in zehn Reihen zu fünfzig Mann Aufstellung nahmen - keiner älter als zwanzig und einige davon noch keine vierzehn Jahre alt, die jüngste Auswahl aus den Flüchtlingslagern im Libanon. Einige von ihnen hatten schon getötet, und alle hatten sich begierig gezeigt, es zu tun.

Er hatte ihnen gesagt, dass sie in den Übungslagern Arten des Tötens kennen lernen würden, die sie sich niemals hätten

vorstellen können. Aber ob es dabei um den Einsatz einer Drahtschlinge, einer blanken Klinge, einer Mine, einer Bombe oder einer Feuerwaffe ging - stets musste das mit absoluter Disziplin geschehen, und das wiederum bedeutete, dass beim Appell auch nicht die geringste Bewegung erlaubt war.

Während der Woche, die seit ihrem Eintreffen vergangen war, hatten die Rekruten stundenlang das »Stillgestanden« geübt. Diejenigen, die sich dabei gerührt hatten, waren mit Gewaltmärschen in der Mittagshitze bestraft worden, bepackt mit Sandgefüllten Tornistern. Wenn sie zusammenbrachen, wurden sie wieder auf die Füße gestellt, und man befahl ihnen, weiterzumarschieren. Fielen sie ein zweites Mal, wurden sie erbarmungslos geprügelt. Gestern hatte Raza ihnen gesagt, die Zeit der »milden Strafen« sei jetzt vorbei. Die Rekruten waren daraufhin mit unausgesprochenem Unbehagen in ihre Aufenthaltsräume zurückgekehrt. Jetzt wartete Raza auf den ersten Verstoß. Ein über den Boden scharrender Stiefel, ein Griffwechsel an der Kalaschnikow, ein Mund, der ein Zittern unterdrückte - nichts würde unbemerkt bleiben, Während er so wartete, genoss Raza die Furcht, die er verbreitete, und die Macht, ihren Willen unter den seinen zu zwingen.

Raza schaute zu der Stelle hinüber, wo Nadine stehen musste. Sie war großgewachsen für eine Palästinenserin, ihr volles, blondes Haar steckte jetzt unter einer Feldmütze, und ihr Körper war von einem Tarnanzug verhüllt. Ihr so fein wie das einer ägyptischen Prinzessin gezeichnetes Gesicht war starr geradeaus gerichtet. Nichts von alldem konnte Raza sehen, aber er war sich darüber völlig sicher, denn er hatte ihr befohlen, dass sie so an genau diesem Platz beim Appell zu stehen hätte, und Nadine gehorchte ihm aufs Wort.

Für ihre Schwester Shema hatte einst das gleiche gegolten. Daher hatte er sie als Botin ausgewählt, um seine geheimsten Befehle den Zellenleitern in ganz Europa zu überbringen. Er hatte Shema für diese Aufgabe ausgebildet und ausgestattet und

hatte ihr eingeschärft, stets nur die besten Hotels zu benutzen und Erster Klasse zu fliegen. Bis zur Perfektion war sie in die Rolle der kulturbeflissenen Tochter eines arabischen Millionärs geschlüpft. In Museen und Kunstgalerien hatte sie seine Nachrichten übergeben.

Dann aber hatte das Mädchen vergessen, wer sie wirklich war, und begonnen, die Nase zu rümpfen über die spartanische Verpflegung, die für alle Fedajin hier im Lager galt. Sie hatte sich darüber beklagt, dass auch sie Wache schieben und alle möglichen sonstigen Verpflichtungen übernehmen musste. Weil Shema ihre Aufgabe als Botin so gut bewältigte, hatte er sich damit begnügt, ihr zu erklären, dass ein solches Verhalten nicht geduldet werden könne.

Als sie sich daraufhin ihm gegenüber so arrogant verhielt, wie sie dies gegenüber anderen tat, bestrafte Raza sie auf die gleiche Weise, wie das bei allen Frauen geschah, die ihm zu gehorchen hatten: Er überließ sie für eine Nacht einem seiner Adjutanten. Der Mann, ein kohlschwarzer Sudanese, war gefürchtet wegen seiner Brutalität und seiner sexuellen Exzesse.

Am nächsten Morgen war Shema zu ihm gegangen, um ihn um Verzeihung anzuflehen. Kalt und schweigend hatte er sie angeblickt. Nachdem sie eine Weile wie eine Büsserin vor ihm gestanden hatte, war er so gnädig gewesen, ihr noch einmal eine Chance zu geben.

Tatsächlich hatte er niemand anderen, um die Botschaft für neue Bombenanschläge nach Deutschland zu bringen, und so hatte er Shema beauftragt, direkt von Kairo nach München zu fliegen. Stattdessen hatte sie jedoch einen Flug nach Frankfurt gebucht. Nachdem Razas Wut über ihren erneuten Ungehorsam abgeflaut war, hatte er sich daran erinnert, dass sie als Wüstenbewohnerin eine Schwäche für bebaute, fruchtbare Landschaften hatte und deshalb gern mit dem Zug reiste.

Womit Shema nicht hatte rechnen können, war die Tatsache,

dass man gerade auf der Jagd nach einem Killerkommando war, das Abu Nidal auf den israelischen Kulturattache in Bonn angesetzt hatte. Das führte zu Shemas Festnahme, während sie gerade auf ihren Zug nach München wartete. Eine Computerüberprüfung hatte rasch ihre wahre Identität enthüllt. Daher wurde Shema wegen eines Vergehens angeklagt und auch verurteilt, an dem sie tatsächlich nicht beteiligt gewesen war. Sie hatte eine langjährige Haftstrafe erhalten, von der sie erst knapp zwei Jahre verbüßt hatte.

Als Raza Nadine erzählt hatte, was mit Shema geschehen war, war sie sehr betroffen gewesen. Er aber hatte mit den Schultern gezuckt und gesagt, eine wahre Revolutionärin müsse eine solche Bestrafung ertragen können. Für einen Augenblick hatte er damals gemeint, Hass in ihren großen, mandelförmigen Augen aufblitzen zu sehen. Aber was immer gewesen sein mochte - es war bald wieder erloschen.

Razas Ausstrahlung war so stark, dass Nadine das Gefühl hatte, körperlich von ihm berührt zu werden. Und ob sie wollte oder nicht, erregte sie das. Abgesehen von dem jungen Burschen, der sie vergewaltigt hatte, als sie zwölf gewesen war, gab es außer Raza keinen Mann, mit dem sie bisher intim geworden war. Sechs Monate waren nun vergangen, seit er sie zum ersten Mal berührt hatte.

Nachdem er ihr seinerzeit erzählt hatte, was Shema zugestoßen war, hatte Raza wieder einmal eine längere Reise angetreten. Vorher noch hatte er Nadine der Lagerklinik zugeteilt. Viel hatte sie dort nicht zu tun, denn die Fedajin waren alle sehr fit. Die meiste Zeit verbrachte sie daher damit, Bücher revolutionären Inhalts zu lesen, über die die Bibliothek in der Villa in reichem Maße verfügte.

Dort hatte sie eines Abends gegessen, als sie plötzlich merkte, dass jemand hinter ihr stand. Sie drehte sich um, es war Raza. Er fragte sie, ob sie etwas Interessantes gefunden hätte, und berührte dabei sanft ihren Arm. Noch niemals hatte ein Mann sie

auf eine solche Weise berührt, so verführerisch, bewusst, sinnlich.

Sie hatte nicht gewusst, was sie tun sollte. Er war näher an sie herangetreten, hatte weiter ihren Arm gestreichelt und dann ihren Nacken. Sie hatte die Augen geschlossen und gespürt, wie ihr Atem heftiger ging. Dann hatte er sie ohne ein weiteres Wort flachgelegt und sich über sie geworfen.

Als er in sie eingedrungen war, hatte sie sich eingeredet, sie wolle das, weil es irgendwie zu Shemas Befreiung beitragen könne. Aber sie hatte ihn auch ganz aus sich selbst heraus umschlungen. Als es vorbei war, hatte er sich auf den kühlen Bodenfliesen auf eine Seite gerollt und sie zärtlich angeschaut. Dann hatte er leise zu ihr gesagt, sie sei jetzt seine Frau.

Seit diesem Tag hatte er sie auf Arten geliebt, die sie sich vorher niemals hätte träumen lassen. Immer wieder bildete sich Nadine dabei ein, wenn sie Raza auf diese Weise befriedigte, würde ihn das dazu bringen, seine Macht zur Befreiung Shemas einzusetzen.

Als damals in Paris der Leiter seiner Sprengstoff-Experten gefasst worden war, hatte Raza prompt drei Diplomaten aus der französischen Botschaft in Beirut entführt. Da Paris sich zögernd verhielt, hatte Raza einen Finger einer seiner Geiseln dorthin geschickt. Am nächsten Tag war der Leiter frei. Jedes Mal aber, wenn Nadine ihn fragte, ob er nicht Shema befreien könne, hatte er nur mit einem Achselzucken reagiert.

Die Finsternis wich allmählich. Noch war das Anzeichen erster Helligkeit äußerst dürftig, doch es hatte Raza schon genügt, um zu sehen, dass einer der Rekruten den Griff an seiner Waffe geringfügig verändert hatte. Dieser stand in der letzten Reihe und hatte sich wohl sicher gewähnt. Raza aber stürzte los, brach - rechts und links Rekruten wegstoßend durch die Reihen und griff sich den Unglückseligen. Er schleifte ihn vor die Front und schmetterte ihn dort zu Boden.

»Die Reihen schließen!« brüllte er dann.

Hastig befolgten die Rekruten den Befehl.

Der Bursche kauerte, während sich das Tageslicht langsam verstärkte, auf allen vieren vor Raza wie ein Tier. Sein Kopf pendelte unablässig von einer Seite zur anderen, als suche er verzweifelt nach einem Fluchtweg oder nach jemandem, der ihm helfen könne. Viele hundert Augenpaare starrten unverwandt geradeaus. Ein schweres, erwartungsvolles Schweigen lastete über der Szene.

Raza zerrte den jungen Rekruten am Kragen seiner Uniform hoch, bis seine Füße kaum noch den Boden berührten. Halberwürgt von dem harten Griff, röchelte der Bursche erstickt. Raza drehte sein Gesicht den anderen Rekruten zu, so dass jeder von ihnen die erbärmliche Angst darin sehen konnte.

Er kann nicht älter als sechzehn sein, dachte Nadine. Bei dem, was sie in Razas Augen zu sehen glaubte, konnte sie ein Schauern nicht unterdrücken.

»Schaut ihn euch an!« befahl Raza. »Schaut ihn euch alle an!«

Er drehte mit der feien Hand den Kopf des Jungen auf sich zu, um sich dessen Gesicht näher anzuschauen, dann zog er die Finger weg, als hätten sie etwas Widerliches berührt. Er ließ seinen Blick über die schweigenden Reihen gleiten. »Was gilt als oberste Regel auf diesem Exerzierplatz?«

»Niemand bewegt sich ohne ausdrücklichen Befehl!« wurde halblaut geantwortet.

»Und warum?«

»Damit wir Disziplin lernen!« Jetzt war die Antwort schon lauter und sicherer.

»Und wofür?«

»Um unsere Feinde zu besiegen!« brüllten Hunderte von Stimmen.

»Und wer sind unsere Feinde?«



»Die Zionisten! Und alle, die sie unterstützen!« erklang es donnernd über dem Exerzierplatz.

Nadine konnte sehen, wie sich die Angst auf dem Gesicht des Jungen vertiefte. Seine Lippen bewegten sich, aber es war kein Wort zu vernehmen.

»Was tun wir mit unseren Feinden?« Raza spürte, wie seine Haut vor Wut und Hass zu jucken begann.

»Wir töten sie! Wir töten sie! Wir töten sie!« schrienen die zahllosen Stimmen.

Raza spürte, dass die Spannung kaum noch zu ertragen war. Er musste sich selbst zwingen, absolut ruhig zu bleiben, als das Gebrüll vor ihm laut hochschlug. Der junge Rekrut hing wie ein Lappen in seinem harten Griff.

Raza ließ ihn zu Boden fallen, hob die Hand und hielt deren Innenfläche offen den Rekruten hin. Absolute Stille trat ein. Er stieß den Burschen mit der Spitze seines Stiefels an, sein Blick glitt über die dicht geschlossenen Reihen.

»Ein Kämpfer, der sich bewegt, obwohl ihm befohlen wurde, dies nicht zu tun, ist gefährlicher als unsere Feinde. Unser Leben liegt auch in seiner Hand, denn wir haben es ihm anvertraut.« Raza sprach mit wilder Schärfe. »Ein Kämpfer, der dieses Vertrauen enttäuscht, wird zum Verräter an uns allen!« Er trat dem jungen Rekruten brutal in die Seite. »Rede!«

»Ja, Genosse Kommandeur, alles, was Sie sagen, stimmt. Aber ich wollte doch nur für Sie meine Waffe besser im Griff haben!« brach es aus ihm heraus.

Fang nicht an zu betteln, flehte Nadine innerlich. Alles, nur das nicht.

»Bitte, Genosse Kommandeur«, flehte der Junge. »Es wird nie wieder geschehen, ich verspreche es bei meinem Leben. Ich will nie wieder eine Regel verletzen, ich will zum besten Fedajin werden, den es gibt. Bitte, glauben Sie mir.«

Raza trat einen Schritt zurück und nahm seine Uzi von der Schulter. Er hielt deren kurzen Lauf dem Burschen an den Kopf und zog den Abzug durch. Er leerte das gesamte Magazin, auch als der Kopf des jungen Rekruten schon jede Form, die an Menschliches erinnerte, verloren hatte.

Soeben trat die Sonne über den Rand der Wüste. Raza wandte sich ihr zu, während sie im Osten aufstieg und die endlosen Weiten voll Sand und Stein mit ihrem rötlichen Licht erfüllte.

Diese vielen Kilometer im Umkreis voller Sanddünen und trügerischer Spalten waren sein Testgelände. Hier hatte er andere nach seinem Bild geformt. Tausende hatten die Ausbildung hier durchlaufen, untergebracht in den hervorragend getarnten Kasernen auf der anderen Seite des Übungsgeländes. Tonnen von Semtex-Sprengstoff waren in dem Bunker eingelagert worden, der sorgfältig im Sand versteckt war, so dass nur seine Stahltore zu sehen waren, und hatten ihn wieder verlassen. Tag für Tag lagerte dort eine ausreichende Menge, um eine Stadt oder alle Flugzeuge der Welt zu zerstören. Seine Sprengstofflieferanten und Bombenhersteller hatten ihn gut versorgt. Aber all ihre Fähigkeiten würden bald überflüssig sein angesichts dessen, was in dem kleinen Bunker nahe der Villa inzwischen vorbereitet worden war. Das Anthrax-B-C war nun einsatzbereit.

Dieses Wissen erfüllte Raza mit einer Erregung, die jede sexuelle weit übertraf. Es war ein so wunderbares Gefühl, dass er es schleunigst wieder in sein Unterbewusstsein verbannte, damit es dort weiter wachse bis zu jenem Tag, an dem er sich ihm voll und ungehindert würde hingeben können. Die Erwartung ließ ihn fast schwindlig werden, und nur durch diese Erschießung hatte er das Gefühl unter Kontrolle bringen können.

Raza setzte einen Fuß auf die Leiche und wandte sich den angetretenen Rekruten zu. Er schüchterte sie jetzt mit seinem bloßen Schweigen ein. Als er zu sprechen begann, hob er die Stimme, damit ihn auch keiner überhörte.

»Eure Feinde sind zahlreich und stark. Einige von ihnen waren eure Brüder und Schwestern. Aber sie sind verführt worden - mit der Verlockung von Geld und angenehmem Leben, mit modischen Getränken und Hamburgern, mit Radiosendungen und Videos. Die Lügen und Verleumdungen hören und begreifen sie nicht mehr.«

Die Mullahs hatten Raza gesagt, die Botschaft müsse einfach und direkt sein, so wie der Dschihad einfach und direkt war. In einem Heiligen Krieg weihte man sich dem Tod. Der Dschihad war der Weg zu glorreichem Märtyrertum. Er hatte ihnen zwar nicht geglaubt, aber Lippenbekenntnisse abgegeben. Mit ihrem Geld konnte er schließlich Ziele erreichen, die sogar ihm zunächst unerreichbar erschienen waren.

»Unsere Feinde wollen eure wahren Werte vernichten. Sie wollen euren Glauben zerstören. Sie wollen euch als Gefangene erniedrigen. Sie wollen den Islam schwächen.«

Man muss das personalisieren, hatte Ayatollah Muzwaz gesagt. Jeder muss sich persönlich bedroht fühlen, jeder das Gefühl erhalten, es sei sein höchsteigener Kampf. Raza hatte höflich gelächelt - von Motivation und Indoktrination und Beeinflussung verstand er bestimmt nicht weniger als jeder Mullah. Und gleiches galt für Massenpsychologie und Ideologisierung sowie die Entwicklung jener Alles oder Nichts-Haltung, die keine halben Maßnahmen und keine Grauzonen erlaubt.

»Ihr müsst den Feind bekämpfen wie niemals zuvor! Ihr dürft keinerlei Mitleid mit ihm haben, denn er hat auch keines mit euch! Vernichtet ihn, ehe er euch vernichtet! Ihr müsst bereit sein, im Namen der Gerechtigkeit zu töten, und ihr müsst bereit sein zu sterben!«

Raza studierte die Gesichter der jungen Leute, während er ihnen diese Botschaft einhämmerte. Die Sonne begann die Düfte der Nacht über der Wüste auszulöschen und die Luft so

aufzuklären, wie Allah dies wünschte.

Raza fuhr in seiner Ansprache an die Rekruten fort. »Euch allen hier ist eines gemeinsam - ihr seid Opfer. Opfer der Zionisten und derer, die sie unterstützen: der Ungläubigen. Jeder von euch hat das Recht, ja die heilige Pflicht, seine Familie, sein Heim, sein Land gegen den Tyrannen zu verteidigen!«

Nadine vernahm das übliche Rumoren des Grolls unter den Rekruten. Raza hatte ihr während der dunklen Stunden der Nacht, wenn die Liebesspiele sie erschöpft hatten, erzählt, wie wichtig es sei, die Wut in ihnen zu erregen. Ein wütender Mann denkt nicht - er tut, was ihm befohlen wird.

Raza wies auf die Landschaft ringsum. Vor kurzer Zeit noch war sie blaß und grau gewesen, jetzt aber füllte sie sich mit einer Palette warmer Farben. Nadine kannte alle Tricks aus Razas reichhaltigem Repertoire. Aber sooft er sie auch einsetzen mochte, immer wieder war sie erneut von seinem Charisma beeindruckt.

»Allah schenkt uns die Sonne, um uns zu wärmen«, sagte Raza gerade, »aber auch, um unseren Glauben warmzuhalten, selbst in der Kälte der Nacht.«

»Allah sei gepriesen!« ertönte die einstimmige Antwort.

Raza sah, dass die Augen vor ihm glänzten und das Blut in alle Gesichter stieg

»Allah gab uns Nahrung, aber unsere Feinde wollen sie uns wegnehmen. Sie haben unser Land geraubt und unser Volk vertrieben. Sie haben ihre Marionetten in all den Ländern an die Macht gebracht, die uns unser Öl stehlen. Wenn wir uns dagegen wehren, dann schicken sie ihre Schiffe und Bomber, um uns zu bedrohen und einzuschüchtern, und ihre Soldaten, um die Zionisten zu beschützen. Aber Allah hat gesagt, dass das nun aufhören muss, dass ihr das in seinem Namen unterbinden werdet!«

Ein neuer Lobschrei auf Allah erklang aus den Reihen der

Rekruten. Razas Worte waren für sie wie ein Aphrodisiakum, das ihnen das Paradies hinter all den Entbehrungen ihrer jetzigen Situation verhieß.

Ein weiteres Mal wandte sich Raza, genau wie Nadine das schon erwartet hatte, zu einem Blick in die Landschaft ab, die sich weithin bis zum Horizont erstreckte. Er zog das Tuch seiner *Kaffijeh*, der karierten arabischen Kopfbedeckung, vor das Gesicht und wirkte damit wie ein Prophet im unmittelbaren Gespräch mit Allah.

Der Glaube, hatte er ihr gesagt, ist alles. Nicht jener sanfte Glaube der Moscheen, sondern jener erbarmungslose Glaube, den er hier predigte, in welchem Töten ein Ausdruck der Freiheit war und ein weiterer Schritt zur Gerechtigkeit. Und auch sie hatte er davon überzeugen können, so dass selbst sie bereit war, einzuräumen, dass das Hinschlachten der Jugend notwendig war.

Die traditionelle Kopfbedeckung der Beduinen war Razas einziges Zugeständnis an das Leben in der Wüste. Während alle anderen Kampfanzüge trugen, war er in einen schwarzen Rollkragenpullover aus Baumwolle und schwarze Hosen gekleidet, die in schwere Kampfstiefel gestopft waren.

»Prägt euch diesen Tag gut ein«, gellte Raza, »denn es ist der Tag vor dem Gericht! Morgen werden unsere Feinde vor unserer Macht erzittern. Morgen werden sie unser Feuer und unsere Gerechtigkeit verspüren und unsere Rache für all das, was sie uns angetan haben. Und morgen wird nur ein Anfang sein!«

Raza schaute Nadine direkt an. Diese nickte und schaute ihm gerade in die Augen. Morgen würde wirklich etwas geschehen - das war keine Rhetorik mehr, das war die Wahrheit, die Realität.

Raza begann, langsam zwischen den Rekruten hindurchzugehen, wobei er hin und wieder stehen blieb, um ein Gesicht aufmerksam zu mustern. Nadine hatte ihn das schon mehr als einmal tun sehen. Das band den Betreffenden noch

enger an ihn. Sie sah, wie er vor den beiden Griechenmädchen, Anna und Zelda, stehen blieb, die etwas abseits von den Rekruten und der Stammbesatzung des Lagers standen.

Während der vergangenen Woche hatten sie den unterirdischen Bunker, der in ein Laboratorium und ein Sendestudio verwandelt worden war, kaum verlassen. Die andere Griechin, Lila, hatte ihre gesamte Zeit in dem Studio verbracht. Das überraschte Nadine, denn Lila hatte eine kleine Sprachstörung - sie begann zu lispeln, wenn sie sich erregte oder zornig wurde. Wie konnte sie eine gute Radiosprecherin darstellen? Als sie Raza danach gefragt hatte, hatte er nur rätselhaft gelächelt. Nadine hatte inzwischen gelernt, was dieses Lächeln bedeutete: eine Warnung, keine weiteren Fragen zu stellen.

Lila hatte das Lager vor zwei Tagen verlassen und aus Rom telefonisch mitgeteilt, sie hätte die Tonbänder für Al-Najaf übergeben.

Al-Najaf war von Razas Männern derjenige, den Nadine am wenigsten leiden konnte. Alle anderen mochten grob und brutal sein, aber Al-Najaf war böse. Wann immer er im Lager erschien, musste ihm ein junges Mädchen zur Verfügung stehen. Raza hatte gesagt, solange Al-Najaf seine Arbeit gut erledige, sei ihm sein Privatleben gleichgültig.

Mit gleicher Toleranz begegnete Raza Faruk Kadumi. Bevor dieser das Lager verlassen hatte, hatte sich Raza mit ihm für einige Stunden in die Bibliothek der Villa zurückgezogen. Als sie wieder aufgetaucht waren, war Raza außerordentlich guter Laune gewesen und hatte Kadumi zum Abendessen eingeladen. Während des Essens hatte Kadumi seinen Gastgeber gefragt, ob er ihm ein Mädchen verschaffen könne, und dieser hatte ihm geantwortet, er könne jede Frau im Lager haben außer seiner eigenen.

Kadumi hatte eines der Mädchen gewählt, die bei Tisch

bedient hatten. Ehe er sich mit ihr in sein Zimmer zurückzog, hatte er darauf bestanden, Nadine auf beide Wangen zu küssen. Sie hatte dabei den Ätherduft gespürt, den er ausströmte. Als sie später Raza darauf angesprochen hatte, dass es doch gefährlich sein müsse, jemanden zu beschäftigen, der so stark von Drogen abhängig sei, hatte der nur wieder mit seinem rätselhaften Lächeln geantwortet. Am nächsten Morgen war Kadumi nach London geflogen.

Nadine konnte sehen, wie die beiden Griechenmädchen mit leuchtenden Augen in den Bunker zurückkehrten. Den gleichen Blick hatte sie an Shema gesehen, wenn diese zu einer wichtigen Mission aufbrach.

Raza schlenderte zu einer Gruppe von Männern hinüber, die ihre Ausbildung abgeschlossen hatten und kurz vor ihrer Rückkehr in die Flüchtlingslager standen, um dort neue Rekruten anzuwerben. Er würde bald an der Spitze eines Heeres stehen, das größer war als das Saladins, ja selbst größer als jenes, das der Prophet selbst befehligt hatte. Er befahl der kleinen Gruppe, einen Kreis zu bilden, und den übrigen Rekruten, sich ringsum aufzustellen. Inmitten des Kreises sprach Raza, der alle anderen überragte, mit mächtiger, klangvoller Stimme.

»Schaut euch diese Männer an!« Dabei deutete er auf den kleinen inneren Kreis. »Sie sollen für euch alle ein Beispiel sein. Sie gehen jetzt auf die Westbank und in den Gazastreifen, an all jene Orte, wo unsere Feinde sind. Und sie werden sie im Namen Allahs vernichten! Sie werden unseren Feind den das Herz aus dem Leib reißen wie...« Raza deutete mit dramatischer Geste zu den beiden Mädchen vom Küchenpersonal, die soeben in die Mitte des Kreises traten. Jede trug, an den Füßen gepackt, ein paar lebende Hühner. »... wie Hühnern! Wie diesen Hühnern!«

Raza griff sich ein Huhn und begann es lebend auseinanderzureißen, erst die Beine, dann die Flügel, schließlich den Kopf. Dabei schritt er in dem Kreis herum und steckte die

Hühnerteile den Leuten in den Mund, während er die Stimmführung für einen lauten, ständig wiederholten Sprechchor übernahm.

»Unsere Feinde sind schwach! Wir jedoch sind stark! *Insch' allah!*«

Raza übergab die weiteren Hühner den Männern im inneren Kreis. Diese zerrissen sie und stopften sich die Stücke in den Mund, wobei das Blut auf ihre Kampfanzüge tropfte.

»Unsere Feinde sind schwach. Wir jedoch sind stark! *Insch' allah!*« brüllten alle und peitschten sich gegenseitig auf.

Raza stand mit wütend blitzenden Augen vor ihnen und nickte im Rhythmus des Sprechgesangs. Dann hob er die Hand und schrie: »Lasst andere nach passivem Widerstand und Verweigerung rufen! Lasst andere bitten und betteln! Ihr sollt töten!«

»Toten!« gellte eine Stimme, und andere nahmen den Schrei auf. »Töten! Töten! Töten!«

Das animalische Gebrüll dehnte sich aus, bis schließlich jeder einstimmte in den Schrei »Töten! Töten! Töten!«

»Genug!« Razas Befehl sorgte für sofort eintretende Stille. Er wandte sich an den kleinen Kreis der blutbesudelten Männer. »Ihr seid jetzt Fedajin! Denkt immer daran!«

Dann ging Raza in den Bunker, wohin die beiden Griechinnen schon vorausgegangen waren. Nadine ihrerseits ging in die Villa, um sich umzuziehen. Wie gut sie doch inzwischen seine Wünsche kannte! Dass er wusste, warum sie so begierig darauf war, ihn zufrieden zu stellen, erregte ihn nur umso mehr. Je wilder sie darauf brannte, ihn dazu zu bewegen, etwas zu Shemas Freilassung zu unternehmen, desto wilder wurde sie in ihren Liebesbezeugungen. Er hatte niemals zuvor eine Frau gehabt, die so darauf brannte, ihn sexuell zu befriedigen.

Das Aufnahmestudio war ein absolut Sandgeschützter Raum



an dem einen Ende des Bunkers. Alles, was dort von der gemeinsamen Arbeit mit Lila zeugte, waren die Zigarettenstummel im Aschenbecher gewesen, wenn Raza sie das eine oder andere Wort wieder und wieder hatte wiederholen lassen. Ihr Sprachfehler war eine Behinderung, die sie jedoch mit ihrer unermüdlichen Hartnäckigkeit mehr als ausgeglichen hatte.

Die Luftschleuse zum Laboratorium stand jetzt, nachdem Faruk Kadumi seine Arbeit beendet hatte, offen. Anna und Zelda waren dabei, die Parfümflakons in Einkaufstaschen von Gucci zu verpacken.

Raza hatte diese Taschen ausgewählt, genauso wie den Namen für das Parfüm - Griechische Nächte - und die Uniformen, welche die Mädchen bei der angeblichen Werbekampagne dafür tragen sollten. Raza hatte sich um alles gekümmert, und jetzt stand er zufrieden im Türrahmen und sah den beiden Mädchen bei ihrer Arbeit zu. Dies alles war die Frucht eines Jahres sorgfältiger Vorbereitung.

Diese hatte dazu beigetragen, seine Wut auf Saddam Hussein zu besänftigen. Jahrelang war der Diktator des Iraks sein Zahlmeister und Beschützer gewesen. Wie oft hatten sie zusammen im Bagdader Palast Saddam Husseins gegessen und gemeinsam die neue Landkarte des Nahen Ostens entworfen, in welchem der Irak die beherrschende Macht war und Israel nicht mehr existierte.

Um sich auf diesen Tag vorzubereiten, hatte Saddam Hussein Raza gebeten, wichtige Teile für die Militärmaschinerie ins Land zu schmuggeln, mit deren Aufbau er beschäftigt war. Raza hatte nicht gewusst, wie Furcht einflößend sie wirklich war, bis ihn der Diktator einmal nach Samarra mitgenommen hatte. Dort befand sich, tief unter dem Sand verborgen, Saddams geheimes Lager an chemischen und biologischen Waffen. Die wirkungsvollste davon basierte auf dem chinesischen Anthrax-B-C. Er hatte den Diktator darum gebeten, ihm einen Teil davon

zu überlassen, um es gegen Israel einzusetzen. Dieser hatte ihm versprochen, es zu tun, wenn der Tag gekommen sei.

Sogar jetzt noch ließ die Erinnerung an das, was dann geschehen war, Razas Augen vor Wut funkeln. Saddams Plan, den Irak zur arabischen Supermacht zu gestalten, die auch für Raza der Himmel auf Erden wäre, war zunächst großartig angelaufen. Innerhalb weniger Stunden hatte der Irak Kuwait überrollt, und seine Truppen standen in Massen an der Grenze Saudi-Arabiens. Die königlichen Lakaiken des Westens in Rijad schienen wie gelähmt. Doch dann hatte Israel zugeschlagen - Morton hatte die Anlagen in Samarra zerstört.

Raza hatte den wie ein Berserker auftretenden Saddam Hussein zu einem Angriff auf Israel gedrängt - und dann erleben müssen, dass dieser in Wirklichkeit ein feiges Großmaul war. Er war kein bisschen besser als all die anderen arabischen Führer - zitternd vor Angst vor den Zionisten. Als er endlich seine Scud-Raketen abgeschossen hatte, war es viel zu spät gewesen.

Der Krieg war mit ungewöhnlicher Brutalität ausgetragen worden und im vollen Licht von Fernsehkameras abgelaufen. Raza war mit seinen Männern zur Flucht aus dem Irak gezwungen gewesen und hatte schließlich eine neue Zuflucht in Libyen gefunden. Je mehr Raza über die Sache nachdachte, desto mehr war er überzeugt davon, dass Saddam Hussein knapp vor dem endgültigen Sieg gestanden hatte. Es hätte ausgereicht, ein paar Flaschen mit Anthrax-B-C zu öffnen, um alle gemeinsamen Feinde in Angst und Schrecken zu versetzen.

Dann war er eingeladen worden, nach Teheran zu reisen und dort mit Ayatollah Muzwaz und den anderen Mullahs zusammenzutreffen. Raza hatte höflich ihren Ausführungen darüber zugehört, wie notwendig es doch sei, den Heiligen Krieg zu eröffnen. Schließlich hatte er ihnen gesagt, wie das gelingen könne - und was es kosten würde. Daraufhin waren innerhalb von vierundzwanzig Stunden zehn Millionen US-Dollar auf eine Bank in Genf überwiesen worden, die zu seiner

Verfügung standen.

Das leichteste dabei war, wie er vorausgesehen hatte, die Beschaffung des Anthrax-B-C gewesen. Sobald seine Kontaktleute im Goldenen Dreieck erst einmal Gewissheit darüber gehabt hatten, dass das nötige Geld zur Verfügung stand, hatten sie nur ein paar Wochen gebraucht, um eine Vereinbarung mit dem Wissenschaftler in der Anlage von Tschengtu zu treffen.

Doch zu dem Zeitpunkt, als die Übergabe in China arrangiert werden konnte, war sich die Mullah-Clique uneins. Eine wachsende Zahl der Mullahs hatte darauf bestanden, Raza müsse vorher erst beweisen, dass er nichts von seinen Fähigkeiten verloren habe. Sie hatten in ihrer eiskalten, höflichen Art von ihm eine Probe seines Könnens verlangt. Er hatte seinen Zorn hinuntergeschluckt und ihnen gesagt, eine solche Probe würde er ihnen mit Vergnügen liefern.

Raza erinnerte sich daran, wie er in diesem lang gestreckten unterirdischen Bunker mit Al-Najaf auf und ab geschritten war, während sie den tödlichen Anschlag auf den katholischen Erzbischof des Libanons besprachen. Dieser hatte von der Kanzel aus den Golfkrieg verteidigt und ihn einen »gerechten Krieg« genannt. In wenigen Tagen wurde der Kardinal in Rom zu einer Konferenz erwartet, die der Papst einberufen hatte, um zu erörtern, ob die Kirche einen Beitrag zu einer Annäherung zwischen Islam und Christentum leisten könne. Es gäbe keine bessere Methode, um diese Vorstellung zu torpedieren, als den Kardinal vor den Augen seines Pontifex zu ermorden.

Die Vorbereitung dieses Anschlags war weit weniger zeitraubend und kostspielig als der zweite Beweis seiner ungebrochenen Leistungsfähigkeit, den Raza der Mullah-Clique zu liefern gedachte. Es hatte ihn eine Million Dollar gekostet, um die Sprengladungen an Ort und Stelle zu bringen. Über fünfzig Hotels waren zu diesem Zweck überprüft worden, ehe man sich definitiv für ein Dutzend entschlossen hatte. Raza hatte

seine erfahrensten Bombenleger nach London, Paris und New York geschickt, und alle hatten ihm inzwischen bestätigt, dass alles in Ordnung ging.

Ehe er auf den Exerzierplatz hinausgegangen war, hatte Raza in seinem Sendestudio die Nachricht an Ayatollah Muzwaz hinausgehen lassen, und die modernste Technik, die ihm dabei zur Verfügung stand, war Gewähr dafür, dass diese Nachricht über sein Büro in Beirut übermittelt wurde.

Das entsprechende Spezialgerät war noch von dem inzwischen aufgelösten Staatssicherheitsdienst der DDR entwickelt worden. 500 000 Dollar hatte Raza einem in Genf ansässigen Vermittler für die hochempfindliche elektronische Ausstattung bezahlt, und ein paar Wochen später war der kostbare schwarze Kasten im Gepäck eines libyschen Diplomaten eingetroffen. Er konnte so programmiert werden, dass der Eindruck entstehen musste, ein bestimmter Telefonanruf hätte seinen Ausgangspunkt viele tausend Kilometer entfernt von dem Punkt, von dem aus er tatsächlich erfolgte.

In seiner verschlüsselten Botschaft an die Mullahs hatte Raza jedoch den dritten Beweis, den er liefern wollte, mit keiner Silbe erwähnt. Er wollte nämlich nicht nur nachweisen, dass er seine Fähigkeiten auf dem Feld des Terrorismus keineswegs eingebüßt hatte - er wollte auch zeigen, dass niemand ihm zu sagen hatte, was er zu tun und wo er was zu tun hätte. Das war der Anlass für ihn gewesen, Lila nach Südafrika zu schicken.

Raza war klar, dass sich Lila ihm aufgrund seiner Fähigkeit zur Manipulation angeschlossen hatte. Männer und Frauen, alt und jung, attraktiv oder hässlich, hoch gebildet oder schlichten Geistes: zu beeinflussen waren sie alle. Seine Fähigkeit dazu war eine Gabe und eine Waffe. Es amüsierte Raza stets, dass es ihm, dem Sohn eines nomadischen Hirten, gegeben war, Einfluss auf so viele gebildete Geister auszuüben. Genau dies tat er auch im Augenblick wieder.

»Sagt mir noch einmal genau, was ihr tun werdet, sobald ihr gegangen seid!« befahl Raza den beiden Mädchen, als er in das Labor trat.

Die Griechinnen wiederholten getreulich die Weisungen, die sie erhalten hatten. Während sie sprachen, musterte Raza ihre Gesichter und lauerte auf das kleinste Zögern, das sie zeigen würden. Aber er war zufrieden. Er trat mit harten und glänzenden Augen einen Schritt zurück.

»Es ist euch klar, dass weder eure Wünsche noch eure Bedürfnisse, ja nicht einmal euer Leben irgendwie wichtig sind. Es darf nichts geben, was zwischen euch und der Erfüllung eurer Aufgabe steht!«

»Das ist uns klar«, versicherte Zelda mit Stolz in der Stimme.

»Wir werden Sie nicht enttäuschen!« gelobte Anna.

Warm und werbend vergaß Raza nicht seinen üblichen letzten Appell: »Ich habe euch ausgewählt, weil ich euch vertraue, und ich will euch auch weiterhin vertrauen können. Also enttäuscht mich nicht!«

Er sah in ihren Augen, dass sie ihm blind gehorchen würden. Er wandte sich ab und verließ das Labor.

Raza ging hinüber zur Villa und spürte, wie seine Erregung wuchs. Nadine würde schon auf ihn warten. Aber um seiner jetzigen Stimmung zu entsprechen, musste sie ihm wirklich etwas Besonderes bieten.

Nadine sah, wie sich Raza näherte, ohne rechts oder links zu blicken. Aber sie wusste, dass er trotzdem alles ringsum sah - die Rekruten, die aneinander Würgegriffe und deren Abwehr übten, und die anderen, die in Löchern das Zusammensetzen und Anbringen von Bomben lernten; jene, die auf dem Schießplatz an Feuerwaffen gedrillt wurden, und jene, die in ihren vom Schweiß der Anstrengung und Angst getränkten Uniformen von

Türmen sprangen, während die scharfen Kugeln ihrer Ausbilder sie umschwirten.

Hier in der Villa war es noch immer kühl. An dem einen Ende der Veranda gab der Politoffizier des Lagers seine erste Instruktionsstunde. Bis zum Einbruch der Dunkelheit würde er die Rekruten in der Revolution unterweisen. Auf der anderen Seite der Veranda schulte ein Mullah aus Teheran in Fundamentalismus. Allmonatlich erschien ein neuer Geistlicher, doch die Botschaft war stets die gleiche: Der Islam würde siegen.

Nadine wandte sich vom Fenster ab. Sie trug ihr leichtestes Seidengewand, gleich kühl wie die Laken auf dem Bett. Razas Schritte erklangen draußen vor der Tür. Dann konnte sie hören, wie er seine Stiefel auszog - er hielt sich an die überlieferten Sitten.

Die Tür öffnete sich, und Raza trat ein. Nadine ging ihm entgegen und warf die Tür mit einer Hand ins Schloss. Sie ließ ihre Zunge über sein Gesicht huschen und flüsterte ihm ins Ohr: »Ich begehre dich so sehr!«

Raza schob sie etwas zurück und fragte: »Bist du denn gar nicht neugierig darauf, was geschehen wird?«

Sie lächelte und begann sein Hemd aufzuknöpfen. »Ich habe zu warten gelernt. Aber kannst du es auch?«

Ruhig und unbewegt stand er vor ihr, spürte ihr Verlangen, zeigte aber keine Anstalten, es zu erfüllen. Ein weiteres Mal schob er sie zurück.

»Sag mir, wie viel du schon erraten hast!«

Nadine kannte dieses Spiel und wusste, dass Raza es liebte. Es erregte ihn, wenn sie sich bemühte, die einzelnen Teile des Puzzlespiels zusammenzusetzen. Später würde sie ihn dann wegen Shema fragen.

Nadine nahm Raza bei der Hand und führte ihn zum Bett. Er

ließ sich auf den Rücken fallen und schaute zu ihr hoch. Sie setzte sich auf ihn, lächelte und sagte leise: »Du willst diesmal die Zionisten über ihre Freunde treffen.«

Er kicherte. »Aber wie?«

»Bomben.«

Er ließ ein weiteres Kichern hören.

Nadine presste ihre Oberschenkel um ihn. »Lila soll wohl die Bomben durch Fernzündung zur Explosion bringen?«

»Nein.« Raza schaute zu ihr auf - diesmal schien sie keine Ahnung zu haben. »Du hast wohl Al-Najaf vergessen!«

Nadine schüttelte den Kopf. »Ich denke lieber nicht an ihn...«, begann sie, verstummte aber, als sie den Ausdruck auf seinem Gesicht sah.

»Und der Doktor, den du ja auch nicht leiden kannst?« fragte Raza.

»Das weiß ich nicht so recht. Ich hoffe nur, dass er dir gute Dienste leistet.«

»Da brauchst du dir keine Gedanken zu machen.« Er genoß seine Fähigkeit, seine Lust zu verzögern. »Und diese Griechenmädchen - was sollen sie wohl tun?«

Nadine schwieg und dachte: Er möchte gar nicht, dass ich es weiß. Wenn ich es errate, wird ihm das nur die Laune verderben. Und ich werde mir jede Chance dafür nehmen, ihn wegen Shema anzusprechen zu können.

»Sie sollen sicher Botschaften zu den Zellenleitern bringen.«

Raza kicherte, seine Stimmung hatte nicht gelitten. »Nein, nicht so wie Shema.«

Er lag mit halbgeschlossenen Augen da, und während sie Hände und Zunge über seinen Unterleib gleiten ließ, bat sie ihn: »Kannst du nicht mir zuliebe Shemas Befreiung veranlassen bitte!«

»Nein!« Sein plötzlicher Wutausbruch schien den ganzen Raum zu erfüllen, und er setzte sich auf. »Sprich nicht von deiner Schwester! Hast du mich verstanden?«

»Ja«, sagte sie schwach, »es tut mir leid.« Es war doch nicht der richtige Zeitpunkt gewesen, um über Shema zu sprechen.

Ohne ihr Kleid abzulegen, setzte sie sich auf ihn und nahm sein Glied langsam, ganz langsam in sich auf.

»Schneller jetzt!« befahl er mit heiserer Stimme.

»Nein!« keuchte sie.

Spielerisch tat sie so, als ob sie seine Arme festhalte - als ob sie dazu je im Ernst fähig gewesen wäre! Er machte wie immer dieses Spiel mit, markierte, als ob er sich gegen ihren Griff wehren müsse und schließlich unterliege.

Nadine nahm seinen Rhythmus auf und entsprach ihm. Es war nicht nur die körperliche Lust, die sie dabei erfüllte, sondern das Wissen, dass es der einzige Weg war, über ihn Macht zu gewinnen, wenn er tief in ihr steckte und sie ihn dabei umklammerte.

Aber während sie jeden Muskel anspannte, verhielt er stets kurz vor dem Orgasmus. Sie wartete dann ein Weilchen, ehe sie wieder ihre Bewegungen aufnahm und veränderte und nichts unversucht ließ, zum Höhepunkt zu gelangen. Sie ritt wilder und wilder auf ihm und war endlich davon überzeugt, er müsse nun jeden Augenblick explodieren.

Doch stattdessen stieß er sie plötzlich zur Seite, erhob sich und trat zum Fenster. Vor dem Bunker stiegen gerade die beiden Griechinnen in den Jeep, der sie nach Tripolis bringen sollte. Von dort würden sie nach Athen fliegen. Erst als der Jeep nicht mehr zu sehen war, kehrte Raza zu Nadine zurück.

»Möge Allah die Parfümmacher schützen!« flüsterte er und legte sich wieder auf das Bett.

Nadine starrte ihn an und hatte den Eindruck, wie schon



früher gelegentlich, auf seinen Zügen echten Wahnsinn zu erkennen. Dann löschte das Begehren ihres Körpers, das Stillung und Erfüllung forderte, alles andere aus. Erst als er schließlich den Höhepunkt erreicht hatte, sein Atem sich allmählich beruhigte und er still dalag, fragte sie ihn, was denn nun tatsächlich geschehen solle. Und als er es ihr erzählte, herrschte auf seinem Gesicht keineswegs der Wahnsinn, sondern der Ausdruck absoluter Siegesgewissheit.

## 6

Morton verließ Tel Aviv auf der Ausfallstraße nach Jerusalem. Vorher hatte er alle Stützpunkte des Mossad benachrichtigt, dass Raza zum Losschlagen bereit sei. Kopien davon waren dem israelischen Inlands-Sicherheitsdienst und allen Kommandanten der Grenzposten zugeleitet worden. Er hatte sein Land so gut vorbereitet, wie ihm das möglich gewesen war.

Den Tod des »Syrers« hatte er außer Danny niemandem mitgeteilt. Vor allem hatte er sich eine Meldung an Bitburg verkniffen - der hätte ohnehin nur wieder herumgenörgelt. Kurz hinter dem Stadtrand stand das erste Beduinenlager. Dunkle Zelte, dunkle, unbewegte Gesichter. Das Stimmengewirr wurde verschluckt vom Lärm des vorbeibrausenden Verkehrs.

Die Straße nach Jerusalem war um diese Zeit eine wahre Rennstrecke, gefüllt mit Kolonnen von Militärfahrzeugen, Taxis und Motorradfahrern. In kaum einer Stunde würde die Dunkelheit hereinbrechen, und die arabischen Heckenschützen würden in die Berge ausschwärmen, um dort ihre Opfer zu finden. Jeder Tote vertiefte die Kluft und schürte den Hass.

Vor ihm kreuzte eine Eselkarawane die Straße, deren Treiber sich nicht im Geringsten um das Hupen der Autos kümmerten. Sie strebte der Ruine einer Polizeistation zu, offenbar um dort einen Unterschlupf für die Nacht zu finden. Vierzig Jahre lang war diese Polizeistation in Betrieb gewesen, bis eines von Razas Himmelfahrtskommandos vom Strand her herangestürmt war und sie zerstört hatte.

Auch damals schon hatte Morton davor gewarnt, dass man damit rechnen müsse. Bitburg hatte eine Aktennotiz an ihn adressiert, dass er diese Warnung weitergeleitet hätte.

Eingetroffen war sie allerdings erst nach dem Anschlag.

Auch das war ein Grund dafür, dass er Bitburg nichts über die jetzt in Rom geplante Operation mitgeteilt hatte. Bitburg hätte ja doch nur eine weitere Aktennotiz verfasst, um sie seiner Ablage für den Fall einzuverleiben, dass irgendetwas bei der Sache schiefging. Und schief gehen konnte so manches bei einer solchen Operation, insbesondere wenn es dabei um die Ausschaltung Mahmoud Al-Najafs ging.

In ihrem letzten Anruf hatte Michelle ihn um einen kurzen Aufschub gebeten, und er hatte sofort zugestimmt. Bei einer solchen Angelegenheit durfte man sich nicht unter Zeitdruck setzen lassen. Für einen derartigen Anschlag musste man in Bezug auf Ort und Zeit absolut flexibel bleiben. Es war besser für Wolfie und Michelle, zwei Tage länger Zeit zu haben, als zu früh loszuschlagen.

Morton verringerte seine Geschwindigkeit, als er sich der ersten Arabersiedlung auf der Westbank näherte. Er sah vor sich eine Straßensperre, die Soldaten der Verteidigungskräfte aus ein paar Jeeps errichtet hatten. Für alle Fälle war in einer Kurve ein Schützenpanzerwagen abgestellt.

Er zeigte seinen Ausweis, und man winkte ihn durch. Er fuhr nur langsam weiter und vermied sorgfältig sowohl die Schlaglöcher als auch das Aufwirbeln von Steinen. Da hatten schon geringere Anlässe für Unruhen genügt. Um die feindseligen Gesichter kümmerte sich Morton nicht.

Aus einem solchen Dorf stammte Al-Najaf, und dort hatte er sich seine brutalen und gewalttätigen Fähigkeiten angeeignet, ehe er aufgebrochen war, seinen Anteil zum Tagebuch des modernen Terrorismus beizutragen. Auf jeder Suchliste war sein Name neben dem Razas zu finden. Aber jetzt war seine Zeit gekommen. Es war ein gutes Gefühl, zu wissen, dass man in Kürze einen weniger jagen müsste.

Der heiße Spätnachmittagswind zerzte an Mortons Kragen

und an der Umhüllung des Päckchens, das neben ihm auf dem Beifahrersitz lag. Das darin befindliche Ledergebundene Buch über das Leben zur Zeit der ersten ägyptischen Dynastie hatte er schon vor Monaten als Geschenk zu Steves siebzigstem Geburtstag erworben. Es würde eine schöne Ergänzung bilden zu all den Büchern über die antike Welt, die er schon besaß.

Diese und Steves Fähigkeit, das Leben in alter Zeit anschaulich darzustellen, hatten Mortons eigenes Interesse an der Archäologie und der vergleichenden Religionswissenschaft angefacht, das wiederum seine Lehrer in Cambridge dazu veranlasst hatte, ihm zuzureden, er solle doch die akademische Laufbahn einschlagen.

Ein Taxi überholte ihn, aber Morton hielt stur seine Geschwindigkeit von fünfzig Meilen pro Stunde ein. Am Benzin zu sparen, ebenso wie an allen anderen natürlichen Hilfsquellen, war ein Gebot der Stunde.

Weiter vorn bog eine Militärkolonne von der Straße ab in die judäischen Berge. Morton kannte ihr Ziel - die Militärbasis, von der aus er selbst im Laufe des vergangenen Jahres ein Dutzend Mal mit dem Hubschrauber in den Libanon geflogen war.

Auf beiden Seiten der Straße erstreckte sich jetzt die Wildnis Judäas. In der Schule hatte Morton gelernt, dass Jesus hier gewesen war, um in Ruhe nachzudenken. Das konnte er gut verstehen - es gab hier nichts, was einen ablenken konnte.

Eine weitere Arabersiedlung zeigte sich, mit weißgekalkten Häusern und gespannten, wachsamen Gesichtern dazwischen. Das Tageslicht schwand rasch, und Morton schaltete seine Scheinwerfer ein.

Die ersten Lichter waren in den Hügeln zu sehen - beduinische Hirten in ihren Hütten. Der volle Mond erschien, um sich zu den ersten Sternen zu gesellen. Ruth hatte immer gesagt, in dieser ersten Stunde der Nacht sei es, als stehe die Zeit still.

Zur Linken Mortons flackerten Öllampen. Seit er zuletzt hier durchgefahren war, hatte sich schon wieder eine neue Arabersiedlung entwickelt, die für Razas Bestrebungen reichen Nährboden bot. Er konnte die Spannung, die herüberwehte, nahezu körperlich spüren, und er wusste, dass Hasserfüllte Augen zu ihm starrten. Er fädelt seinen Wagen in den Strom der Fahrzeuge ein, der sich nach Jerusalem hinein ergoss, und ließ sich mitschwemmen.

Morton parkte in der Nähe des Damaskustores, und sofort stürzte sich eine Schar von Händlern auf ihn. Es war zurzeit die ruhige Saison zwischen den Feiertagen, aber vielleicht ließ sich ja doch Samen vom Garten Gethsemane, Wasser aus dem Jordan oder Erde vom Kalvarienberg verkaufen. Er wimmelte sie in englischer Sprache ab. Als Fremder war man noch immer einigermaßen sicher hier, als Jude schon sehr viel weniger. Dennoch lebten Dolly und Steve bereits seit mehr als fünfzig Jahren in der Jerusalemer Altstadt. Ihre Wohnung in der Via Dolorosa bot ein Beispiel dafür, dass Koexistenz möglich war.

Innerhalb der alten Mauern aus der Kreuzfahrerzeit boten die Händler unablässig Holzsplitter vom Kreuz Christi an und die Nägel, die ihm Hände und Füße durchbohrt hatten, Haare vom Schwanz des Tieres, auf dem der Prophet geritten war, und Steine vom Tempel des Herodes. Jerusalem erinnerte Morton an eine Hure, die unaufhörlich jedem das gleiche verkauft.

Als Kind war er gern hier gewesen, hatte sich unterhalten mit alten Männern in noch viel älteren Türöffnungen, war den verhüllten Frauen mit Körben und Krügen auf dem Kopf gefolgt und hatte sich bewusst ferngehalten von den Rabbis und den Priestern der griechisch- und der russischorthodoxen Kirche, denen er unterstellte, dass sie wegen ihrer starken Beschäftigung mit der Vergangenheit den Sinn für die Gegenwart verloren hatten.

Es waren gefährliche Straßen hier. In den Hauseingängen lungerten junge Männer herum, die sich in der Kunst der stillen

Drohung übten. Überall ertönte Musik: laute arabische Liebeslieder, mit schriller Stimme vorgetragen, und die unharmonischen Weisen der Griechen. Dazu überall die Beatles und die Rolling Stones, die sich hier offenbar halten konnten wie nirgends sonst.

Frühzeitig schon hatte er dann die Stadt verlassen. Steve hatte die Meinung vertreten, nichts könnte so gut auf das Leben vorbereiten wie eine englische Privatschule. Also war er für fünf Jahre nach Clifton gegangen, und jedes Mal, wenn er während der Ferien heimgekehrt war, hatte Dolly ihm versichert, wie gut er sich doch entwickelt hätte und wie sehr englisch er inzwischen wirke. Ruth hatte ihn wegen Mädchen aufgezogen, und Steve hatte stets ein stolzes Vaterlächeln gezeigt.

Als Morton dann nach Cambridge ging, hatte Steve eine riesige Liste von Empfehlungen zusammengestellt. Es schien, als ob er mindestens die Hälfte seiner Lehrer kenne. Bis dahin war es Morton gar nicht so recht aufgegangen, welches Ansehen in den Kreisen der Wissenschaft sein Pflegevater genoss.

Eine Armeepatrouille fuhr die Straße hinunter, und die beiden Jeeps zwangen die Leute, sich an die Wand zu drücken. Morton fühlte den Zorn, den die Soldaten erregten, und konnte zugleich die Nervosität in ihren Augen sehen. Man setzte hier gerade eingezogene Wehrpflichtige ein, damit sie sich ein wenig eingewöhnten, ehe man sie an wirklich unruhige Orte wie Nablus, Beersheba oder Nazareth schickte.

Die Soldaten warfen ihm einen forschenden Blick zu, wobei einer von ihnen auf hebräisch murmelte: »Verdammter Ausländer!« Morton kümmerte sich nicht weiter darum und setzte seinen Weg in die Via Dolorosa fort.

Als er aus Cambridge mit der Abschlussnote »Sehr gut« sowohl in Geschichte wie in Politikwissenschaft zurückgekehrt war und erklärt hatte, er wolle eine Stelle beim Mossad annehmen, hatte Steve ihn lange forschend angeblickt und ihn

dann gefragt, ob das wirklich das sei, was er sich wünsche. Als er ihm mit einem festen Ja geantwortet hatte, wurde das Thema niemals wieder erwähnt.

Die Wohnung lag in einem Haus aus der ottomanischen Epoche, und seine Steinfassade war bis in Kopfhöhe abgewetzt von den Millionen von Pilgern, die sich daran gelehnt hatten, um hier der Wiederholung von Christi Leidensweg beizuwohnen.

Morton verharrte für einen Augenblick und hatte das Gefühl, er sei niemals weg gewesen. Dann schritt er die Steintreppen zum ersten Stock hinauf.

Er hatte noch immer einen eigenen Schlüssel und schob ihn in das Schloss der schweren, eisenbeschlagenen Tür. Sein Geschenk verbarg er hinter dem Rücken. Er wollte seine Pflegeeltern überraschen und freute sich schon auf Dollys kleinen Freudenschrei und darauf, dass Steve sich aus seinem Lehnstuhl erheben und ihm mit ausgebreiteten Armen entgegengehen würde.

Die Wohnung lag jedoch in völligem Dunkel. Morton schaltete das Licht im Eingangsflur ein, als ob er damit das lastende Schweigen bannen könne. Dann schloss er die Tür hinter sich und ging durch alle Räume, wo er überall das Licht einschaltete. Alle Fenster waren geschlossen, überall die Läden verriegelt.

Er ging schließlich ins Wohnzimmer zurück - alles dort war genau so, wie er es in seiner Erinnerung hatte. Auf der einen Seite stand der schwere Eichentisch mit den vier hochlehnigen Stühlen darum. Steves Lehnstuhl stand in der einen Ecke, der von Dolly in der anderen. Dazwischen befand sich ein großer Militärschrankschrank, den sie damals aus Europa mitgebracht hatten, mit einer Leselampe darauf. Vor der einen Wand stand noch die Couch, auf der Morton und Ruth als Kinder gesessen hatten, um sich vom Schwarzweißfernseher beeindrucken zu

lassen. Von seinem ersten Gehalt hatte er dann einen Farbfernseher gekauft, und Dolly hatte ihn wegen dieser Verschwendung liebevoll ausgeschimpft.

Die vom Boden bis zur Decke reichenden Bücherborde an jeder freien Stelle der Wände waren, soweit das überhaupt ging, noch enger mit Büchern gefüllt als zuvor. Christliche und arabische Kommentare, ein Koran und eine Kinderbibel und eine russische Biographie Alexanders des Großen standen zwischen handgebundenen Kopien alter syrischer Schriften. Die Bibliothek setzte sich im Schlafzimmer von Steve und Dolly fort, wo die Bücherborde drei der Wände belegten und das große Messingbett umrahmten.

Morton schritt durch den kleinen Flur, der in seine und Ruths ehemalige Schlafzimmer führte. Seit seinem letzten Besuch hatte sich auch dieser Flur mit Bücherbrettern gefüllt. Morton gelangte ans Zimmer Ruths, an dessen Tür noch immer ihr Namensschild hing - er hatte es dort zu ihrem zwölften Geburtstag angebracht.

Sein eigenes Zimmer war unberührt geblieben, seit er dort zum letzten Mal geschlafen hatte. Das Bett aus Eichenholz stand noch an der einen Wand, eine Kommode und ein Kleiderschrank, in dem immer ein paar Kleidungsstücke von ihm hingen, an der anderen. Das Bücherregal war noch gefüllt mit all den Jugendbüchern, für die er sich damals begeistert hatte.

Morton kehrte in das Wohnzimmer zurück und suchte nach Hinweisen, wohin Steve und Dolly gegangen sein könnten. Auf einer Kommode, unter dem Telefon, fand er einen kleinen Stapel von Reiseprospekten. Steve hatte Dolly immer wieder versprochen, dass sie einmal eine Reise nach Europa unternehmen würden. Nach London, um dort die Aufführung eines Schauspiels mit der richtigen Aussprache zu erleben. Nach Paris, um dort Essen und Wein in der Art zu genießen, wie sie wirklich sein sollten. Und nach Deutschland - der Erinnerung



wegen.

Es fiel ihm nun auch ein, warum sie ihm wohl nicht gesagt hatten, dass sie verreisen wollten. Er hatte ihnen immer eingeschärft, dass sie ihn nicht anrufen sollten - außer es gehe wirklich um Leben und Tod. Für einen solchen Fall hatte er ihnen Dannys Nummer gegeben. Danny wusste immer, wo er zu erreichen war - das gehörte zu seinen Aufgaben.

Morton legte sein Geschenk auf den Tisch und ging noch einmal durch die Wohnung, um die Lichter zu löschen. Im Eingangsflur fiel ihm der ungetünchte Fleck über der Tür auf, der daran erinnern sollte, dass jene, die hier wohnten, noch immer die Zerstörung des Tempels von Jerusalem vor fast zweitausend Jahren beweinten. Es war wahrlich eine Gnade gewesen, von solch gütigen und frommen Menschen aufgezogen worden zu sein. Er wünschte sich plötzlich sehnlichst, ihnen das sagen zu können.

Morton hörte ein Geräusch draußen vor der Tür. Es wiederholte sich - das unverkennbare Geräusch des Atemholens einer Person, die draußen den Kopf an die Tür drückte, um zu lauschen.

Er zog den Browning aus dem Schulterhalfter, löschte das Licht im Flur und ließ sich direkt hinter der Tür auf die Knie nieder. Niedergekauert wartete er, die eine Hand um den Griff der Waffe geschlossen, während er sie mit der anderen bis in Schulterhöhe drückte. Das Atmen draußen wurde deutlicher. Mit einer jähen Bewegung riss Morton, die Waffe im Anschlag, die Tür auf.

Die untersetzte, ältere Frau davor prallte zurück und schlug erschreckt die Hände vors Gesicht, wobei ihr der Schlüssel entfiel. Sie starrte ihn an und suchte nach Worten. Als sie endlich sprach, geschah es in einem Kauderwelsch aus Englisch, Jiddisch und Hebräisch.

»Aber Davidl! Dass Gott dir's verzeih - mit oiner Pistoln auf

mich zu zielen!«

Morton beruhigte sich. Hannah Meir war Dollys engste Freundin. Sie war die einzige gewesen, zu der Ruth und er jemals »Tante« gesagt hatten. Und sie war die einzige, die ihn noch immer »Davidl« nannte.

»Es tut mir leid, Tante Hannah, wirklich!« Er richtete sich aus seiner kauernenden Stellung auf und verstaute seinen Browning wieder. »Es war nur, weil... nun, ich dachte nicht daran, dass du es sein könntest.« Er hob den Schlüssel auf und reichte ihn ihr.

Sie schüttelte den Kopf. »No, mit wem haste denn gerechnet - mit Arafat vielleicht? Denkste immer noch nach all den Jahren, es kam' jemand, um deinen Papa und deine Mama zu killen?«

Morton musste lächeln. »Ja, du hast recht. Wenn überhaupt irgendwo auf der Welt zwei Juden in Sicherheit sein können, dann müssten sie es hier sein. Aber ich hatte erwartet, dass Papa und Mama in der Küche sind, um das Geburtstagsfestessen vorzubereiten.«

Er nannte weiterhin Dolly Mama und Steve Papa - sie hatten das gern.

Sie blinzelte zu ihm auf. »Müssen mer das wirklich hier besprechen - oder könnten mer nicht vielleicht reingehen?«

»Entschuldige, Tante Hannah!« Morton trat zur Seite. »Hör auf jetzt mit dem Entschuldigen«, sagte Hannah Meir und gab ihm einen kleinen freundschaftlichen Schubs, »Is mer eigentlich lieber, wenn de vorsichtig bist, mer kann ja gar nicht vorsichtig genug sein in deinem Beruf!«

Er folgte ihr ins Wohnzimmer, wo sie seufzend sagte: »Se hätten dich eben doch anrufen sollen.«

Sie zog einen Zettel aus der Tasche und faltete ihn auseinander. Morton erkannte sofort Steves säuberliche Gelehrtenhandschrift mit den stets ganz gleichen Abständen zwischen den einzelnen Wörtern.

Hannah las vor: »Erster und zweiter Tag: London, Connaught Hotel. Dritter Tag: Shakespeare-Land. Vierter Tag: Mit dem Orient-Expreß nach Paris, dort im Hotel Maurice...«

Morton unterbrach sie: »Und welcher Tag ist heute?«

»Erst der erste - heute morgen sind se abgereist, piekfein herausgeputzt und mit genug Reiseschecks, um deinem Papa seinen großen Wunsch erfüllen zu können: für deine Mama immer nur den feinsten Sekt zum Essen zu bestellen. Mir hat er versprochen mitzubringen e Flasche dafür, dass ich die Wohnung hüt'.«

Hannah schob den Zettel wieder in ihre Tasche, dann sah sie Mortons Mitbringsel liegen. »Von dir?«

»Ja, ein Buch.«

Sie nickte. »No, was sonst? Jedes Jahr sag' ich, wie war's denn mit 'em schönen Hemd? Und immer sagt er, lieber e Buch. Weißt de, Davidl, dass er e Liste dafür hat? Hunderte von Büchern will er lesen noch.« Sie legte Mortons Geschenk wieder auf den Tisch. »Ich hab' ihm gesagt, dass de kommen würdest. Kei guter Sohn vergisst de Geburtstag von sei'm Papa.«

Hannah schien noch etwas anderes sagen zu wollen, doch sie wandte sich stattdessen ab. Ihren einzigen Sohn hatte sie im Yom-Kippur-Krieg verloren, ihr Mann war ein Jahr darauf gestorben. All ihre sonstigen Verwandten waren längst tot. Er spürte, wie sie ihre Erinnerungen wieder tief in eine innere Schublade schob. Sie hatte immer eine besondere Art von Mut gehabt, die er sehr an ihr bewunderte. Sie wandte sich ihm mit einem Lächeln zu.

»Deine Mama hat gewusst, dass de kommst, deshalb steht Essen für dich im Kühlschrank: Kneidlich-Suppe, mit Kartoffeln gefüllte Knaisches, Lebei mit Zwiebeln und Blintzes - alles, wovon sie weiß, dass de es gern magst.«

Sie wuselte in die Küche und rief ihm von dort aus zu: »Magst einen Kaffee?«

Nachdem er ihr das bestätigt hatte, kehrte sie bald mit einem Tablett zurück, auf dem Tassen und eine Kaffeekanne standen. Sie tranken beide den Kaffee auf arabische Art: schwarz, dick und ohne Zucker.

»Und wie geht's in Tel Aviv?« fragte sie.

»Na ja - Tel Aviv ist eben Tel Aviv, jeden Tag etwas Neues. Einige von uns versuchen sich daran zu gewöhnen, dass die ganze Welt zu glauben scheint, der Iran sei der liebe nette Junge von nebenan.«

»Wird's denn jemals Frieden geben, Davidl?«

Die Einfachheit ihrer Frage rührte ihn, und er bemühte sich um eine ehrliche Antwort. »Eines Tages, so hoffe ich. Aber es wird ein langer Weg sein bis dorthin.«

Mit sorgenvollen Augen schaute sie Morton an. »Aber mer sin doch so klein. Als der Irak nach Kuwait einmarschiert is, hat mer gesprochen vom ›winzigen‹ Kuwait. Aber mer sin doch viel kleiner!«

Morton schlürfte seinen Kaffee. »Ein wunderbarer Kaffee, Tante Hannah!« Dann stellte er seine Tasse ab. »Unsere geringe Ausdehnung ist ein Teil unserer Stärke, das vergessen unsere Feinde zu leicht. Dass sie mehr Soldaten und mehr Waffen haben, macht sie noch nicht stärker. Die Entschlossenheit zählt - und solange wir die haben, werden wir überleben, Tante Hannah!«

»Aber se wer'n immer stärker. Mer kann's ja im Fernsehen sehn und im Radio hörn. Davidl, es kommt e Unglück. Ich spür's, und deine Mama spürt's auch.«

Morton leerte seine Tasse und schenkte sich neu ein. Man hörte leise die Uhr ticken, die auf ihrem Platz über der Heizungsabdeckung stand. »Diese Leute wollen den Heiligen Krieg, Tante Hannah, und sie wollen ihn überallhin tragen. Aber sie wissen, dass sie erst mal uns erledigen müssen. Wir stehen zwischen ihnen und dem Rest der Welt. Und deshalb werden wir

von Amerika und auch den europäischen Staaten unterstützt. Sie wissen, dass wir hier der Puffer sind!«

In der blankpolierten Tischplatte spiegelte sich der glänzende Leuchter, der darauf stand und den Dolly immer mit dem größten Eifer putzte.

»Deine Mama hat immer gesagt, Davidl, das Gott der Allmächtige uns gerade deswegen hat hierhergestellt, weil mer hier die Strafen für die ganze Welt müssen nehmen auf uns!«

»Mama sollte wirklich in der Knesset sitzen!« Morton schob seine Tasse zurück. »Weil wir bewiesen haben, dass man uns nicht mit Gewalt vertreiben kann, werden es unsere Feinde jetzt mit anderen Mitteln versuchen. Sie wollen die Welt durch Erpressung dazu bringen, uns nicht weiter zu unterstützen. Sie wollen sogar unseren wenigen echten Freunden einen solchen Schrecken einjagen, dass diese sich von uns abwenden. Und dann werden unsere Feinde angreifen.«

Lastendes Schweigen lag lange zwischen ihnen, ehe Hannah Meir fragte: »Aber wann, Davidl? Wann werden se angreifen?«

»Wenn ich das nur wüsste, Tante Hannah«, antwortete Morton bedrückt.

Sie versuchte ein zaghaftes Lächeln. »Deine Mama sagt immer, wenn *du* was nicht weißt, ist's nicht wert, dass mer's weiß!« Sie schenkte sich noch eine Tasse Kaffee ein. »Schade - dein Papa hätt' sollen hören, was de grad hast gesagt.«

»Ja, wirklich?«

»Ja. Ich streit' mich ja selten mit ihm, Davidl. Keiner kann darstellen so wie er unser' Geschicht'. Er hätt' sollen viel mehr veröffentlichen. Nicht nur bei uns hier - in Amerika! Er hält' sollen gehen, als sie ihn haben gefragt darum.«

»Er wollte uns damals hier nicht allein lassen.« Sie wedelte unwirsch mit den Händen. »Ach, das hat er immer gesagt, das war doch sei' Ausred'. Nicht reise wollt' er.« Sie schien ihre

Gedanken zu sammeln, und Morton ließ ihr Zeit dazu.

»Ich hab' mich ja, wie gesagt, nicht oft gestritten mit ihm. Aber verrückt gemacht hat er mich, wann er hat gesagt, mer müsse unsere Feinde lieben. Ich hab' ihn gefragt, wo denn das in der Thora steht. Oder in einem von seine Bücher. Aber da hat er gesagt immer nur, mer müsse das lerne!«

»Es ist eine wunderbare Vision, Tante Hannah. Wenn alle Menschen dächten wie er, wäre die Welt ein Paradies!«

Sie hielt mit beiden Händen die Tasse an die Lippen und blinzelte ihn über den Rand der Tasse an. »Wann haste ihn denn gesehen zuletzt, Davidl?«

Morton musste eine Weile nachdenken, ehe er antwortete: »So vor etwa zehn Monaten.«

»Und wann haste zuletzt gesprochen mit ihm?«

»Das werden so fünf oder sechs Wochen her sein. Warum fragst du?«

Sie blickte ihn bohrend an. »Du weißt also nichts?«

»Nein, was denn, Tante Hannah?«

»Dein Papa ist sehr krank, Davidl, sehr, sehr krank«, brach es aus ihr heraus.

Er starrte sie an. »Was fehlt ihm? Wie kann er krank sein, wenn er jetzt in Urlaub fährt?«

»Die Ärzte haben gesagt ihm, jetzt könne er noch reisen...«

»Welche Ärzte?«

»Die Ärzte in der Brai-Nith-Klinik.«

Morton blickte sie wortlos an. Das Brai-Nith-Hospital war Israels modernstes Krankenhaus zur Krebsbehandlung.

Hannah Meir stellte ihre Tasse ab. »Dein Papa ging hin vor etwa einem Monat, und die Ärzte haben gefunden Krebs in seiner Leber und seinem Magen. Weil man ihn hat gekannt, hat man ihm gesagt die Wahrheit. E Operation war' aussichtslos,

würd' nur verkürzen sein Leben.«

»Aber die haben ein Zyklotron dort. Sie könnten doch...«

Hannah unterbrach ihn mit einem Kopfschütteln. »Schon zu weit geschritten fort, Davidl...«

»Wie lange noch?« flüsterte er. »Wie viel Zeit hat er noch?«

»Sie wissen's nicht.«

Er starrte auf die Hoffnungslosigkeit in ihrem Gesicht und fühlte in sich eine schreckliche Leere, die ihm die Luft aus dem Körper zu pressen drohte.

Er sprang auf. »Ich muss mit ihm telefonieren!«

Hannah zog den Reiseplan aus ihrer Tasche und gab ihm die Nummer des Hotels Connaught in London.

Er rief per Direktwahl im Hotel an, doch man sagte ihm dort an der Vermittlung, das Ehepaar Vaughan hätte ausdrückliche Weisung erteilt, es wünsche vor dem nächsten Morgen nicht gestört zu werden. Morton legte den Hörer auf und starrte eine Weile die Bücherborde ringsum an.

Hannah stand auf und umarmte ihn mütterlich. »Bleib heut' nacht hier, Davidl, und ruf morgen früh nochmals an. Und geh in die Synagoge, um zu beten - deine Mama hält' das bestimmt gern.«

Morton nickte unverbindlich und trat auf den kleinen Balkon vor der Küche hinaus. Als Junge hatte er oft stundenlang hier gestanden, während Steve ihm die Sterne erklärte. Er ließ den Blick über die Altstadt hinüber zum Hügel von Gethsemane schweifen. Die Luft wurde kühler. Bald würde sie kalt sein wie in einem Grab.

Als er in die Wohnung zurückkehrte, war Hannah gegangen. Er stöpselte den Telefonanschluß aus und trug den Apparat hinüber in sein altes Zimmer, wo er ihn an der Buchse neben seinem Bett anschloss. Steve hatte damals, als Shola ihn verlassen hatte und er oftmals hier übernachtete, für diesen

Anschluss gesorgt, damit er auch zu außergewöhnlichen Stunden die für ihn notwendigen Gespräche führen konnte. Morton nahm das Halfter mit dem Browning ab und legte beides auf den Nachttisch. Dann schloss er die Augen und ließ seine Gedanken wandern - von Ruth zu Shola, zu Steve und Dolly... und schließlich zu Nan.

Für einen kurzen Augenblick war er in Versuchung gewesen, Tante Hannah von Nan zu erzählen und ihr zu sagen, die Begegnung mit ihr sei etwa so gewesen, wie wenn man eine lange nicht geöffnete Schublade aufzieht, darin ein einst sehr geschätztes Hemd findet und dann feststellt, dass es einem immer noch passt und gut gefällt. Aber dann hatte er beschlossen, die Sache mit Nan noch für sich zu behalten. Und er hatte sich gefragt, ob sich andere Männer, die sich ein zweites Mal verlieben, auch so fühlten wie er.

Immerhin war es schon ein Jahr her, dass er Nan zum ersten Mal gesehen hatte. Das war anlässlich seines alljährlichen Vortrags an der Harvard-Universität gewesen, der diesmal unter dem Thema »Die Psychodynamik des Terrorismus« stand. Bei der anschließenden Diskussion hatte sie sich als letzte gemeldet, sich vorgestellt als »Dr. Nan Cooper, Virologin« und ihm eine Reihe sorgfältig formulierter und gründlich durchdachter Fragen gestellt, die ihn zu sorgsam erwogenen Antworten zwangen. Anschließend hatte er sie zum Essen eingeladen mit dem Hintergedanken, sie für eine Zusammenarbeit mit dem Mossad zu gewinnen, und beim abschließenden Kaffee hatte sie dem auch zugestimmt. Als das Taxi sie dann beide zu ihrer Wohnung fuhr, hatte sie ihm von ihrem Zusammenleben mit dem Pathologen O'Hara erzählt, das offenbar die Hölle gewesen sein musste. Es war nach einem Jahr zu Ende gewesen, als er nach New York ging. Morton hatte sich für ihr jugendliches Zutrauen revanchiert, indem er ihr gestanden hatte, dass er seit der Trennung von Shola jeglicher Gefühlsverwirrung bewusst aus dem Weg gegangen sei. Mit einem keuschen Küsschen auf die



Wange hatte er ihr eine gute Nacht gewünscht.

Sechs Monate später war Nan nach London gegangen als leitende Mitarbeiterin der Forschungsabteilung der Klinik für Infektionskrankheiten. Gelegentlich konnte sie so förmlich sein wie ihr Titel - ganz im Unterschied zu jener Nan, die er dann bei seinem letzten Besuch in London kennen gelernt hatte.

Er war dorthin gereist, um das Innenministerium darüber zu informieren, dass nach den Feststellungen des Mossad bestimmte Nazi-Kriegsverbrecher friedlich und unbehelligt in Hastings und Torquay saßen. Am Abend dann war er zu Nans Wohnung gegangen, um sie zum Abendessen abzuholen, wie er das vorher auch schon ein halbdutzendmal getan hatte. Sie aber hatte ihm die Tür in einem hauchdünnen seidenen Neglige geöffnet, und er hatte bald feststellen können, dass dies alles war, was sie trug.

Sie führte ihn zu einer Couch, goss dort Sekt in Gläser und sagte ihm ohne Umschweife, sie wolle jetzt mit ihm schlafen - und das hätte sie sich übrigens schon seit ihrem ersten Zusammentreffen gewünscht.

Wie ein Schlag überfiel ihn die Erregung. Er hatte schon ganz vergessen, wie das ist, wenn man einen fremden nackten Körper berührt, und als er sie zu küssen begann, fühlte er sich, als hätte er niemals zuvor eine Frau umarmt. Als er in sie drang, sagte sie ihm, er solle ihr wehtun. Hinterher lagen sie lange Zeit schweigend nebeneinander.

Als sie zum zehnten Mal an diesem Wochenende miteinander Sex gehabt hatten, sagte er ihr erstmals, dass er sie liebe. Sie antwortete ihm mit einem ein klein wenig schiefen Lächeln, wegen seines Alters brauche er sich jedenfalls nicht zu sorgen - so gut im Bett wie er könne selbst ein halb so alter Mann nicht sein.

Am Morgen vor seinem Rückflug nach Tel Aviv ersetzte die altmodisch ausladende Badewanne das Bett als Ort ihrer

Liebesspiele. Nachdem sie sich ein weiteres Mal ausgetobt hatten, flüsterte Morton ihr erneut ins Ohr, dass er sie liebe. Sie war aus der Wanne geklettert und hatte begonnen, sich abzutrocknen. Ihre Stimme war so sachlich wie ihre Bewegungen, als sie erwiderte: »Rede doch nicht wie ein Teenager, David. ›Liebe‹ brauche ich nicht - ich will Spaß im Bett haben! Mach es lieber nicht kompliziert. Einverstanden?«

Er hatte es akzeptiert, gerade weil er sie liebte. Er wusste, dass es Schrecken in ihrer Vergangenheit gab, über die er nie etwas erfahren würde. Das hatte sie ihm gleich zu Beginn ihrer Bekanntschaft erklärt, und er hatte nicht nachgeforscht. Er hatte sich gesagt, dass sie Mitte Dreißig war und er nicht erwarten konnte, sie als Jungfrau vorzufinden.

In einem Monat würde Nan nach Boston zurückkehren, und das wäre erheblich weiter weg. Aber er würde schon Mittel und Wege finden, um sich weiterhin mit ihr treffen zu können.

Das Telefon klingelte.

»David«, sagte Danny, »wir haben einen Anruf mitschneiden können!«

»Habt ihr eine Stimmidentifizierung vorgenommen?« fragte Morton, obwohl er wusste, dass das überflüssig war.

»Natürlich - kein Zweifel: Es ist Raza.«

»Ich bin schon unterwegs!«

Als er zwanzig Minuten später im Wagen saß, um nach Tel Aviv zurückzubrausen, fiel ihm ein, dass er unbedingt Steve anrufen müsse.

## 7

Lila fuhr fort, die zum großen Grillfest zusammengeströmten Menschen zu fotografieren. Ganz Trekfontein schien hier auf dem Sportplatz zu Füßen der turmartigen Felsen, die aus der sandigen Ebene aufragten, zusammengetroffen zu sein.

Aus der Entfernung sah Trekfontein aus wie jedes andere Städtchen in Transvaal: Weißgetünchte Häuser, viele davon mit Reetdächern, weil sie dadurch in den glühenden Sommern kühler blieben, und alle mit tiefen, schattigen Veranden und großen, hellen Räumen. In der Mitte der Häuser ragte eindrucksvoll die holländischreformierte Kirche auf.

Man war heute zusammengeströmt, um gemeinsam ein weiteres erfolgreiches Jahr des Widerstandes gegen die Aufhebung der Apartheid zu feiern, die sich sonst allenthalben in Südafrika durchgesetzt hatte - außer eben in Trekfontein. Hier hielt man an der Apartheid in der Weise fest, dass sogar die niedrigsten Arbeiten nur von Weißen verrichtet wurden. Kein Schwarzer wurde in Trekfontein beschäftigt, und keinem wurde das Überschreiten der Stadtgrenzen dieser letzten Bastion der Rassentrennung in der Südafrikanischen Union gestattet.

Trekfontein war wegen dieser Haltung in aller Welt bekannt geworden und hatte damit auch Razas Aufmerksamkeit auf sich gezogen, der befunden hatte, das Städtchen sei hervorragend für die von ihm geplante Machtdemonstration geeignet.

Viele Menschen lächelten und winkten Lila zu. In den beiden Tagen, die sie bisher hier verbracht hatte, war sie zu einer bekannten Figur geworden für die 5472 Einwohner, die sie bei ihrer Arbeit und nun auch hier beim Feiern fotografierte.

Sie hatten ihr bereitwillig ihre Läden und Werkstätten gezeigt, ihr Krankenhaus und ihre Kirche. Und sie hatten stolz auf die

beiden Wahrzeichen von Trekfontein verwiesen: die grauen Felsen, die über dem Städtchen aufragten wie der Tafelberg über Kapstadt, und das Wasserreservoir, das dessen Bewohner mit einem Wasser versorgte, das Lila als das beste erschien, das sie jemals gekostet hatte.

Lila war an diesem Morgen unter dem Vorwand, den Sonnenaufgang fotografieren zu wollen, ein weiteres Mal zu dem Reservoir gegangen, um dort ihre Messung der Fließgeschwindigkeit des Wassers zu wiederholen. Wie beim ersten Mal benutzte sie dazu ein Stück Treibholz, an das sie das kleine Likörfläschchen band, das sie aus der Minibar in ihrem Zimmer im großsprecherisch »Grand Hotel« genannten einzigen Hotel von Trekfontein genommen hatte. Auch diesmal hatte es vier Stunden gedauert, bis das Fläschchen an der Schleuse zerborsten war. Und sein Inhalt hatte sich mit dem Wasser vermischt, das sich dort in das Pumpwerk ergoss, wo es gefiltert wurde, ehe es in die fünf Kilometer lange Rohrleitung gelangte, die nach Trekfontein führte.

Lila konnte jetzt ganz sicher sein, dass das Parfümfläschchen in ihrer Tasche ebenfalls vier Stunden brauchen würde, bis es am Metalltor der Schleuse zerschellte. Zwei Stunden kamen hinzu, bis das Anthrax-B-C die Wasserleitungen von Trekfontein erreichen würde.

Sechs Stunden also insgesamt. Nach Johannesburg war es eine Dreistundenfahrt durch die Ebene. Zwei Stunden zusätzlich für die Abfertigungformalitäten. Sie konnte also in Nairobi sein, wenn die ersten Todesfälle auftraten - und in Athen bei den letzten.

Lila schlenderte herum und fotografierte weiter, so eine Gruppe von Halbwüchsigen, die alle T-Shirts mit der Parole »Arbeiten, um weiß zu bleiben!« trugen. »Mag Ihre Zeitschrift die Kaffern?« fragte einer der jungen Leute, in dem sie den Burschen erkannte, der ihr im Hotel das Frühstück zu bringen pflegte.

Sie lächelte. »Die *Time* ist unpolitisch.«

Er blinzelte ihr zu. »Das hört sich aber sehr liberal an!«

Die anderen lachten. Ein hochgewachsenes Mädchen mit langen Beinen und sonnengebleichtem blondem Haar deutete auf Lilas Kameratasche.

»Ich könnte das für Sie tragen. Kostet Sie auch nicht mehr als ein Niggerboy in Johannesburg!«

Die anderen lachten brüllend.

»Ich fürchte, dass meine Zeitschrift keine Auslagen für einen Träger erstattet«, beschied Lila das Angebot diplomatisch. Es würde ein Vergnügen sein, diese rassistische Bande auszurotten.

Sie warf sich die Tasche über die Schulter und ging weiter. Dann vergewisserte sie sich, dass der Parfümflakon noch da war.

Ein untersetzter, stämmiger Mann mittleren Alters trat ihr in den Weg. Er trug einen leichten Sommeranzug, eine altmodisch breite Krawatte und einen Strohhut. Neben ihm ging seine Frau, gekleidet in ein pastellfarbenes Gewand, einen Florentinerhut auf dem Kopf und weiße Baumwollhandschuhe über den Patschhändchen.

»Nun, junge Frau, alles zu Ihrer Zufriedenheit?« dröhnte ihr der Mann entgegen.

»Danke, Herr Bürgermeister, absolut.«

Trekfonteins erster Bürger warf sich in die Brust. »Es ist eine große Ehre, dass sich *Time* für uns interessiert.«

»Es war Ihre Bereitschaft, einzustehen für Ihre Überzeugungen, die meinen Herausgeber beeindruckt haben.«

Die Gattin linste unter dem breiten Rand ihres Hutes hervor und sagte sanft und schmeichelnd: »Aber Sie werden doch hoffentlich keine hässlichen Dinge über uns schreiben?

Über uns herziehen, nur weil wir nicht unsere nette kleine Stadt einer Bande von Wilden überlassen wollen?«

Lila brachte ein neutrales Lächeln zustande. »Nun, es ist jedenfalls die letzte Bastion des ›Nur für Weiße!‹«

Der Bürgermeister nickte heftig. »Ja, und darauf sind wir auch sehr stolz. Da können die Politiker in Kapstadt noch so viele Gesetze über die Rassentrennung aufheben - Trekfontein wird bleiben, wie es immer war!«

»Schauen Sie sich doch um«, fügte seine Frau hinzu und wies mit einer weiten Armbewegung rings um sich, »niemand fühlt sich hier unbehaglich, weil er weiß ist. Wenn es Gottes Wille gewesen wäre, dass alle Menschen die gleiche Hautfarbe haben, dann hätte er dafür auch gesorgt. So aber hat er Schwarze und Weiße geschaffen, und genau wie Tag und Nacht sollten auch sie voneinander getrennt sein. Das ist doch alles, was wir wollen - eine entsprechende Trennung.«

Der Bürgermeister stimmte ein Loblied an, das Lila nicht zum ersten Mal seit ihrem Eintreffen in Trekfontein hörte: »Gott hat uns diesen Platz zugewiesen. Er hat unsere Vorfahren mit ihren Planwagen hier hergeführt und sie vor den Speeren der Zulus und den Beilen der Matabele geschützt. Und auch jetzt, mehr als ein Jahrhundert später, hält Gott seine schützende Hand über uns. Wenn er nicht einverstanden wäre mit dem, was wir hier tun, würde er uns sein Missfallen spüren lassen.«

»So, wie er damals die Israeliten strafte«, fügte seine Frau hinzu.

»Es steht alles schon in der Bibel«, ergänzte der Bürgermeister. »Wenn du die Wege des Herrn gehst, dann segnet er dich. Wenn du das nicht tust, wird dich das treffen, was heute dem Schwefel, dem Feuer und der Pest der biblischen Berichte entspricht.«

Lila nickte freundlich. »Das will ich mir gerne merken, Herr Bürgermeister.«

Dann schlenderte sie weiter. Raza hatte wirklich recht: Diese Leute waren bigotte Monster. Die halbe Welt würde ihren Tod

begrüßen - und die andere Hälfte sich nicht darum kümmern.

Kinder rannten herum zwischen den Grillrosten, auf denen saftige Steaks und anderes an Fleisch und Wurst brutzelte. Daneben waren Stände mit vielerlei Salaten aufgebaut, und an anderer Stelle sah man Pyramiden von Bierfässern und Stapel mit Kästen voller Limonadeflaschen. Lila überlegte, dass man mit all dem Essbaren leicht ein ganzes Flüchtlingslager eine Woche lang verpflegen könnte. Und dann würden sicher »die Brosamen noch ganze Körbe füllen«.

»Bei uns finden Sie die am besten genährten Schweine von ganz Südafrika«, sprach jemand sie plötzlich von hinten an, als sie gerade eine weitere Aufnahme machte.

Sie wandte sich um und erblickte den Pastor von Trekfontein hinter sich. Er mochte nicht viel älter als dreißig sein, doch sein langer roter Bart ließ ihn wesentlich älter wirken.

»Sie sind aber nicht Amerikanerin?«

»Eingebürgerte - wie so viele Amerikaner«, antwortete sie vorsichtig.

»Und Ihr Geburtsland?«

»Griechenland.«

»Und wie lange arbeiten Sie schon für *Time*?«

Lila lächelte und trat einen Schritt zurück. »Würden Sie bitte einen Moment so bleiben? Das wird eine tolle Aufnahme!«

Hinter dem Pastor mampfte gerade eine Gruppe von Mädchen Hamburger.

Lila beschäftigte sich eifrig mit dem Wechseln ihrer Fotoapparate. Warum nur hatte er ihr diese Fragen gestellt?

»Sie müssen doch schon genug Fotos geschossen haben, um ein ganzes Heft damit zu füllen!« sagte der Geistliche.

»Von der japanischen Kaiserkrönung machte ich an die tausend - und eins davon haben sie dann genommen! Das ist *Time*.«

Er trat einen Schritt auf sie zu. »Ich kenne das. Ein Vetter von mir arbeitet in der Time-Vertretung in Kapstadt.«

Lila spürte, dass ihr Atem schneller und heftiger ging. »Oh, ich will dort vorbei, um ein paar Probeaufnahmen entwickeln zu lassen. Da kann ich ihm ja Grüße von Ihnen bestellen.« Es gelang ihr, ihre Panik niederzukämpfen.

»Ich habe ihn schon zu erreichen versucht, aber er ist gerade mit einem Auftrag in Lusaka. Niemand in der Kapstädter Niederlassung scheint übrigens etwas davon zu wissen, dass Sie hier sind.«

Lila zwang sich, ruhig zu bleiben. »Ich bin direkt von der Zentrale in London beauftragt worden - so ein typischer Schnellschuss. Jemand war auf die Idee verfallen, den Mandela-Besuch nochmals aufzugreifen.«

Vor zwei Monaten waren Nelson und Winnie Mandela nach Treckfontein gefahren, um hier etwas in Bewegung zu bringen. Aber sämtliche Läden waren geschlossen gewesen, jedes Haus dicht verrammelt, die ganze Stadt wie ausgestorben. Besiegt vom gespenstischen Schweigen, waren die Mandelas unverrichteter Dinge wieder abgefahren.

»Wir wollten den Mandelas zeigen, dass sie nicht die einzigen sind, die passiven Widerstand leisten können. Denn wir haben wie sie Mahatma Gandhis Schriften studiert«, sagte der Pastor sanft. »Aber *Time* hat uns natürlich angegriffen.« Lila bemühte sich um ein noch gewinnenderes Lächeln. »Ich hatte keine Ahnung, dass Sie einen Vetter unter der Mannschaft der *Time* haben.« Er tätschelte ihren Arm. »Ehrlich gesagt, kann ich ihn nicht leiden. Er ist einer von diesen roten Brüdern, so ein Jesus-Sozialist.«

Lila nickte und atmete die angehaltene Luft langsam aus. »Ja, es gibt wirklich zu viele davon. Da sind mir Leute mit unverrückbaren Überzeugungen, wie sie Ihr Herr Bürgermeister vertritt, viel lieber.«



Der Geistliche tätschelte noch einmal ihren Arm und lächelte.  
»Das höre ich wirklich gern. Wir können gar nicht genug  
Freunde haben.«

Der Pastor wandte sich ab und schlenderte davon. Lila fluchte  
leise vor sich hin. Hoffentlich erfolgte Razas Weisung nun bald  
- je früher, desto besser.

## 8

Mortons Aufmerksamkeit schweifte von Major Sam Goodman, der vor ihm saß, und dessen Kameraden im Unterrichtsraum ab, und er starrte zum Fenster hinaus, durch das sich mühsam die Sonnenstrahlen kämpften. Wie jedes Mal, wenn er hier war, sagte er sich, das Fenster müsse geputzt werden.

Er hörte ein Flüstern im Hintergrund. Das war sicher der Panzerführer. Was Initiative und Entschlossenheit betraf, hatte er viele Punkte gesammelt, aber einen guten Analytiker würde er nicht abgeben, dafür war er viel zu unruhig und ungeduldig.

Bis vor einem Augenblick hatte Morton noch auf Goodman gesetzt. Aber der lag nun mit seiner Frage voll daneben. Dabei hatte Morton eine derart undurchdachte Frage weit eher von dem Jägerpiloten erwartet, der dort hinten saß. Der hatte zwar eindrucksvolle Kampfleistungen vorzuweisen, neigte aber zu sehr dazu, ein Verfahren abzukürzen. Auch das war untragbar für einen Analytiker.

»Saddam Husseins Sturz hat keine wirkliche Veränderung gebracht, denn die Fanatiker sind weiterhin da. Saddam war nicht wirklich kühn - der hatte immer Angst davor, was wir tun würden. Eines Tages aber wird einer erscheinen, dem das egal ist. Und wer das auch immer sein wird, er wird auf zwei Trumpfkarten setzen: Religion und Terrorismus. Wenn ihm die richtige Mischung daraus gelingt, wird das zu einer Apokalypse führen, gegen die der Golfkrieg ein Sonntagnachmittagsspaziergang war.«

Während Morton die Hände auf das Pult vor sich legte, entschied er, dass auch der Infanterieleutnant und die beiden Hauptleute der Sondereinsatztruppen ausscheiden müssten. Sie

hatten in ihren Ausführungen über die Gründe des Golfkriegs ein zu schlichtes Bild Saddam Husseins entworfen. Ein echter Analytiker muss alle Grauzonen ausmerzen.

Morton stand hier vor der Aufgabe, die Leute für drei zu besetzende Stellen in der Nahostabteilung des Mossad auszuwählen. Zu ihren Hauptaufgaben würde gehören, richtig einzuschätzen, was irgendjemand in Damaskus oder Teheran dachte.

Vielleicht war ja auch Goodmans ungeschickte Frage nur ein momentaner Ausrutscher gewesen. Morton würde, wie gewöhnlich auf indirektem Wege, das festzustellen versuchen.

»Wir erleben jeden Tag, wie gefährlich eingeengt das Verständnis des Westens für den militanten Islam ist. Das wird so lange so bleiben, wie der Westen seine eigenen Vorstellungen und Werte auf eine Welt projiziert, die sie verachtet. Der radikale Islam kümmert sich nicht um die Logik der gegenseitigen Abschreckung, die davon ausgeht, dass diejenigen, die über Massenvernichtungsmittel verfügen, von deren Einsatz durch die Furcht vor einem Gegenschlag derer abgehalten werden, die über die gleichen Waffen verfügen. Der radikale Islam ist zur Durchsetzung seiner Ziele trotz des Risikos der eigenen Vernichtung entschlossen, weil er von den Leitlinien des Glaubens und des Märtyrertums beherrscht wird.«

Morton unterbrach seine inzwischen aufgenommene Wanderung durch den Raum und blieb vor Goodman stehen. »Und um nun auf Ihre Frage zurückzukommen, Goodman: Solche Leitsätze, solche ›höchsten Imperative‹ haben eine Ausstrahlung. Es gibt inzwischen viele Millionen von Moslems, die früher nicht einen Finger gerührt hätten, sich heute aber anstecken lassen von der Idee eines Heiligen Krieges. Aber nicht sie sind im Augenblick das Hauptproblem -Goodman, könnten Sie uns vielleicht sagen, was es ist?«

Goodman antwortete prompt: »Ihre Führer. Diese Verrückten,

die ihre Freitagspredigten in der Moschee dazu benutzen, zum Völkermord aufzurufen. Wenn sie das lange genug tun, wird das Volk sich erheben. Das war noch immer so!«

Morton schaute auf Goodman hinunter. Dessen braune Augen, die etwas vorstehend wütend über die Bosheit der Welt funkelten, waren vielleicht doch die eines guten Analytikers.

»Noch zu pauschal, Goodman. Und die Mullahs sind alles andere als verrückt. Die verstehen sich hervorragend auf das, was die Psychiater ›narzißtische Wut‹ nennen. Könnten Sie uns bitte noch einmal sagen, was darunter zu verstehen ist?«

Goodman antwortete ohne Zögern: »Zwanghaftes Verlangen nach Rache, das Bestreben, eine als ungerecht empfundene Situation ohne jede Rücksicht auf Mittel oder Kosten umzukehren.«

»Richtig, Goodman«, sagte Morton. »Darum ging es mir: Vertiefung. Für diese zahlreichen Millionen geht es um alles oder nichts - immer. Es gibt keinen Mittelweg für sie. Sie sehen sich selbst als die Guten und den Rest der Welt als die Bösen. Und wenn man erst mal alle, die nicht auf der eigenen Seite stehen, als die Quelle aller eigenen Probleme abgestempelt hat, ist die logische Konsequenz, dass man die Quelle beseitigen muss, um die Probleme zum Verschwinden zu bringen. Ich möchte, dass Sie sich in die Köpfe dieser Leute versetzen. Und ich möchte, dass Sie einen einzigen Begriff für das finden, was diese Leute antreibt. Ein einziges Wort will ich dazu hören.«

Morton nahm einen Schluck aus der Flasche auf seinem Pult und trat, den Männern im Raum den Rücken kehrend, an die Landkarte an der Wand. Wieder kreisten seine Gedanken um Raza.

Nach seiner Rückkehr nach Tel Aviv hatte er mehrfach den Mitschnitt von Razas Botschaft abgehört, den Dannys Leute in Beirut hatten herstellen können. Es bestand kein Zweifel, dass das Razas Stimme war, aber es war nicht möglich gewesen,

festzustellen, von woher der Anruf erfolgte oder ob es sich vielleicht um ein Tonband handelte. Das konnte von überallher und zu jeder beliebigen Zeit abgespielt worden sein. Jedenfalls hatte Raza elf Sekunden für seine Botschaft gebraucht, und sie lautete: *Habt ihr nicht gesehen, wie der Herr verfuhr mit Ad in Iram der Säulenreichen, dergleichen in keinem Land je geschaffen wurde?*

Morton hatte bald festgestellt, dass dies der 7. Vers der 87. Sure des Korans war, aber Dannys Entschlüsselungsspezialisten hatten gesagt, es könne Tage dauern, bis man herausgefunden hätte, was sich hinter den Worten verberge - wenn sich dahinter überhaupt etwas verbarg!

Daher hatten er und Danny sich erst mal mit den Zahlen von Vers und Sure beschäftigt. Die Sieben zunächst: Konnte das den siebten Monat bedeuten? Aber der Juli war schon vorüber. Der siebte Tag? Plante Raza einen Anschlag an einem Sonntag? Das hätte bedeutet, dass er nach dem christlichen Kalender zählte. Hielt er sich dagegen an den islamischen oder jüdischen, wäre es Freitag oder Samstag gewesen.

Galt es vielleicht, die beiden Ziffern von »87« zu addieren, was den Fünfzehnten ergeben würde? Doch im laufenden Monat war der Fünfzehnte schon vorbei, der des nächsten Monats kam erst in mehr als drei Wochen, und für so lange im voraus würde sich Raza nicht festlegen. Und wenn man nun sämtliche Zahlen addierte? Das ergab zweiundzwanzig. Musste man also am Zweiundzwanzigsten mit einem Anschlag rechnen?

Das wäre morgen. Aber er konnte nun wirklich nicht zu Bitburg oder gar zum Ministerpräsidenten gehen und dort sagen, wie er diesen Tag errechnet hatte. Bitburg würde ihm entgegenhalten, er habe sich doch wohl völlig von seiner Intuition hinreißen lassen - und das wäre ein toller Triumph für ihn. Wenn er ihm das gar im Beisein des Ministerpräsidenten entgegenschleudern könnte, wäre es noch großartiger.

»Terrorismus!« schrie plötzlich Goodman. »Das ist es, was Millionen von Moslems auf Touren bringen wird!«

Morton wandte sich von der Landkarte ab - Goodman schien sich tatsächlich Gedanken zu machen. »Weitere Vorschläge?«

»Sam hat einfach als erster auf den Knopf gedrückt«, antwortete Golan. »Schätze, die meisten von uns sind auch draufgestoßen - aber Sam spricht einfach so schnell!«

Alle prusteten los, denn typisch an Goodman war seine schleppende Sprechweise, die er sich vielleicht in jenem Jahr angeeignet hatte, das er in den Wäldern Kanadas verbracht hatte.

»Also gut, Goodman, wollen mal sehen, ob Sie Ihren Vorsprung halten können«, sagte Morton. »Erläutern Sie Ihren Vorschlag!«

»Nun, für diese Millionen sind die Terroristen von einer romantischen Aura umgeben, die von den arabischen Medien obendrein nachdrücklich gefördert wird. Die Zeitungen und das Fernsehen dort feiern diese Kerle als Helden. Je mehr Schäden sie anrichten, desto verrückter werden sie verherrlicht. Wenn sie einen Jumbo entführen, bringt das eine Jubelparade im Stadtzentrum von Beirut, und ein Bombenanschlag auf einen Flughafen ist mindestens einen Fototermin in Damaskus oder Tripolis wert. Wenn sie es gar schaffen, hier in Israel etwas hochzujagen, haben sie sich wenigstens ein ausführliches Händeschütteln durch Arafat verdient.« Morton lächelte, Goodmans beißender Witz gefiel ihm. Dieser fuhr fort: »Die Verherrlichung dieser Heroen durch die Millionen von Sympathisanten konzentriert sich meistens auf einen Namen. War es früher Saddam oder Abu Nidal, so ist es heute Raza. An diesen Namen knüpfen sie ihre eigenen Phantasien.«

»Nicht schlecht«, meinte Morton. »Aber wenden wir uns jetzt den Zielen all dieser Phantasien zu - es geht dabei um eine Veränderung der gesellschaftlichen Strukturen. Die versprechen sie alle seit Khomeini, aber Tatsache ist, dass alle diese

terroristischen Aktionen diesbezüglich so gut wie nichts geändert haben. Die Leute in Beirut sind noch genauso arm wie vor der ersten Autobombe, die dort gezündet wurde. Was also will der Terrorismus erreichen?« Morton schaute dabei Goodman an. »Demütigung?« versuchte es dieser. »Jeder terroristische Anschlag, der ungesühnt bleibt, trägt zu unserer Demütigung bei und ist ein Schlag für unsere Selbsteinschätzung, unser Selbstwertgefühl.«

»Ein Beispiel dafür?« ermunterte ihn Morton.

»Die Geschichte mit der Blockade der amerikanischen Botschaft in Teheran. Diese vierhundertvierzig Tage haben die Vereinigten Staaten weich gekocht, bis sie sich schließlich zu jener Entscheidung entschlossen, die den Interessen der Terroristen entsprach. Solche Entscheidungen zeigen den Terroristen, dass sie Oberwasser haben.«

Morton nahm seine Wanderung wieder auf. »Ich schätze, dass alle dem zustimmen. Und daraus ergibt sich nun die ganz konkrete Frage: Haben wir ein legitimes Recht, alle Terroristen zu verfolgen, denen in irgendeinem Land Unterschlupf gewährt wird?«

Morton konnte sehen, wie sie über die Frage nachgrübelten. Er hatte ihnen schließlich gleich am Anfang offen gesagt, dass sich hinter jeder seiner Fragen auch eine Falle verbergen könne.

»»Legitim?« sagte Goodman nachdenklich. »Ich bin da nicht ganz so sicher - führt das denn nicht zu einer Art von Anarchie?«

Morton ließ das nachdenkliche Schweigen noch etwas im Raum hängen. Der Mossad hatte für solche Fälle folgendes Verfahren entwickelt: Der Name des Betroffenen wurde einem geheimen Militärgericht vorgelegt, wo drei Richter die Beweislage prüften und sich die Ausführungen des Anklägers und eines Pflichtverteidigers anhörten. Wurde dann das Urteil über einen Terroristen in seiner Abwesenheit gefällt, so

bedeutete das, dass er bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit zu exekutieren sei. Raza war nach seinem Anschlag auf die Entbindungsstation an die erste Stelle der Liste solcher Todeskandidaten gesetzt worden, und Al-Najaf folgte gleich nach ihm.

Vielleicht kam ein Tag, an dem Goodman selbst die Aufnahme eines bestimmten Namens in diese Liste fordern würde. Man musste ihn noch ein wenig anschubsen.

»Anarchie, Goodman?« fragte Morton daher. »Was haben wir denn jetzt? Ein schwärendes Problem, das ständig größer wird. In unseren Computern sind mehr überführte Terroristen als je zuvor gespeichert, und die Zahl terroristischer Anschläge wächst alljährlich um mehr als zwanzig Prozent. Das bedeutet, dass ihnen dieses Jahr dreitausend Menschen mehr zum Opfer fallen werden als im vergangenen. Das ist wie eine Epidemie - immer, wenn man glaubt, man hätte sie unter Kontrolle, gibt es einen noch schlimmeren Ausbruch.«

Goodmans Einwand entsprach den alten Bedenken, ob man sich auf die Ebene des Terrorismus begeben dürfe, um diesen zu bekämpfen. Verständlich war der Einwand bezüglich moralischer Vertretbarkeit schon - das Problem war nur, dass Raza selbst moralische Bedenken überhaupt nicht kannte.

Bevor er sich seiner Aufgabe hier zuwandte, hatte Morton alle möglichen Spezialisten der vergleichenden Religionswissenschaft wegen eines Kommentars zu diesem Koranvers angerufen, aber alle hatten ihm gesagt, für eine Antwort würden sie Tage brauchen. Er hätte daran denken sollen, dass Steve oft einen ganzen Monat mit der Auslegung einer solchen Stelle beschäftigt war.

Auch im Connaught-Hotel in London hatte er angerufen, dort jedoch nur erfahren können, dass das Ehepaar Vaughan außer Haus sei und er lediglich seine Nummer für einen Rückruf hinterlassen könne, worauf er gesagt hatte, er würde nochmals



anrufen. Ebenfalls vergeblich war sein Versuch gewesen, Nan in ihrem Krankenhaus zu erreichen, nachdem ihr privater Anrufbeantworter das empfohlen hatte. Morton nahm sein Umhergehen wieder auf.

»Wir müssen berücksichtigen, dass jene, die wir Terroristen nennen, von vielen als Freiheitskämpfer bezeichnet werden. Wir selbst haben die Juden, die seinerzeit die Engländer vertrieben, damit der Staat Israel entstehen konnte, schließlich auch so genannt. Für die Briten waren das natürlich Terroristen - und es ist nicht zu bestreiten, dass sie deren Einrichtungen in die Luft jagten und Menschenleben auf dem Gewissen hatten. Wo liegt also der Unterschied zwischen dem, was unsere Väter taten, und dem, was uns heute angetan wird - ja, Golan?«

Morton wusste, dass der Vater des Fallschirmjägerhauptmanns Rabbi war. Doch auch er hatte 1948 gegen die Engländer gekämpft.

»In allem, was unsere Leute damals taten, zeigten sie doch ein Bewusstsein für die Unantastbarkeit menschlichen Lebens gemäß der Lehre Gottes. Die Terroristen von heute aber sind gottlos!« antwortete Golan.

»Sie wollen also sagen«, meinte Morton, »dass der Unterschied in der religiösen Auffassung liegt? Dass alles in Ordnung ist, wenn unser Glaube uns sagt, dass Aggression erlaubt ist? Wenn wir natürlich der Meinung sind, dass wir das Recht haben, unser eigenes Leben auf Kosten fremden Lebens zu schützen, werden unsere Angreifer das gleiche Recht für sich in Anspruch nehmen. Oder spielt dabei noch etwas anderes eine Rolle?«

»Sie denken an Herschel Grynszpan?« mutmaßte Golan.

»Berichten Sie, was Sie von ihm wissen«, bestätigte Morton zufrieden.

»Grynszpan war ein junger polnischer Jude, der 1938 in Paris den deutschen Botschaftsrat von Rath erschoss, nachdem ihm

sein Vater von der Ausweisung aller polnischstämmigen Juden aus Deutschland berichtet hatte. Seine Tat löste die Pogrome der so genannten Reichskristallnacht aus, bei der die meisten unserer Synagogen angezündet, überall jüdische Geschäfte und Wohnungen verwüstet und viele jüdische Mitbürger getötet oder schwer verletzt wurden.«

Morton stand vor Goodman. »War Grynspan ein Terrorist? Ein Narr war er sicher. Aber ein Terrorist - oder ein Freiheitskämpfer? Wo ist der Unterschied? Gibt es einen, Goodman?«

»Ja«, erwiderte dieser. »Grynspan wollte ein Symbol setzen, und die Wahl seines Opfers war gerechtfertigt. Und das erhebt ihn zum Freiheitskämpfer. Freiheitskämpfer jagen keine Omnibusse mit Zivilisten darin in die Luft - Terroristen aber tun das. Freiheitskämpfer töten nicht irgendwelche unschuldigen Geschäftsleute - Terroristen aber tun es. Freiheitskämpfer entführen nicht Flugzeuge mit Männern, Frauen und Kindern darin und nehmen diese als Geiseln - Terroristen aber tun es. Ich finde es beschissen, dass Demokratien zulassen, dass das Wort ›Freiheit‹ in Verbindung mit solchen Typen gebraucht wird. Terroristen steht ein solcher Anspruch nicht zu!«

Morton nickte zwar ein paar Mal bedächtig, war sich jedoch jetzt ziemlich sicher, dass er Goodman ausscheiden müsse - ein Analytiker musste sich immer klar darüber sein, dass es nicht nur eine einzige Wahrheit gab. Ja, er würde Golan für die Nahostabteilung empfehlen, und die anderen mussten zu ihren Einheiten zurückkehren.

»Vergessen Sie alle moralischen Erwägungen. Ausschlaggebend ist, dass alle Terroristen davon überzeugt sind, der Terrorismus sei die einzige verbleibende Möglichkeit und damit gerechtfertigt. In ihren Augen hat die Politik als Mittel zur Lösung von Problemen entweder versagt, oder sie führt nach ihrer Meinung viel zu langsam zu Ergebnissen. Das kann man in Nordirland hören, im Libanon und überall dort, wo sich

Terroristen zusammenfinden. Für sie bietet der Terrorismus eine hohe Erfolgsquote - so gut wie immer, wenn sie ein Flugzeug entführen, eine Bombe hochgehen lassen oder Geiseln nehmen, springt etwas für sie dabei heraus.«

In diesem Augenblick klingelte das Telefon - am Apparat war das Sekretariat des Ministerpräsidenten...

Die Sonne ging unter, als Morton in das Büro des Ministerpräsidenten Isaak Karschoff geführt wurde. Eine Motorrad-Eskorte auf dem Weg hierher hatte dafür gesorgt, dass weder der dichte Verkehr noch rote Ampeln Verzögerungen verursacht hatten.

Bitburg war bereits da und stand am großen Aussichtsfenster des Raumes, dessen einzige Dekoration in einer großen Landkarte bestand, die Israel und seine arabischen Nachbarn zeigte.

Karschoff war ein Brocken von Mann, an die einsneunzig groß und mit dem selbstsicheren Auftreten eines Boxers, der sich noch auf seine Fäuste verlassen kann. Über den Augen hatte er zwei auffällige Narben. Er trug ein kurzärmeliges Hemd, das am Hals weit offen war, so dass man darunter ein altmodisches Netzhemd erkennen konnte. Schwarzes Brusthaar, das zu ergrauen begann, kräuselte sich darüber.

Nach einer kurzen, aber freundlichen Begrüßung gab der Ministerpräsident Bitburg einen stummen Wink, und dieser reichte Morton einen Zettel mit den Worten: »Nagiers Leute haben das vor einer Stunde aufgefangen.«

Morton las den einzigen Satz: »Die Saat wird gute Früchte tragen.«

»War etwas über den Ausgangspunkt festzustellen?« fragte er dann.

»Nagier tippt auf den Bir-Abad-Bezirk!«

Morton grunzte - die Mullah-Clique hatte in diesem Beiruter

Vorstadtbezirk kürzlich ein Büro eröffnet.

»Das muss von Raza sein, und es ist so gut wie sicher eine Nachricht, mit einer neuen Bombenaktion zu beginnen.« In Beirut nannten die Bombenleger ihre Aktivitäten gelegentlich »Samenlegen«.

Morton berichtete, ohne etwas auszulassen, von seinem letzten Zusammentreffen mit dem »Syrer«. Bitburg wandte ein, dass der sich schließlich auch getäuscht haben könne.

»Aber er hat recht gehabt, was Kuwait betrifft. Und recht gehabt in Bezug auf den Anschlag gegen den ägyptischen Präsidenten. Und er hat bestimmt auch jetzt wieder recht ich habe ein Gefühl dafür.«

Bitburg hüstelte und schaute weg. »Nun, zunächst einmal - wo ist Raza?«

»Ich habe Ihnen das schon gesagt - nur Ayatollah Muzwaz weiß das.«

»Kann denn Nagier nicht seine Horchgeräte in dessen Nähe unterbringen, damit wir mal was aus erster Quelle erfahren und nicht immer nur dieses Zeug aus zweiter Hand?«

»Danny versucht es weiterhin, aber er hat schon zwei gute Leute dabei verloren«, entgegnete Morton.

Bitburg wies auf den Zettel in Mortons Hand. »Meiner Meinung nach beweist auch das wieder nichts. Das kann auf einen Bombenanschlag hinweisen oder eben auch nicht.« Bitburg schaute Karschoff an. »Bevor wir nicht eindeutiger Beweise haben, sollten wir äußerst zurückhaltend sein. Ein falscher Schritt könnte verderblich für uns sein. Ich muss daran erinnern, wie dicht wir anlässlich des Golfkriegs vor der Vernichtung standen.«

Morton nickte. »Was da geschah, hat manche Dinge verändert, sicherlich, hat aber auch den Terroristen neue Gründe geliefert.«

Karschoff seufzte. »Ich habe Ihren Bericht gelesen, David. Er kann einem schon Angst einjagen!«

Morton schaute den Ministerpräsidenten fest an. »Die Situation ist tatsächlich beängstigend, daher habe ich ja auch empfohlen, für eine rasche Produktion des PEG-Enzyms zu sorgen und unseren Verbündeten das gleiche anzuraten.«

Bitburg wandte ein: »Es wird eine Panik ausbrechen, wenn davon etwas bekannt wird. Ich erinnere daran, wie es zugeing, als wir vorsorglich Gasmasken ausgaben, ehe Saddam seine Scud-Raketen losließ - da die Gasmasken zunächst nicht ausreichten, gab es fast Schlägereien darum!«

Karschoff seufzte wieder und sagte: »Nun nehmen Sie doch erst mal Platz - irgendwo!«

Sie setzten sich an das Kopfende eines großen Konferenztisches, auf dem Aschenbecher und eine große, mit Obst gefüllte Schale standen. Bitburg verschränkte die Arme vor der Brust, Morton drehte den Stuhl um, so dass er sein Kinn auf die hohe Rückenlehne stützen konnte.

»Lassen Sie es mich auf den Punkt bringen«, sagte Karschoff. »Wenn wir auf den Alarmknopf drücken, ohne dass wirklich etwas passiert, handeln wir uns großen Ärger mit London und Washington ein. Die sind dort ohnehin schon der Meinung, dass wir ihre Lösungsvorschläge für die Probleme im Nahen Osten torpedieren. *Ihre* Vorstellungen wohlgemerkt, denen *wir* entsprechen sollen. Wir sollen uns mit einer Bande von Terroristen an einen Tisch setzen, ja, ihnen alles geben, was sie wollen - die Westbank, unsere neuen Siedlungen, sogar Jerusalem. Dass wir das alles aus dem Nichts aufgebaut, dass wir das Land rechtmäßig erworben haben, ist alles Schnee von gestern. Heute sagen Paris, London und Washington, wir sollten es zurückgeben. Dann hätten *sie* ihren Frieden, *ihr* Öl wäre nicht mehr durch Liefersperren der Araber bedroht, und für *sie* gäbe es keine Probleme mehr. Aber für uns? Das ist *unser* Problem!

Wenn wir sie jetzt warnen und sagen: ›Hört mal, da ist was im Busch!‹, werden sie sagen: ›Na, diese verdammten Juden in Tel Aviv wollen wohl wieder ihr Spielchen treiben!‹ Rühren wir uns aber nicht, und es passiert tatsächlich was, werden sie uns vorwerfen, wir hätten mit voller Absicht geschwiegen. Ärger haben wir immer, egal was wir tun. Was also tun wir?«

Bitburg räusperte sich. »Wenn es eine Bedrohung gibt, dann ist sie gegen uns gerichtet!«

Morton wandte ein: »Sie werden beim nächsten Mal unsere Verbündeten einzuschüchtern versuchen, damit diese uns veranlassen, das zu tun, was sie wollen!«

Bitburg berichtete: »Unsere Armee meldet Aktivitäten an allen Grenzen. Im Gazastreifen und auf der Westbank herrscht verstärkte Unruhe. Nagiers Leute teilen mit, im letzten Monat seien mehr Terroristen von Damaskus nach Beirut gekommen als im Jahr zuvor. Amman könnte in Bezug auf sein Versprechen, sie nicht zu unterstützen, doppeltes Spiel treiben.«

»Das könnten Ablenkungsmanöver sein«, meinte Morton. Bitburg entgegnete: »In dem Fall würde es bedeuten, dass das Hauptziel anderswo liegt - und damit ist es nicht mehr unser Problem!«

Karschoff wandte sich an Morton. »Wenn Sie mich nur davon überzeugen könnten, dass es nicht uns persönlich gilt - so schlimm genug es ist, wenn es andere trifft!«

Der Ministerpräsident hatte inzwischen seinen Gästen Getränke angeboten, und Morton nahm einen Schluck von seinem Mineralwasser, ehe er antwortete: »Die arabischen Länder sind noch immer nicht soweit, einen direkten Angriff auf uns zu eröffnen. Dazu wäre eine Übereinstimmung zwischen Kairo und Damaskus erforderlich, und die konnte Washington bisher stets verhindern, das an der Erhaltung seines Einflusses in dieser Region stark interessiert ist.« Karschoff nickte. »Und damit bliebe Raza.«

»Und dieser wird«, fuhr Morton fort, »nachdem er den Mullahs neue Beweise seiner Leistungsfähigkeit erbracht hat, sein Anthrax-B-C einsetzen - gegen unsere Verbündeten.«

»Da sind mir zu viele ›Wenn‹ damit verbunden«, wandte Bitburg ein. »Wenn er es überhaupt hat - wenn er weiß, wie man es einsetzen muss - wenn ihm das gelingt, bevor er erwischt wird...«

Der Ministerpräsident leerte sein Glas. »Wie würden Sie die Wahrscheinlichkeiten auf einer Zehnerskala bewerten, Morton?«

Dieser lächelte amüsiert - die Bewertungsskala des Ministerpräsidenten als Entscheidungshilfe war berühmt.

»Alles, was ihn aufhalten kann, sind die Transport- und Verteilungsprobleme für den Giftstoff. Und der Einsatzort? Ich würde Europa neun Punkte geben, jeder sonstigen Region ein bis zwei Punkte weniger - und wir würden dabei an letzter Stelle stehen.«

Karschoff schaute von einem der beiden Männer zum anderen. »Also - alarmieren wir nun nur unsere eigenen Leute oder alle?«

Bitburg presste die Lippen aufeinander. »Wenn es überhaupt eine Warnung geben muss, würde ich sie auf ein Minimum beschränken.«

Karschoff sah Morton fragend an, und dieser sagte: »Unsere eigenen Leute auf alle Fälle...«

»Und unsere Verbündeten?«

Bitburg fuhr dazwischen: »Wir müssen erst Beweise haben! Als Direktor muss ich darauf bestehen, dass...«

Karschoff unterbrach ihn ungehalten: »Aber benehmen Sie sich doch nicht immer so, als ob wir in der Aufsichtsratssitzung einer Bank wären! Vielleicht aber haben Sie wirklich recht - ein bisschen mehr als Mortons Instinkt sollten wir schon haben, so

sehr ich dem auch vertraue.« Er wandte sich an Morton: »Was also schlagen Sie in diesem Sinne vor?«

»Lassen Sie mich ein Team zusammenstellen!«

Karschoff stand auf. »Selbstverständlich - jeden, den Sie dafür wollen, und alles, was Sie dazu brauchen! Aber halten Sie mich auf dem laufenden darüber, was zu erwarten ist und wann!«

Der Ministerpräsident verabschiedete Morton mit einem festen Händedruck, während dieser sich noch überlegte, ob er etwas wegen seiner Befürchtungen für den nächsten Tag sagen sollte. Aber der Ausdruck im Gesicht Bitburgs hielt ihn dann doch davon ab.

Die wenigen Freunde, denen er in seine Wohnung Zutritt gewährte, zogen Morton gern damit auf, das er hier so allein unter spartanischen Bedingungen lebe. Aber das Wohnzimmer bot einen herrlichen Blick auf die Hügel von Samaria auf der einen und einen unverstellten Ausblick auf die Küste auf der anderen Seite.

Er war vom Ministerpräsidenten direkt hierher gefahren, denn er wollte allein sein, um nachdenken zu können. Der Beweis, den Bitburg verlangte, war nicht da und auch nicht zu erwarten. Diese Art von Beweisen tauchten immer erst hinterher auf.

Schließlich hatte er mit seinen Telefongesprächen begonnen. Das erste davon hatte Danny gegolten, der noch immer mit seinen Entschlüsselungsspezialisten bemüht war, einen verborgenen Sinn in dem Korantext zu entdecken. Ja, Danny würde mitmachen.

In New York sprach er eine Bitte um Rückruf auf Matti Talims Anrufbeantworter. Der würde bald sehr wenig Zeit für seine neue Flamme haben, die gar nicht seinem sonstigen Ideal entsprach. Morton kannte von Fotos Dr. Miriam Cantwell, die stellvertretende Leiterin der Notaufnahmestation im New Yorker City Center Hospital - ein ovales Gesicht mit einem



herzlichen Lächeln darin und umrahmt von einer Fülle brauner Haare.

In Washington hatte Bill Gates, der Operationsdirektor der CIA, ihm mitgeteilt, dass Lou Panchez in Kolumbien nicht erreichbar sei, aber man werde sich schnellstens mit ihm in Verbindung setzen.

Wolfie und Michelle in Rom konnte er nicht anrufen, jeder Kontakt mit ihnen war während des laufenden Auftrags bewusst unterbunden.

Mit seinem Anruf im Hotel Connaught in London hatte er bisher gewartet. Es war dort jetzt elf Uhr abends, und Steve und Dolly mussten eigentlich erreichbar sein.

Tatsächlich hatte er rasch Steve am Apparat, dessen Stimme überrascht und kindlich erfreut klang. »Ja, wie hast du uns denn nur so rasch gefunden?«

Morton lachte. »Über Tante Hannah natürlich!«

»Ach ja, wer auch sonst...«

Er hörte Steve nach seiner Frau rufen: »Dolly, David ist dran, erzähl ihm mal, was für einen wundervollen Tag wir hatten...«

In diesem Augenblick dröhnte der gewaltige Knall einer Explosion in den Hörer, und dann herrschte eine unheimliche Stille.

»Papa!« brüllte Morton. »Papa!«

Aber die Leitung war tot.

## 9

Während des Nachmittags war der Dunst vom East River her aufgestiegen. Matti Talim konnte erkennen, dass der feuchtkalte Griff dieses Dunstes hier auf der Park Avenue die Stimmung beeinflusste. Er selbst mochte Nebel - unter seinem Schutz ließ sich mehr erreichen. Das hatte ihm schon Morton gesagt, damals, bei seinem ersten Auftrag in London. Damals hatten sie die Botschaft eines jener afrikanischen Länder, die Terroristen unterstützten, mit Wanzen gespickt. Seit damals war er einer von »Mortons Leuten«. Nach der Geschichte im Irak hatte Morton ihn nach New York geschickt. Es war ein wichtiger Posten, denn wegen der rasch wachsenden Zahl dort lebender Menschen aus dem Nahen Osten hatte New York inzwischen Washington als Kristallisationspunkt der Mossad-Interessen in Nordamerika abgelöst.

Durch den Nebel wirkten die Menschen auf der Straße, als ob sie eilends davonhuschen wollten, um nicht erwischt zu werden. Miriam hatte ihm gesagt, dieser Nebel sei sicher auch der Grund dafür gewesen, dass die Indianer damals Manhattan für ein paar Murmeln aufgegeben hätten. Sie würde jedenfalls New York gegen jede andere Stadt tauschen. Miriam war der einzige Mensch in New York, den Matti bisher kennen gelernt hatte, der die Stadt offenbar ohne Scheuklappen sah.

Die Menschen auf der Straße schenkten Matti Talim kaum einmal einen Blick. Jene, die es doch taten, sahen einen mittelgroßen, braunhaarigen und schwach gebräunten Mann in einer Windbluse und Skihosen. Jene, denen Montgomery Clift noch etwas sagte, fanden beim zweiten Hinsehen, nein, das könne er doch nicht sein. Denn selbst in seinen besten Zeiten hatte man diesem nie nachsagen können, er schreite aus, als

wäre es ihm ein tiefes Bedürfnis, sich dabei so richtig zu verausgaben.

Fitness war für Matti ein Lebensbedürfnis. Aber als er beim letztjährigen New Yorker Marathonlauf gemerkt hatte, dass er unter den ersten zwanzig landen würde, hatte er sich bewusst zurückfallen lassen - Anonymität war ihm wichtiger als alles andere.

Als er schließlich Miriam gestanden hatte, was er beruflich betreibe, weil es sich nicht länger vermeiden ließ, wenn ihre Beziehung Bestand haben sollte, hatte sie ihn gefragt, ob er deshalb so skeptisch sei. Er hatte ihr geantwortet, seine Arbeit sei ein endloser Lehrgang in menschlicher Schwäche.

Sie hatte ihn ihren »vierunddreißigjährigen Zyniker« genannt. Miriam musste jedem und allem ein Schildchen aufkleben. Er nahm an, das sei eine allgemeine Neigung von Medizinern.

Matti sah, dass die konstruierte Remperei, deren Vorbereitung er schon ein Weilchen verfolgt, nun bald stattfinden würde. Die vier jungen Puertoricaner (dafür hielt er sie) hatten das ältere Ehepaar, ganz offensichtlich Touristen, regelrecht eingekreist. Vorher hatten sie nacheinander das Paar überholt und dabei sorgfältig auf Schmuck geachtet und darauf, wie fest wohl die Frau ihre Handtasche hielt. Jetzt, als das Paar sich gerade anschickte, die Straße zu überqueren, nahm der »Blocker« der Bande seine Position ein.

Matti beschleunigte seine Schritte und drängelte sich durch die Passanten. Das Ehepaar wartete an der Ampel ganz typisch für Touristen, denn niemand sonst wartete, bis das grüne Licht für die Fußgänger aufleuchtete. Der »Blocker« wartete unmittelbar vor ihnen - sobald sie vom Gehsteig auf die Fahrbahn traten, würde er sich vor ihnen fallen lassen und sie in seinen Sturz verwickeln, wobei seine Mitganoven Hilfestellung leisten würden. In dem Durcheinander würde dann einer der Puertoricaner die Handtasche der Frau an sich reißen und damit

verschwinden. Das passierte so etwa 50.000 mal pro Jahr in dieser Stadt.

Talim erreichte das Ehepaar gerade, als der »Blocker« zu seinem Vorhaben ansetzte. Ohne anzuhalten, packte er den Burschen mit kräftigem Griff und zog ihn zur Seite, wobei er ihm halblaut zumurmelte: »Diesmal nicht, Bürschchen!«

Seine Kumpane hielten sich unsicher zurück. Das Ehepaar lächelte Matti vage an, und er lächelte zurück. Er begleitete sie über die Straße und blieb in ihrer Nähe, bis sie im Drake-Hotel verschwanden - zwei mehr von denen, die überzeugt davon waren, so etwas könne ja nur anderen passieren. New York war voll von Leuten, die auf Warnungen einfach nicht hören wollten - sie waren wie Bitburg.

Vor einer Woche hatte Bitburg eine Doppelblitznachricht (die höchste Dringlichkeitsstufe für Mossad-Mitteilungen) losgelassen, in der er darauf hinwies, die Syrer würden offenbar die Räumlichkeiten der Vereinten Nationen für das Aushandeln neuer Waffenlieferungen durch China benutzen. Matti war zwar der Meinung, dafür seien die Syrer zu gerissen, aber gegen einen »Doppelblitz« gab es keine Einwände.

Daher hatte er ein Team von »Swift Renovations« veranlasst, mit hohem Geldaufwand und viel Einfallsreichtum die Räume der syrischen und der chinesischen Delegation mit Danny Nagiers berühmten Wanzen zu spicken.

»Swift Renovations« war von Morton als ein Unternehmen gegründet worden, das dem Mossad für Aktivitäten in den Vereinigten Staaten zur Verfügung stand und das über Spezialisten auf allen Gebieten verfügte, sei es nun die Abschirmung eines Stützpunktes oder die Organisation einer Entführung. Aber ihre besondere Spezialität war die Überwachung. Matti kannte so manchen New Yorker Polizisten oder Hausmeister, der gegen ein gutes Trinkgeld schon mal wegschaute, wenn die Leute von »Swift Renovations« am Werk

waren.

Nachdem die Wanzen angebracht waren, hatte er den Tag in einem Lieferwagen verbracht, der nahe dem UN-Gebäude geparkt war, und hatte die Syrer und Chinesen belauscht.

Einiges von dem, was er gehört hatte, war zwar interessant gewesen, aber auf ein Waffengeschäft deutete rein gar nichts hin. Mattis Verdacht, es habe sich hier lediglich um einen weiteren Versuch Bitburgs gehandelt, nachzuweisen, dass er auf dem laufenden sei, hatte sich erhärtet. Vor einer Stunde hatte er das Überwachungsprotokoll abgeschlossen und den Leuten von »Swift Renovations« gesagt, sie könnten die Aktion abblasen.

Während er die Park Avenue entlangging, dachte Matti weiter über den Bericht nach, den er an Bitburg geschickt hatte. Eine Menge Details, dafür hatte Bitburg eine Schwäche. Aber nichts, an dem er sich festhaken und mit dem er eine Fortsetzung der Überwachung begründen konnte. Abschließend hatte er darauf hingewiesen, dass die Leute von »Swift Renovations« ihre Sache sehr gut durchgeführt und die Wanzen vorzüglich funktioniert hätten. Und zum Schluss: Kostenaufstellung folgt. Wenn Bitburg sie erst einmal prüfte, konnte das mit etwas Glück bedeuten, dass er mindestens ein paar Wochen lang davon absehen würde, sie mit einem derartigen Vorschlag zu belämmern.

Als Matti den Apartmentblock Park Avenue 510 betrat, entschied er, dass er Morton eine Kopie davon schicken würde. Er hatte zwischen den Zeilen gelesen und das begriffen. Matti ging durch die Eingangshalle und leerte seinen Briefkasten. Er war gefüllt mit dem Kram, der einem täglich ins Haus flatterte. Irgendwo hatte er gelesen, dass das in New York durchschnittlich sieben Kilo im Jahr seien. Immerhin waren auch die bestellten Karten für das Pramoggia-Konzert im Madison Square Garden am nächsten Abend dabei. Er hatte Miriam scherzhaft gedroht, er würde hinfahren und sie eigenhändig aus der Notaufnahmestation zerren, sollte sie es

wagen, ihn anzurufen, um ihm zu sagen, dass sie verhindert sei.

Das restliche Zeug warf Matti gleich unten in einen Papierkorb, dann nahm er den Aufzug und fuhr in den neunzehnten Stock hinauf. Dabei fragte er sich, ob das ältere Ehepaar, das er soeben beschützt hatte, wohl eine Ahnung davon hatte, dass es unter demselben Dach wohnte wie der berühmte Tenor Pramoggia - und wie sie wohl seine bekannte Schwäche für sehr junge Mädchen beurteilen würden.

Pramoggia reiste durch die Konzertsäle der Welt mit einem ganzen Schwärm von ihnen in seiner Begleitung. Eine von ihnen war eine Sudanessin, die Morton vor einem Jahr angeheuert hatte. Bevor Pramoggia nach Los Angeles weiterreiste, würde sich Matti mit dem Mädchen treffen, und es würde ihm berichten, mit wem alles der Tenor in New York zusammengetroffen war. Wegen seiner Sympathie für die PLO war Pramoggia zum Ziel einer Überwachung durch den Mossad geworden.

Die Tür zum Appartement 1903 sah mit ihrem Mahagonifurnier aus wie die zu den anderen Wohnungen auch. Aber das übliche Ingersoll-Schloß war durch ein Spezialschloß ersetzt worden, angefertigt von einem Spezialisten des Mossad. Am Tag vor seinem Einzug war das Schloß in die neue Tür eingebaut worden, die man gegen die alte ausgetauscht hatte. Diese hatte im Innenkern eine fast drei Zentimeter dicke Stahlplatte, die einer Handgranate oder Brandbombe widerstehen konnte.

Matti öffnete die Tür und schloß, alter Gewohnheit folgend, sofort wieder hinter sich ab. Er knipste das Licht an und spürte, wie er dabei das am Schalter angebrachte Kamelhaar zerriss. Jeden Montag erhielt er eine frische Sendung von Kamelhaar aus Tel Aviv. Todsicher war auch das nicht - nichts war todsicher. Der Trick dabei war, es so straff wie möglich zu spannen.

Die Wohnung war geräumig und großzügig geschnitten und umfasste ein Wohnzimmer, zwei Schlafräume und eine vorzüglich ausgestattete Küche, in der sich allerdings Matti lediglich seinen Kaffee und vielleicht etwas Popcorn zubereitete. Außer Haus essen gehörte zu seiner Aufgabe - man musste dort speisen, wo auch der Feind aß.

Als er eingezogen war, hatte er sich gefragt, wie die Leute von »Swift Renovations« wohl an dieses komplette Mobiliar im Barockstil gelangt waren. Alles war vergoldet, überall Samttapeten, alle Tische und Stühle mit gekurvten Beinen. Es war wie in Versailles - nur ohne dessen Gärten.

Aber es hatte begonnen, ihm zu gefallen, als er sah, wie seine eigenen Teppiche gut zu dieser Einrichtung passten. Er hatte sie einst in Tunis gekauft, und sie hatten ihn seitdem von Posten zu Posten begleitet, ebenso wie die Sammlung seiner Lieblingsbücher. Einst hatten sie in einem kleinen Regal Platz gehabt, jetzt bedeckten sie fast eine ganze Wand. Miriams Schallplattensammlung hatte gerade noch daneben Platz gefunden.

Sie waren jetzt neun Monate zusammen, mal schliefen sie hier zusammen, mal in Miriams Wohnung drüben in der Third Avenue, wie es sich eben ergab. Das Fehlen von Zwang in ihrer Verbindung wussten beide zu schätzen.

Matti trat an eine Kommode und hörte hier seinen Anrufbeantworter ab: Miriam hatte angerufen, um ihm zu sagen, dass sie nach Ende ihres Dienstes hereinschaue, und ob er wohl eine Pizza besorgen könne. Hinterher könnten sie sich ja einen Film im Fernsehen anschauen - wie ein altes Ehepaar... Es war ein gutes Gefühl, das er aus seinen bisherigen Beziehungen zu Frauen nicht kannte. Am nächsten hatte ihm noch Liza gestanden, die Schwester seines Kollegen Lou Panchez, ehe sie sich beide davon überzeugt hatten, dass es für eine ernsthafte Beziehung doch nicht reichte. Liza hatte ihm versichert, sie würde ihm immer eine gute Freundin bleiben, und hinzugefügt,

oft sei eine Freundin wichtiger als eine Geliebte. Miriam hatte ihm gezeigt, dass er beides haben konnte.

Die Brentano-Buchhandlung hatte angerufen, um ihm mitzuteilen, das von ihm bestellte Exemplar des neuesten Buches über den Mossad sei eingetroffen. Mindestens einmal pro Jahr erschien eine solche Enthüllungsgeschichte, und es bereitete immer wieder Spaß, die Fehler darin aufzuspüren.

Und eine Nachricht von Lou Panchez war da: Vom Kennedy-Flughafen aus hatte er durchgegeben, er würde nochmals anrufen, sobald er im Hotel Roosevelt auf seinem Zimmer sei. Sie hatten sich seit ihrem gemeinsamen Einsatz im Irak nicht mehr gesehen.

Zum ersten Mal hatten sie nach der Katastrophe von Lockerbie zusammengearbeitet, als Morton ihn vom CIA hatte loseisen können wegen seiner speziellen Kenntnisse der Verbindungen arabischer Terroristen in die Vereinigten Staaten.

Matti hatte damals rasch festgestellt, dass Lou seine Vorliebe für gutes Essen und klassischen Jazz teilte. Und sie wurden vertraut genug miteinander, dass Lou ihm eingestand, er sei schwul. Sie hatten an diesem Abend schon ein paar Flaschen Wein geleert, aber dennoch war es Matti nicht ganz gelungen, seine Überraschung zu verbergen. Er hatte Lou gefragt, ob das denn der CIA wisse, und Lou hatte ihm geantwortet: Nein, Langley wisse nichts davon, und wenn man es wüsste, hätte er sicher Schwierigkeiten. Matti hatte Lou dafür nur noch mehr geschätzt, wegen seiner Ehrlichkeit und seines Vertrauens.

Er würde Lou morgen zum Mittagessen ins Plaza einladen. Sie beide schätzten die Atmosphäre des Eichenzimmers dort, die sie an Europa erinnerte.

Als letztes war auf dem Band ein Anruf Mortons gespeichert, dem sich aber nicht entnehmen ließ, was er eigentlich wollte. Morton war immer sehr knapp am Telefon. Matti entschloss sich, sich erst mal einen Drink zu mixen, ehe er zurückrief.



Als er seine Jacke auszog, wurde das engsitzende Schulterhalfter sichtbar.

Bitburg hatte gerade vorgestern eine Aktennotiz geschickt, in der er alle im direkten Einsatz befindlichen Mitarbeiter daran erinnerte, dass sie regelmäßiges Schießtraining betreiben mussten. Matti hatte ein Fax an Morton geschickt, in dem er ihm mitteilte, er würde den Betreiber des Schießstandes in Coney Island bitten, seine Walther P 38 zum Abschießen von Kokosnüssen benutzen zu dürfen. Morton hatte zurückgefaxt, wenn er dafür einen Preis erhalte, müsse er ihn aber Bitburg schicken.

Matti ging in die Küche und bereitete sich einen Whisky-Soda. Er hatte in London Geschmack daran gefunden. Er ließ die Eisbrocken im Glas klingeln, ging wieder ins Wohnzimmer zurück, trat ans Fenster und schaute auf die Park Avenue hinunter.

Der Blick war etwas verzerrt. Das lag daran, dass die Leute von »Swift Renovations« die Innenscheibe mit einer Schicht besprüht hatten, die Wanzen funktionsuntüchtig werden ließ. Außerdem hatten sie eine Doppelscheibe aus einem Spezialglas eingezogen, das sich bei einer Versuchsreihe als durchschlagsicher gegen eine Uzi-Garbe erwiesen hatte.

Eine leichte Brise hatte inzwischen den Nebel etwas vertrieben. Matti konnte zum Drake-Hotel hinüberschauen, vor dem ein Polizeikordon die Opernfans zurückhielt. Von Pavarotti und Domingo einmal abgesehen, hatte nur noch Pramoggia eine derartig große Fangemeinde. Vielleicht sollte man ihn warnen, dass er mit dem Feuer spiele, was sein Verhältnis zur PLO betraf. Noch besser aber - vielleicht konnte man ihn umdrehen'. Morton war das bei Jassir Arafats engstem Mitarbeiter gelungen. Zehn Jahre lang hatte dieser alle Pläne der PLO an den Mossad verraten, ehe er bei einem Verkehrsunfall ums Leben kam.

Das Geräusch des Faxgeräts drang in die Stille der Wohnung.

Das zweite Schlafzimmer war zu einem Sicherheitsraum umgebaut worden, der wie alle derartigen Räume in seinen früheren Wohnungen schalldicht und abhörsicher war.

Die Nachricht trug den Absendervermerk: »Dringend vom Schwarzen Tiger.« Jeder israelische Ministerpräsident bisher hatte als Decknamen eine Tierbezeichnung getragen.

Karschoffs Text war kurz: »Sofortige Alarmierung gemäß Ihrer A-Liste für möglichen Angriff!«

Diese Liste enthielt die Namen aller prominenten Juden und jüdischen Organisationen in New York. Dank seines Telefoncomputers konnte Matti sie alle innerhalb weniger Minuten erreichen. Aber zunächst musste er Morton anrufen. Er griff zum Telefonapparat neben dem Faxgerät und begann zu wählen.

010 - Vorwahl für internationale Verbindungen. Er würde Morton sagen, dass die allgemeine Meinung in Washington dahin ging, dass Raza, sollte er zuschlagen, das in Europa tun würde.

972 - Ländernummer für Israel. Dort ging es jetzt auf Mitternacht zu. Die letzte Alarmierung gemäß A-Liste war in der Woche vor dem Einmarsch des Iraks in Kuwait hinausgegangen.

3 - für Tel Aviv. Dann wählte er die Nummer von Mortons Wohnung.

In diesem Augenblick begann der Raum zu schwanken. Nur einen Sekundenbruchteil später wusste Matti, dass dies kein Erdbeben war. Dieser dumpfe, grollende Ton konnte nur von der Explosion einer großen Menge von Semtex herrühren.

Er warf den Hörer auf die Gabel und sprang zum Fenster. Einige tausend Tonnen Beton und Stahl, die die Vorderfront des Drake-Hotels zur Park Avenue gebildet hatten, krachten auf die Straße hinunter und begruben Opernfans und gerade vor dem Hoteleingang eintreffende oder abfahrende Taxis unter sich. Ein

davonfliegender Mauerbrocken prallte auf ein Auto und zermalmte es. Innerhalb von Sekunden bildeten die herabstürzenden Trümmer einen Wall von sechs bis sieben Metern Höhe quer über die breite Avenue. Über dem Drake-Hotel stieg pilzförmig eine gewaltige Wolke aus weißem Qualm auf.

Matti dachte an das ältere Ehepaar, das Sudanesenmädchen, Pramoggia und die Opernfans und sprach ein stilles Gebet für sie. Auf solch grauenhafte Weise ums Leben zu kommen, hatte niemand verdient.

Dann gewann der Fachmann in ihm die Oberhand. Der weiße Qualm deutete darauf hin, dass die Bombe so stark gewesen war, dass sie der Luft den Sauerstoff entzog. Die IRA schied er sofort aus - kein Motiv. Die kolumbianischen Drogenbarone, die hier eine Rechnung mit ihresgleichen beglichen? Die hatten schon mehrfach Hotels in die Luft gejagt, aber das war in Südamerika gewesen. Nur eine der Arabergruppen verfügte über Mittel und Motive, hier mitten im Herzen New Yorks zuzuschlagen.

Das Telefon klingelte. Als Matti hinstürzte, erschütterte eine zweite Explosion die Luft.

»Matti?« brüllte Lou Panchez ihm ins Ohr. »Die haben gerade das Plaza in die Luft gejagt!«

Talim hörte im Hintergrund Schreie und das Heulen der Sirenen. Er zwang sich, ruhig zu bleiben. »Wo bist du, Lou?«

»Hier an der Fifth Avenue. Ich war gerade auf dem Weg zu Liza!«

Associated Press, Lizas Arbeitsplatz, war an der Rockefeller Plaza, in der Nähe des Plaza-Hotels.

»Ich treffe dich dort«, sagte Matti. Die Räume der Presseagentur waren sicher kein schlechter Platz, um sich einen Überblick zu verschaffen.

»Ja, gut!« brüllte Lou noch lauter. »Matti, ich denk' mir, dass mich Morton deswegen angefordert hat!«

Und das war wohl auch der Grund für Mortons Anruf gewesen. Also waren es die Araber.

»Willkommen in der Mannschaft, Lou!«

»Schöner Empfang! Die sind wohl alle verrückt geworden hier!«

Da drang der Krach einer dritten Explosion in den Hörer, und schon erklang Lous Schrei: »Mein Gott, das muss das Hotel Pierre sein! Der ganze Platz ist voller Rauch. Ja, es sieht ganz so aus, als hätte es das Pierre erwischt...«

»Ich treff dich dann bei Liza!« sagte Matti noch, dann legte er rasch auf. Er brauchte keinen Kommentar, wenn er einen Platz in der ersten Reihe hatte.

Karschoffs Warnung und die Tatsache, dass Morton Lou angefordert hatte, standen hiermit in Verbindung. Bei dem Gedanken, dass es dann auch ihn betraf, schüttelte es Matti - weder aus Erregung noch aus Furcht, sondern einfach, weil er Bescheid wusste.

Draußen vor der Tür hörte er die ersten verängstigten Stimmen, erst die eines Mannes, dann die einer Frau, und schließlich ein ganzes Stimmengewirr. Überall in der Stadt würde es jetzt das gleiche sein.

Er rief bei Miriam im Krankenhaus an. Eine Männerstimme am anderen Ende sagte, er solle dranbleiben. Im Hintergrund waren die Geräusche fieberhafter Tätigkeit zu hören, dann erklang das Klappern von Miriams Holzpantinen. »Ja, Cantwell.«

»Miriam, wie schlimm sieht's bei euch aus?«

»Schlimm, Matti, bei uns wurde gerade ›Stufe eins‹ gemeldet. Das bedeutet, dass wir mit bis zu hundert Opfern rechnen müssen.«

Das City Center Hospital lag am nächsten bei den zerstörten Hotels.

»Wir holen von überallher Ärzte und Schwestern zusammen, sogar aus den schicken Privatkliniken an der Fifth und der Park Avenue. Assistenzärzte, Medizinstudenten, jeden, der was vom Handwerk versteht. Im Augenblick sind wir im ruhigen Zentrum des Sturms, aber in zehn Minuten wird hier die Hölle los sein.«

Aber auch dann werden ihr die Leute mit Respekt begegnen, dachte er. Sie strahlte eine natürliche Autorität aus.

»Bei Gott, Matti, welch ein Abschaum tut so etwas?« Die plötzliche Wut in ihrer Stimme verlieh ihr eine ungewöhnliche Schärfe.

»Dieselben Leute, die das überall tun.«

»Aber warum hier? Was hat unser Land ihnen getan?«

»Es ist der Preis der Demokratie. Die logische Folge davon, dass man sich als Weltpolizist fühlt.«

»Dann ist es höchste Zeit, dass wir diese Rolle aufgeben und uns nur noch um unseren eigenen Kram kümmern. Wenn wir das schon früher getan hätten, wäre uns das erspart geblieben!«

»Kann sein, vielleicht aber auch nicht.« Er konnte ihre Wut verstehen.

Im Hintergrund hörte Matti, wie ihr Name über den Lautsprecher ausgerufen wurde.

»Matti, ich muss aufhören und an die Arbeit gehen. Ich habe noch keine Ahnung, wann wir uns sehen können.«

Sie hängte auf ohne ein Abschiedswort. Auch das gehörte zu ihrer Art.

Als Matti gerade den Hörer auflegte, erfüllte eine vierte ungeheure Explosion den Abend. Er trat wieder ans Fenster - diesmal hatte es das Mayfair-Hotel erwischt, etwas weiter unten auf der Park Avenue. Betäubt sah er zu, wie dessen oberste Stockwerke auf die Straße stürzten. Zwei Feuerwehrautos und

ein Krankenwagen, die gerade auf dem Weg zum Drake-Hotel waren, wurden darunter begraben.

Das war kein Terrorismus mehr - das war der volle Krieg. Matti ging ans Telefon, um endlich Morton anzurufen. Aber die Leitung war tot.

Er zog den Reißverschluss seiner Windbluse zu und befestigte ein Kamelhaar am Lichtschalter, dann trat er hinaus in den Korridor.

Draußen brach die Aufregung über ihm zusammen. Während er seine Tür abschloss, musste er eine alte Frau beiseite schieben, die keifte, dies sei Gottes Strafe für das verruchte New York. Ein Mann neben ihr schrie aus vollem Hals, Nostradamus habe dies schon lange vorhergesagt. Matti drängte sich durch all die verängstigten, zornigen oder benommenen Menschen. Eine Frau packte ihn am Arm und fragte ihn, wohin er gehe. Er schüttelte sie wortlos ab und öffnete entschlossen die Tür zur Nottreppe. 1075 Stufen führten hinunter zum Erdgeschoß - er hatte sie gleich am Tag seines Einzugs hier gezählt.

Matti erreichte das Nachrichtenzentrum von Associated Press. Er keuchte noch ein wenig, denn er war die ganze Strecke gelaufen, wobei er immer wieder den Rettungsfahrzeugen hatte ausweichen müssen. An der Rockefeller Plaza war er einigen gewaltigen Bulldozern begegnet, die die Fifth Avenue hinunterrumpelten. Hubschrauber mit mächtigen Seilwinden waren im Anflug auf alle vier Hotels. Eine erste Abteilung der Nationalgarde war zur Unterstützung der

Polizei eingetroffen, um Schaulustige zurückzudrängen. Matti hatte noch keine Stadt kennen gelernt, die derart rasch auf eine Katastrophe reagieren konnte. Miriam hätte sicher gesagt, das liege daran, dass New York selbst eine ständige Katastrophe sei.

Matti blieb einen Augenblick stehen und nahm die Szenerie in der großen Nachrichtenhalle in sich auf. Er kannte sie schon von

anderen Ereignissen, die die Weltöffentlichkeit erregt hatten: die Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking, der blutige Sturz des rumänischen Diktators Ceaucescu, die Öffnung der Berliner Mauer, der Ausbruch des Golfkriegs.

Damals hatte genau wie jetzt trotz aller erregten Spannung eine konzentrierte, erzwungen ruhige Arbeitsatmosphäre geherrscht. Diesbezüglich waren Reporter wie Geheimdienstmitarbeiter - immer Ruhe bewahren, wie schrecklich das Geschehnis auch sein mochte. Auch das war ein Grund dafür gewesen, dass Morton manche von ihnen in seine Dienste genommen hatte. Matti entschloss sich, zu versuchen, Morton von Lizas Büro aus anzurufen. In ihrem Zusammensein mit Lou hatte sie gelernt, entsprechend wegzuhören.

Matti konnte sie in ihrem Büro sehen, einem der zahllosen Glaskästen rund um die Zentralhalle. Sie telefonierte wie gewöhnlich, und Lou stand hinter ihr und schaute über ihre Schulter auf den Bildschirm vor ihr. Lou war ein langer Kerl, der lässig und etwas hängend dastand. Er wirkte sehr, sehr müde und besorgt.

Liza sah Matti und winkte ihn zu sich.

Während er hinüberging, konnte Matti spüren, wie das Ausmaß dessen, was geschehen war, überall ins Bewusstsein drang.

Beim Plaza war die Explosion so stark gewesen, dass Trümmerstücke mehrere hundert Meter weit geschleudert worden waren. Bisher hatte man sechsunddreißig Leichen geborgen und über fünfzig Verletzte gezählt. Im Pierre hatte das berühmte Restaurant dort die Hauptlast des Anschlags zu tragen - sechzig Gäste und Bedienstete waren ihm zum Opfer gefallen.

Was das Mayfair House betraf, so waren sich einige Augenzeugen darin einig, dass sich dessen Dachgarten plötzlich hoch in die Luft erhoben habe, während zugleich eine gewaltige Stichflamme zu sehen war und unter dem Donner der Explosion

die oberen Stockwerke des Hotels zerbarsten. Bisher waren etwa zwanzig Tote aus den Trümmern geholt worden. Im Drake waren es neunundzwanzig gewesen, darunter Pramoggia.

Matti zog seine Konzertkarten aus der Jackentasche und warf sie in einen Papierkorb, als er Lizas Büro betrat. Sie war Chef vom Dienst für die Nachtschicht. Bei ihrem mädchenhaften Aussehen konnten sich das die Leute oft gar nicht vorstellen.

Sie hämmerte in kurzen Stößen eifrig auf die Tastatur unter ihrem Bildschirm, den Telefonhörer unter das Kinn geklemmt. Sie winkte Matti kurz zu und feuerte eine neue Salve von Wörtern in ihren Computerbildschirm.

Lou wandte sich an Matti. »In London und Paris haben sie auf die gleiche Weise zugeschlagen, jeweils ebenfalls vier Hotels«, teilte er mit, ohne sich mit einer Begrüßung aufzuhalten.

»Verdammte Scheiße!« meinte Matti. »Wie schlimm sieht's aus?«

Lou fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, als wolle er dort etwas wegwischen. »Tote? Bisher an die vierhundert, Tendenz steigend. Mindestens tausend Verletzte. Liza hat gerade ihren Mann im Weißen Haus am Apparat. Der Präsident hat soeben sein Notfallkabinett zusammengerufen. Er will einige Leute wegen dieser Geschichte offenbar kräftig in den Arsch treten.«

»Schon irgendwelche Bekennermeldungen?«

»Bisher nicht.«

»Es muss Raza gewesen sein. Kein anderer verfügt über entsprechende Möglichkeiten.«

»Glaube ich auch.«

»Was stellt sich der Präsident denn so vor? Bomben auf alle, bei denen Raza irgendwann mal übernachten durfte?« Lou schüttelte den Kopf. »Das ist nicht mehr wie in den alten Tagen, Matti. Seine Arabienspezialisten sehen alles im Gesamtzusammenhang, und stets spielt die neue Grundregel



›Hände weg vom Nahen Osten!‹ eine entscheidende Rolle.«

»Aber vielleicht öffnet ihnen das die Augen!«

»Ich zweifle daran.«

»Ich leider auch!«

Lou starrte hinaus in die Halle. Die Leute konnten sich meist kaum vorstellen, dass er und Liza Zwillinge waren - er sah mindestens zehn Jahre älter aus. Das lag gleichermaßen an seinen stets von dunklen Rändern umgebenen Augen wie an seinen Klamotten, die ebenso altmodisch waren wie seine langen Koteletten und sein trauriger Zapata-Schnauzbart. Aber er hatte sich nie darum gekümmert, was die Leute von ihm denken mochten. Er wandte sich wieder Matti zu. »Was jetzt, Matti?«

»Zunächst mal muss ich Morton erreichen.« Liza hatte gerade ihr Gespräch beendet und wandte sich nun Matti zu. »Was hältst du davon, Matti? Razas einziger Schlag - oder nur die Eröffnungsrunde?«

Er kannte diesen bohrenden Blick an ihr, mit dem sie eine konkrete Einschätzung erwartete. »Ein volles Dutzend Hotels, Liza, und mehr Töte und Verletzte auf einen Schlag, als wir in einem ganzen Jahr terroristischer Anschläge zu beklagen hatten. Das sollte doch selbst für Razas Blutdurst ausreichen!«

»Ist Morton auch dieser Meinung?« Er grinste schnell. »Willst du ihn gleich selbst fragen?«

»Hast du schon mal versucht, Morton was zu fragen? Da wünschst du dir bloß noch, dass du ihn niemals gefragt hättest!«

»Kann ich ihn von hier aus mal anrufen?«

Sie deutete auf einen Apparat, der neben der Couch stand. »Sag ihm einen schönen Gruß von mir!«

Liza war schon mit einem weiteren Anruf beschäftigt, als Matti zu wählen begann. Lou stand neben ihm, aber von Mortons Privatnummer erfolgte keine Antwort. Matti war

gerade dabei, ihn beim Mossad in Tel Aviv anzurufen, als er aus dem Augenwinkel sah, dass Liza sich in ihrem Stuhl steif aufrichtete und ihm ein Zeichen gab, er solle abwarten. Daher legte er den Hörer auf.

»Es kommt gerade eine Bekennermeldung herein«, sagte Liza und drückte auf einen Knopf auf der Schalttafel, die sie vor sich hatte. »Ich schalte auf Durchsage!«

Matti bemerkte, wie sich draußen in der Halle Reporter um ein Ausgabepult versammelten, vor dem ein Mitarbeiter mit Kopfhörern saß, bereit zur schriftlichen Übertragung durchgegebener Texte. Einige leitende Redakteure drängten sich in Lizas Büro und starrten erwartungsvoll auf den an der Wand hinter ihrem Schreibtisch angebrachten Lautsprecher.

Zunächst erklang ein zischendes Geräusch, dann füllte eine weibliche Stimme den Raum.

»Ich spreche im Namen Razas, des Freiheitskämpfers für alle unterdrückten Völker des Islams! Was in euren drei Zentren des Faschismus und Imperialismus geschehen ist, ist nur eine Warnung, damit ihr unseren Forderungen die entsprechende Beachtung schenkt!«

Matti fand, die Intensität ihrer Stimme grenze an religiöse Inbrunst und es spreche daraus ein Fanatismus, der schon nahe am Wahnsinn lag.

»Unsere erste Forderung ist, dass sämtliche Mitglieder des Sicherheitsrates der Vereinten Nationen namens der Vollversammlung sich dazu verpflichten, die Zionisten aus unserem Land zu vertreiben, welches sie Israel nennen. Die Zusage hierfür hat innerhalb von vierundzwanzig Stunden zu erfolgen.«

Matti fluchte leise vor sich hin. »Keine Chance, meine Dame, völlig ausgeschlossen!«

»Unsere zweite Forderung ist, dass der zionistische Staat vor seinem Erlöschen seine gesamten Nuklearwaffen vernichtet.

Gleichmaßen sind alle sonstigen Atomwaffen, die auf dem Gebiet Israels von seinen Verbündeten zur Sicherung dieses Staates stationiert wurden, zu vernichten!«

»Sie wollen Israel nackt und bloß sehen!« japste Liza.

»Drittens müssen alle Gewinne aus Ölfeldern und Bodenschätzen zwischen Nigeria und dem Persischen Golf neu verteilt werden. Im Augenblick haben die Völker dieser Länder daran nur einen Anteil von vierzig Prozent. Sie müssen ab sofort achtzig Prozent erhalten. Des weiteren muss eine Billion Dollar von den entsprechenden Konzernen bereitgestellt werden. Sie werden unter jene Länder verteilt, die so lange von ihnen ausgebeutet wurden!«

Lou Panchez mahlte mit den Kiefern. »Dieses Weib erpresst die ganze Welt und tut dabei noch so, als sei das alles völlig legitim!«

»Viertens muss jedes Mitglied der Vereinten Nationen eine Selbstverpflichtung unterschreiben, dafür Sorge zu tragen, dass weder Drogen noch Pornographie weiterhin die Reinheit des Islams beschmutzen. Was ihr in eurer Welt tut, ist eure Sache, aber wir wollen verschont bleiben von eurer dekadenten Kultur und eurer Korruption unserer moralischen Werte!«

Die Stimme legte eine kurze Pause ein und fasste dann schließlich zusammen: »Unsere zweite, dritte und vierte Forderung muss innerhalb von einer Woche erfüllt werden. Die Zustimmung muss innerhalb von vierundzwanzig Stunden erfolgt sein. Jeder Versuch, über diese Bedingungen zu verhandeln oder unsere Forderungen abzuschwächen, wird zu weiteren Beweisen dafür führen, dass wir die Mittel in Händen halten, eure brutale und faschistische Gesellschaft zu vernichten, die uns unterdrückt!«

In das plötzliche Schweigen blinkte ein rotes Licht auf dem Schaltpult vor Liza. Es war das Zeichen für einen Anruf von einem nicht gespeicherten Anschluss aus. Liza nahm den Hörer

ab und lauschte einen kurzen Augenblick.

»Ja, er ist hier«, sagte sie dann und reichte Matti den Hörer.

»Ja«, meldete sich Matti - er wusste schon, wer dran sein würde.

»Geh mit Lou zum Konsulat und warte dort!« befahl Morton.

## 10

Niemand in Trekfontein sah den Bantu. Er tauchte von Westen her auf, damit der Wind ihm ins Gesicht blies und das Geräusch seines starken Motorrads in die Gegenrichtung trug. Die Maschine hatte der African National Congress für ihn bezahlt, ebenso den Sack mit Spraydosen, den er über der Schulter trug.

Der Bantu versteckte sein Motorrad in einem Ebenholzdickicht zu Füßen der turmartigen Felsen. Selbst jetzt, als er gebückt ging, wirkte er noch groß, und er hatte die kräftigen Beine des geborenen Läufers. Stundenlang blieb er reglos in dem Dickicht sitzen und beobachtete das festliche Treiben auf dem Sportplatz.

Je später es wurde, desto müder wurden die Tänzer dort und desto betrunkenener erklangen die Stimmen. In den frühen Morgenstunden waren dann auch die letzten Besucher unsicher nach Hause gefahren. Nachdem die letzten Lichter verlöscht waren, wartete der Bantu noch eine weitere Stunde, ehe er, seinen Sack mit den Farbbüchsen über der Schulter, barfuss lostrabte.

Die Nacht war stockdunkel und fast unerträglich heiß. Nur hin und wieder schien der Mond durch die Kumuluswolken am Himmel. Der Bantu hoffte, der sich ankündigende Sturm würde erst einsetzen, wenn er seine Arbeit vollendet hatte. Der Regen würde dann seine Spuren verwischen. Er wäre erschienen und verschwunden wie ein Dieb in der Nacht.

Nelson Mandelas Mitarbeiter hatte ihm gesagt, stehlen sei verboten, aber er hatte zeit seines jungen Lebens stehlen müssen, um essen und leben zu können.

Der Bantu erreichte das erste Anwesen und hob seinen

angefeuchteten Finger in die Luft. Dann wechselte er die Richtung, so dass ihm der leichte Wind ins Gesicht wehte und ein Hund ihn nicht wittern konnte. Er nahm eine der Spraydosen aus seinem Sack und sprühte auf eine makellos weiße Wand die Buchstaben ANC.

Innerhalb von zwanzig Minuten war der junge Farbige im Stadtzentrum angelangt, nachdem er an die zwanzig Gebäude mit Parolen des Afrikanischen Nationalkongresses besprüht hatte. Er grinste vor sich hin bei dem Gedanken an ihre Wut, wenn sie aus ihrem Rausch aufwachten, den sie schnarchend hinter geöffneten Fenstern ausschlieften. Zunehmend sicherer, unentdeckt zu bleiben, warf der Bantu mehr und mehr auch einen Blick in die Fenster, um zu erforschen, ob es sich lohne, irgendetwas mitgehen zu lassen. Schon irgendein kleines Schmuckstück würde ausreichen, ihn für einige Zeit mit Essen zu versorgen und genug für einen Besuch in den Bierkneipen von Soweto übriglassen. Aber bisher hatte er nichts bemerkt, was sich rasch schnappen ließ.

Er setzte seine Tätigkeit damit fort, dass er die Säulen vor der Kirche mit seinen Schmierereien bedeckte, dann hielt er für einen Augenblick inne, um sich nach einem neuen Ziel umzusehen. Sein Blick fiel auf ein imposantes Gebäude auf der anderen Straßenseite. Einen Häuserblock weiter unten war das Licht über dem Eingang zur Polizeistation zu erkennen.

Der Bantu überquerte rasch die Hauptstraße, die einst so breit angelegt worden war, dass Ochsenkarren auf ihr wenden konnten. Schwach war die Aufschrift über der Veranda des ausladenden Gebäudes zu erkennen: Grand Hotel.

Das Dach der Veranda war flach, darüber erhob sich das eigentliche Hotel mit seiner Weißgetünchten Mauer, die von den Fenstern der Gästezimmer unterbrochen wurde. Sie waren alle geschlossen - bis auf eines.

Vorsichtig kletterte der Bantu auf das Verandadach. Dort

kauerte er sich lauschend für einen Moment zusammen. Irgendwo begann ein Hund zu kläffen, der ihn jetzt offenbar doch gewittert hatte. Es wurde allmählich Zeit, zu verschwinden. Er suchte eine gelbe und eine grüne Farbbüchse aus und sprühte damit die Losung der ANC-Hymne auf die Wand: *Nkosi Sikelel i Africa!*

Gerade schob sich der Mond wieder hinter einer Wolke hervor und erleichterte dem jungen Farbigen die Arbeit. Sein Arm ging auf und ab, um die Parole mit mannshohen Buchstaben auf die Mauer zu sprühen.

Beim zweiten Wort war er an dem offenen Fenster angelangt. Er warf einen Blick hinein und konnte sein Glück kaum fassen: Das Mondlicht fiel auf eine teure Ledertasche, die neben dem Bett stand! Die würde allein auf dem Schwarzmarkt von Soweto so viel einbringen, dass er gut einen Monat davon leben konnte. Aber sie war offen, und sein Herz klopfte wie rasend, als er sah, was darin war nicht nur eine teure Kamera, sondern gleich mehrere davon! Eine jede von ihnen würde ein Vermögen einbringen. Er legte seine Spraydosen weg.

Jetzt erst fiel sein Blick auf die Frau, die schlafend auf dem Bett lag. Sie hatte die Zudecke weggeschoben und lag auf dem Bauch, den Rücken ihm zugedreht, eine prächtige Mähne roten Haares über das Kopfkissen gebreitet. Ihr Körper hatte im Mondlicht die Farbe von Elfenbein.

In die glückliche Erregung des Bantus mischte sich Unbehagen. Das Gesetz war eindeutig: Jeder Farbige, der in das Schlafzimmer einer weißen Frau eindrang, wurde der versuchten Vergewaltigung angeklagt. Bei einem Schuldspruch brachte das zwanzig Jahre ein.

Aber die Ledertasche mit den teuren Fotoapparaten darin würde seinen Lebensunterhalt für einen noch längeren Zeitraum sichern.

Schnell und gewandt schwang er sich über das Fenstersims.

Dabei hörte er weiter das Bellen des Hundes.

Lila bewegte sich unruhig auf ihrem Bett. Die Wärme der Nacht und die Spannung, die sie stets auf einer solchen Mission erfüllte, hatten dazu geführt, dass sie immer wieder aufwachte und unruhig auf Ungewöhnliches lauschte. Warum bellte jetzt dieser Hund? Dieses faschistische Schwein von Polizeihauptmann hatte ihr gesagt, die Hunde von Trekfontein seien darauf abgerichtet, nur Kaffern zu verbellern. Wie schafften sie das, wenn es in der ganzen Gegend keinen Schwarzen gab, an dem sie das üben konnten?

Aber nicht das Hundegebell hatte sie ein weiteres Mal aufgeweckt - es war vielmehr ein Laut, den sie zuletzt in den Straßen von Beirut gehört hatte: das schwache, aber unverkennbare Zischen der Sprühdosen, mit denen dort im Schütze der Nacht die Sprayerbanden ihrer Tätigkeit nachgingen. Lila drehte sich gerade in dem Augenblick um, als sich der Bantu über die Fensterbrüstung schwang. Sie sah, wie sein Gesicht unter dem Schweiß plötzlicher Angst glänzte. Er hatte nichts in der Hand. Sie roch seine säuerliche Ausdünstung.

Eine Waffe hatte sie nicht bei sich. Bei keiner ihrer Missionen war sie bewaffnet, denn das bedeutete immer, eine Katastrophe heraufzubeschwören.

Der Mann verharrte wie gebannt, leise atmend - ein sprungbereites Tier.

Lila spannte sich. Wenn sie ihn an der Halsschlagader erwischte, würde sie ihn ausschalten können, ja ihn töten. Er bewegte sich nicht.

Lila tastete nach dem Alarmknopf in der in die Bettumrandung eingelassenen Konsole, in der sich auch die Bedienungsknöpfe für das Licht, den Fernseher und den Radioapparat befanden.

Der Geschäftsführer des Hotels hatte ihr erklärt, der Knopf sei direkt mit der Polizeistation verbunden, und dies sei ein Teil des



Tributs, den die Weißen hier dafür zahlen mussten, in einem Land zu leben, in welchem sie in zunehmendem Maße bedroht seien. Lila drückte auf den Knopf, und ein roter Schein flammte auf.

Mit wenigen Schritten war der Bursche durch das Zimmer gehuscht, hatte ihre Kameratasche geschnappt und sich wieder aus dem Fenster geschwungen.

Lila sprang zu seiner Verfolgung aus dem Bett. Als sie das Fenster erreichte, war der Bantu bereits am Rand des Verandadaches und dabei, an einem der Eckpfosten hinunterzurutschen. Er landete sicher und jagte davon.

Lila beugte sich aus dem Fenster und begann aus vollem Hals zu schreien: »Hilfe, ein Dieb! Haltet ihn!«

Weitere Hunde begannen zu bellen. Die ersten Lichter gingen an. Von der Polizeistation stürmte ein Uniformierter heran, in dem Lila den Polizeihauptmann erkannte.

Aber der Bantu war bereits in der Nacht verschwunden mit ihrer Kameratasche, in der sich das Anthrax-B-C befand!

Lila hatte sich gerade angezogen, als der Polizeihauptmann an ihre Zimmertür klopfte. Begleitet vom Geschäftsführer, trat er ein und ging sofort ans Fenster. »Was ist passiert?« fragte er. Lila erzählte es ihm.

Sie zitterte am ganzen Leib. Wenn sie das Fläschchen doch nur im Kleiderschrank oder in der Kommode versteckt hätte! Wenn sie doch nur das Fenster geschlossen gelassen hätte - lauter selbstverständliche Vorkehrungen. Sie aber hatte sich angestellt wie jemand bei seinem ersten Auftrag nicht zu glauben. Dafür brachte man Halbwüchsige in Beirut um. Raza würde sie töten!

Der Polizeihauptmann nahm sein Sprechfunkgerät auf. »Hier rennt ein Kaffer rum! Alarm für alle!«

Er wandte sich mit einem beruhigenden Lächeln Lila zu. »Na,

es sind zum Glück nur Ihre Kameras, gnä' Frau. Da hätte Ihnen weiß Gott Schlimmeres passieren können!« Draußen auf der Straße hörte man die ersten Stimmen, die auf die Schmierereien verwiesen. Der erste Polizei-Landrover war eingetroffen. Sein starker Scheinwerfer strahlte die aufgesprühten Parolen an.

Der Polizeichef hastete zur Tür hinaus, Lila und der Hotelgeschäftsführer folgten ihm.

Als sie auf die Straße traten, standen dort bereits drei weitere Landrover der Polizei. In jedem saßen zwei Uniformierte mit Gewehren. Die Straße entlang beugten sich die Menschen aus den Fenstern.

Der Polizeihauptmann griff nach einem Sprachrohr und brüllte hinein: »Hier spricht die Polizei! Wir verfolgen einen Kaffer auf der Flucht. Er könnte bewaffnet sein. Bleiben Sie in Ihren Häusern! Wenn Sie ihn sehen, benachrichtigen Sie die Polizeistation!«

»Bei dieser Dunkelheit werden Sie den niemals finden!« meinte Lila.

»Den schnappen wir!« versicherte er grimmig. Er ging auf den am nächsten stehenden Landrover zu.

Lila umklammerte seinen Arm. »Ich möchte Sie begleiten! Ich muss wissen, ob meine Fotoapparate unversehrt sind. Das ist eine Ausrüstung im Wert von zwanzigtausend Rand!«

»Okay, gnä' Frau, steigen Sie ein!«

Der Polizeichef gab seinen Leuten Weisungen: Ein Landrover sollte die Straße zum Reservoir nehmen, ein anderer die Straße nach Johannesburg, der dritte die Gegend um die Felsen absuchen.

»Setzt eure Suchscheinwerfer voll ein und veranstaltet so viel Lärm wie nur möglich - das wird den Kaffer in Panik versetzen. Er wird uns vor die Läufe rennen«, sagte der Polizeihauptmann mit einem lauten, bellenden Lachen. »Der wird sich nichts

sehnlicher wünschen, als niemals in unsere Nähe geraten zu sein!«

Lila quetschte sich zwischen dem Fahrer und dem Polizeichef in den Wagen, die kleine Kolonne von Landrovern donnerte die Hauptstraße von Trekfontein hinunter und trennte sich am Stadteingang.

»Der Kaffer muss mit irgendeinem Fahrzeug hergekommen sein«, erläuterte der Polizeichef, während der Wagen über die sandige Ebene holperte. »Aber ich könnte mir denken, dass er vor lauter Panik zu Fuß davonrennt. Diese Kaffern können problemlos fünfzig Meilen weit laufen - wie die Hyänen.«

»Was werden Sie mit ihm tun, wenn Sie ihn erwischt haben?« fragte Lila und klammerte sich an einer Strebe des Wagens fest.

»Erst müssen wir ihn haben«, sagte der Hauptmann.

Sie waren erst ein kurzes Stück gefahren, als eine Meldung durch das eingebaute Radiogerät ertönte.

»Hier ist Bravo eins - an alle Einheiten. Wir haben sein Motorrad am Fuß des Impi-Kop gefunden!«

Der Hauptmann sprach in sein Mikrofon: »Hier Einsatzleitung an alle. Bravo eins: Felsen absuchen. Er wird vielleicht versuchen, umzukehren, wenn ihr vorbei seid. Bravo zwei: Am Reservoir wenden und Suche fortsetzen. Bravo drei: Nach fünf Meilen umkehren - mehr kann selbst unser Kaffer nicht geschafft haben. Wir fahren in den Raum südlich der Felsen, falls er sich entschlossen hat, seinen weiten Heimweg zu Fuß zu unternehmen.«

Während sein Scheinwerfer unaufhörlich die Dunkelheit absuchte, zog der Landrover eine dicke Staubwolke hinter sich her. Der Mond war verschwunden. Weit im Osten zeigte sich ein erster Schimmer des heraufdämmernden Morgens. Über der weiten Ebene waren immer wieder die Scheinwerfer der anderen Fahrzeuge zu erkennen. Von Zeit zu Zeit erfolgte eine Radiomeldung, man sei auf etwas gestoßen, aber stets kurz

darauf eine neue Meldung, nein, der Gesuchte sei es doch nicht.

»Haltet euch daran!« bellte der Polizeichef. »Ich will den Kerl haben, bevor der Regen einsetzt!«

Der Landrover hoppelte gerade ein Gefälle hinunter. Der Hauptmann wandte sich grinsend Lila zu: »Sie schauen ja aus wie ein kranker Hund, gnä' Frau!«

Lila lächelte schwach. »Mein Chef schmeißt mich raus, wenn diese Kameras weg sind!«

Er tätschelte ihren Arm. »Ich werde Ihnen einen Bericht mitgeben, den Sie ihm vorlegen können. Der kann doch nicht Sie für das belangen, was so ein Kaffer anstellt!«

Raza aber würde sofort jemanden losschicken, wenn er von der Sache erfuhr. Nirgends würde sie sich verstecken können, er würde sie erbarmungslos jagen. Sie hatte das schließlich schon miterlebt - nur hatte sie dabei zu den Jägern gehört... »Was ist da vorn?« schrie plötzlich der Hauptmann und richtete den Scheinwerfer schärfer aus. Vor ihnen erstreckte sich die weite Ebene, unterbrochen von einzelnen Inseln mit dunklem Gebüsch, Bäumen und hohem Gras.

Der Strahl des Scheinwerfers traf auf eine Rinderherde ein paar hundert Meter vor ihnen. Sie war in voller Bewegung, laut muhend und immer schneller werdend.

»Es muss sie etwas aufgescheucht haben!« schrie der Polizeichef und griff nach seinem Mikrofon. »Einsatzleitung an alle Einheiten: Zusammenziehen um den Impi-Kop!«

Lila saß schweigend und wie betäubt neben ihm, beide Hände um das Armaturenbrett gekrallt, während der Landrover mit heftigen Sprüngen über das Land holperte. Sie fuhren um die Herde herum.

Vor ihnen stieg das Gelände zu einer Baumbestanden Kuppe an. »Mein Urgroßvater hat einen ganzen Kaffernstamm von hier vertrieben«, berichtete der Hauptmann stolz. »Nur er

und eine Handvoll junger Burschen. Er war erst sechzehn damals und konnte doch schon auf hundert Yards einen Bullen oder Kaffer in vollem Lauf treffen!«

»Dort!« schrie Lila plötzlich. »Dort drüben! Da hat sich was bewegt!«

Der Hauptmann richtete den Strahl des Scheinwerfers auf die Baumbestandene Kuppe.

Dort oben rannte der Bantu mit äußerster Kraft. Sein Kopf war zwischen die Schultern gezogen, die Arme schwingen gleichmäßig vor und zurück. Wie eine Maschine zog er mit gleich bleibend hoher Geschwindigkeit davon.

Lila sah, dass die Kameratasche auf seinem Rücken im Rhythmus seiner Schritte hin und her rutschte.

»Sie haben gute Augen, gnä' Frau«, lobte der Polizeichef. Dann sprach er in sein Mikrofon: »Einsatzleitung an alle: Der Kaffer ist am Impi-Kop. Alle herkommen für den Fall, dass er uns selbst entgeht!«

Er ließ den Scheinwerfer los, der daraufhin ziellos hin und her schwenkte, und griff nach dem Karabiner, der in der Halterung hinter der Sitzbank steckte.

Lila wandte ein: »Aber wenn Sie auf ihn schießen, könnten Sie meine wertvollen Fotoapparate treffen!«

Sie stellte sich vor, dass ein Querschläger das Parfümfläschchen traf - dann würde sie noch vor Einbruch der nächsten Nacht tot sein.

Der Landrover erreichte die ersten Bäume. Das Wäldchen hier oben war ausgedehnter, als Lila sich vorgestellt hatte. Unter den Bäumen war dichtes Unterholz. Der Fahrer brachte den Wagen zum Stehen, sprang hinaus und griff sich ein zweites Gewehr.

Der Polizeichef ließ wieder sein rauhes Lachen hören. »Wir werden unseren Kaffer wohl zu Fuß jagen müssen!«

Er stellte den Scheinwerfer so ein, dass sich dieser

automatisch hin und her bewegte und das Wäldchen mit seinem Strahl bestrich. Inzwischen war zu sehen, dass sich auch die anderen Landrover aus verschiedenen Richtungen näherten. »Kaffer, ergib dich!« brüllte der Hauptmann. »Du kommst hier nicht weg!«

Immer noch ein paar Schritten wiederholte er seine Aufforderung. Plötzlich bewegte sich zur Linken Lila ein Busch, und das Gesicht, das sie in ihrem Zimmer schwach wahrgenommen hatte, tauchte daraus auf. Der Bantu hob die Hände über den Kopf und blickte ängstlich auf die beiden Gewehre.

»Okay, Baas!« rief er. »Ich ergebe mich!« Der Polizeichef nickte. »Nimm diese Tasche von deiner Schulter, Kaffer!«

Der Schwarze gehorchte. Der Polizist trat zu ihm, nahm die Tasche und reichte sie Lila. Sie begann sofort darin herumzuwühlen.

Der Hauptmann fragte den Burschen: »Hast du was rausgenommen, Kaffer?«

Der schüttelte nachdrücklich den Kopf. »Nein, Baas, bestimmt nicht!«

Lila ertastete das Fläschchen. Sie befühlte es von allen Seiten - es war unbeschädigt. Sie begann wieder am ganzen Körper zu zittern.

»Ist alles da, gnä' Frau?« fragte der Hauptmann beflissen. Lila spielte ihm vor, alle Kameras zu zählen und zu überprüfen. Dann lächelte sie ihn an.

»Ja, es scheint alles in Ordnung zu sein!«

»Sehr gut, gnä' Frau. Und jetzt gehen Sie besser zum Wagen zurück«, sagte der Polizeichef ruhig.

Lila nickte - sie hatte begriffen. Sie drehte sich um und ging zu dem Landrover.

Hinter sich hörte sie, wie der Hauptmann im selben

gelassenen Ton zu dem Bantu sagte: »Na, Kaffer, du weißt ja selbst genau, dass du das besser nicht getan hättest. Und wenn nicht, dann hätte dir das Mister Mandela oder einer seiner Leute sagen sollen!«

»Baas, Sie bringen mich doch zur Polizeistation, ja?« fragte der Schwarze furchtsam.

Die Morgendämmerung stieg nun rasch herauf. Gerade trafen die anderen Landrover ein.

Lila hörte den Befehl des Polizeihauptmanns: »Umdrehen, Kaffer!«

Sie schaute zurück und konnte gerade noch sehen, wie der Hauptmann seine Waffe hob und das schwere Geschloß, das aus dieser kurzen Entfernung den Burschen in den Rücken traf, diesen nach vorn aufs Gesicht schleuderte.

Die beiden Beamten schleiften den leblosen Körper an den Armen zum Landrover und warfen ihn hinten hinein.

»Das Problem mit diesen Kaffern ist, dass sie immer zu fliehen versuchen.« Der Hauptmann seufzte und lud Lila mit einer höflichen Geste zum Einsteigen ein. »Die Vorschriften sind eindeutig - es sind alle notwendigen Mittel erlaubt, um ein Entkommen zu verhindern, besonders wenn es sich um einen so gefährlichen Burschen wie den da handelt. Wenn Sie nicht rechtzeitig den Alarmknopf gedrückt hätten, hätte er Sie vielleicht vergewaltigt oder gar ermordet. Wenn ein Kaffer wie dieser zu entfliehen versucht, muss man entschlossen handeln!«

Sie fuhren schweigend nach Trekfontein zurück. Dort waren die Leute schon damit beschäftigt, die aufgespritzten Parolen abzuwaschen, und sie jubelten dem vorbeifahrenden Konvoi der Polizeifahrzeuge zu.

Als Lila wieder das Hotel betrat, wartete der Geschäftsführer bereits auf sie. In seiner Hand hielt er eine Mitteilung. Als er sah, dass sie ihre Kameratasche wiederhatte, strahlte er vor Erleichterung.

»Sieht aus, als ob Sie uns verlassen müssten!« rief er ihr entgegen. Er blickte auf den Zettel in seiner Hand. »Ihr Auftraggeber hat angerufen. Er möchte, dass Sie den nächst erreichbaren Flug nach Athen nehmen. Ich habe gleich nachgeschaut - heute Abend um zehn geht ein Flugzeug von Johannesburg ab!«

»Vielen Dank«, sagte Lila.

Plötzlich fühlte sie sich regelrecht ausgehungert. Razas Anruf besagte, dass alles planmäßig verlief. Die Stunde war gekommen, ihren Auftrag auszuführen.



Morton saß in einem bequemen Sessel im fensterlosen »Informationsraum« unmittelbar neben Karschoffs Büro. Während einer Krise hatte ihn der Ministerpräsident zu seiner Beruhigung gern in unmittelbarer Nähe. Seit der Bekanntgabe von Razas Forderungen waren zweiundzwanzig Stunden verstrichen.

Ein übergroßer Schreibtisch und der Sessel bildeten die einzige Möblierung des Raumes, der im übrigen mit hochmoderner Elektronik und audiovisuellem Gerät voll gestopft war. Der Raum war ein verkleinertes Gegenstück zum »Krisenstabraum« auf der anderen Seite des Amtszimmers des Ministerpräsidenten. Seit den Bombenanschlägen war dieser Raum von einer Gruppe von Strategen besetzt. Morton steuerte ihre Tätigkeit über eine Fernseh-Konferenzschaltung, blieb aber selbst ungestört für sich in seiner Klausur.

Dort befand sich an einer Wand eine Reihe von Monitoren. Sie versetzten Morton in die Lage, direkt die Entwicklungen in London, Paris, Washington und am Amtssitz der Vereinten Nationen in New York zu verfolgen. Über weitere Bildschirme empfing er Informationen von Interpol und den verschiedenen europäischen Polizeikräften, die in die Jagd nach den Bombenlegern eingeschaltet waren.

Eine Reihe von Zellen der IRA war ausgehoben worden und ebenso ein Nest von Bombenherstellern in Holland, die für türkische Terroristen in Deutschland tätig waren. Aber es hatte keine Spur von dort zu den Bombenanschlägen auf die Hotels geführt.

Nach kurzer Diskussion hatte der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen beschlossen, die Forderung zurückzuweisen, dass

Israel sich aus seinem Territorium zurückziehen und seine Atomwaffen vernichten solle. Diese Entscheidung war dann der Vollversammlung zur Ratifizierung vorgelegt worden. Die Debatte darüber hatte zehn Stunden gedauert, schließlich hatte eine überwältigende Mehrheit die Entscheidung des Sicherheitsrates gebilligt, acht arabische Staaten hatten sich der Stimme enthalten.

In Paris, London und Washington dauerten die Krisensitzungen der Kabinette an, nachdem man übereinstimmend mitgeteilt hatte, die Bombenattentäter würden unerbittlich verfolgt.

Die mit der Förderung von Öl und Bodenschätzen beschäftigten internationalen Konzerne hatten geschlossen die an sie gestellten Forderungen zurückgewiesen.

Bitburg war auf einem der Monitore erschienen, um zu verkünden, dies sei das erste Mal seit dem Golfkrieg, dass die Welt gemeinsam zur Bekämpfung des Terrorismus entschlossen sei. Dies war die äußerst mögliche Form seines Eingeständnisses, dass er sich in seiner Einschätzung Razas getäuscht hatte.

Seitdem waren die Zeiger auf der großen Wanduhr über Mortons Schreibtisch um eine weitere Stunde vorgerückt. Unter die Uhr hatte Morton einen großen Karton gehängt, auf den er in dicken Buchstaben *Erster Endtermin* gemalt hatte. Es war eine ständige Mahnung an die verbleibende Zeit bis zu der von Raza angedrohten zweiten Attacke. Sie war nun schon auf weniger als zwei Stunden zusammengeschrumpft.

Vor wenigen Minuten war auf dem Monitor, den man mit *Arabische Reaktionen* gekennzeichnet hatte, der Text eines Aufrufs von Ayatollah Muzwaz erschienen.

Der Aufruf lautete im wesentlichen, die islamische Welt müsse angesichts dieser Provokationen der Ungläubigen wachsam bleiben. Anschließend wiederholte Muzwaz seine

sattsam bekannten Anschuldigungen gegenüber Israel, dem Westen, dem Kapitalismus und Imperialismus.

Wieder tauchte Bitburg auf dem Bildschirm auf. Seine Augen waren ruhig, seine Haltung gelassen.

»Reine Schaumschlägerei, David! Muzwaz weiß jetzt, dass Raza mit diesen Anschlägen eine riesige Fehlkalkulation unterlaufen ist. Wenn er vorher Raza unterstützt haben sollte, wird er das jetzt mit Sicherheit nicht mehr tun.«

»So sicher bin ich da leider nicht«, entgegnete Morton. »Dieses Gerede von der Wachsamkeit angesichts von Provokationen könnte bedeuten, dass Muzwaz seine Leute auf den nächsten Schritt vorbereiten will. Es ist Saddams alter Trick - den Leuten einzureden, sie würden angegriffen. Wenn Raza weitermacht, könnte Muzwaz das als ›präventive Selbstverteidigung‹ zu verbrämen suchen.«

»Sie täuschen sich, David! Muzwaz ringt verzweifelt um ein paar Tage Luft, weil er das braucht. Aber jetzt, da jeder fest bleibt, wird er wissen, dass Raza keinen Erfolg haben kann, egal, was er tut. Daher versucht er, sein Pulver trockenzuhalten bis zu einer besseren Gelegenheit. Und Raza kann niemals mit dieser Reaktion auf seine Bombenanschläge gerechnet haben. So etwas gab es noch niemals zuvor. Schauen Sie sich doch Ihre Monitore an - die ganze Welt greift zu den Waffen! Das beste, worauf Raza noch hoffen kann, ist, unerwischt untertauchen zu können!«

Morton konnte sich nicht genug wundern - wie gelangte ein Mensch wie Bitburg nur in eine so hohe Position?

»Ich muss daran erinnern, dass er das Anthrax-B-C hat«, entgegnete er trocken.

»Das sagen Sie! Warum hat er es denn dann nicht benutzt? Das hätte doch viel mehr gebracht als jetzt diese sinnlosen Forderungen!«

»Ich habe Ihnen ja berichtet, was mir der ›Syrer‹ mitgeteilt

hat.«

Bitburg schüttelte bedächtig den Kopf. »Diese Hotels hat er uns jedenfalls nicht nennen können. Und es ist das gleiche mit Razas weiteren Plänen. Das ist doch alles sehr vage. Und was immer er auch ausgekocht haben mag, inzwischen hat er das mit großer Wahrscheinlichkeit aufgegeben.«

»Wir wollen es abwarten!«

»Ach, warum sind Sie nur so verbohrte?«

»Nennen Sie es eine innere Ahnung.«

Bitburg schüttelte noch immer den Kopf, als sein Bild vom Schirm verschwand.

Morton starrte eine Weile den leeren Bildschirm an, dann setzte er sich an seinen Textcomputer und tippte rasch eine Zusammenfassung von Bitburgs Stellungnahme ein.

Er kannte inzwischen auch das Schicksal von Steve und Dolly, er hatte es von Füller erfahren.

Harry Fuller war im Londoner New Scotland Yard stellvertretender Leiter der Kriminalpolizei - Assistant Commissioner Crime -, und er hatte dieses Amt schon so lange inne, dass jeder ihn nur nach den Anfangsbuchstaben seiner Dienstbezeichnung den »ACC« nannte. Morton hatte mit ihm schon sicher ein Dutzend Mal zusammengearbeitet.

Der ACC hatte seinen Anruf an seinem Autotelefon mitten im Chaos rund um das Connaught-Hotel entgegengenommen. Er hatte ihm, ohne ihn zu unterbrechen, zugehört und ihm dann ruhig gesagt, wenn es ihm in irgendeiner Weise ein Trost sein könne, Steve und Dolly hätten jedenfalls nichts gespürt - so wenig wie die übrigen zweiunddreißig Todesopfer.

Morton hatte dann Tante Hannah angerufen, die hemmungslos geweint hatte. Als er dem Ministerpräsidenten die Todesnachricht überbrachte, hatte dieser lange und kräftig auf polnisch geflucht. Morton erinnerte sich daran, dass Steve und

Karschoff jahrelang in derselben Synagoge gebetet und die jüdischen Festtage gemeinsam gefeiert hatten. Der Ministerpräsident hatte versprochen, Israels einzige Concorde loszuschicken, um die Leichen heimzuführen.

Dann hatte man sich um die laufenden Geschäfte kümmern müssen.

Morton hatte sich von Matti eine Kopie des Tonbands überspielen lassen, das von der Botschaft der Terroristen bei Associated Press mitgeschnitten worden war, und Lou beauftragt, sich nach Washington zu begeben, um sich dort mit dem CIA und dem FBI in Verbindung zu setzen.

Dann hatte er Lester Finel, der der Computerabteilung des Mossad vorstand, beauftragt, seine Mitarbeiter auf eine Identifizierung der Bombenleger anzusetzen. Außerdem hatte er Chantal Bouquet, die Leiterin des Auslandsnachrichtendienstes, um ihr persönliches Engagement gebeten, da keiner so gut wie sie die Verzweigungen der Bombenlegerszene kannte. Warum nur hatten die französischen, britischen und amerikanischen Geheimdienste nicht den geringsten Hinweis erhalten? Nur schlechte Arbeit - oder steckte mehr dahinter? Vor der Lockerbie-Geschichte hatten die Deutschen entscheidende Informationen unterdrückt, weil sie ein schlechtes Licht auf ihre eigene Tätigkeit warfen.

Die Psychologische Abteilung war gebeten worden, eine Liste über die möglichen Optionen der radikalen arabischen Führer zusammenzustellen. Würden sie Muzwaz unterstützen - und hielten die Mullahs die Zeit für angebrochen, den Heiligen Krieg zu eröffnen?

Die Abteilung Verdeckte Ermittlungen sollte eine Liste möglicher Kandidaten aufstellen, die man in die Organisation einschleusen konnte.

Der ACC hatte auch bereits dreimal angerufen wegen der weiteren Explosionen im Savoy, im Claridge und im Berkeley-

Hotel. Es war die schlimmste Verwüstung, die London seit den Luftangriffen Hitlers erlebt hatte.

Lacoste, der stellvertretende Leiter des französischen Geheimdienstes, hatte entsprechende Informationen über die Auswirkungen der Anschläge in Paris beige-steuert. Im Hotel Maurice hatte es fünf Stockwerke getroffen, und schon jetzt waren vierzig Todesfälle zu beklagen. Im »George V« hatte man bisher fünfzig Leichen geborgen. Die Frontseite des Grand-Hotels war auf zwei Busse gestürzt, die vollbesetzt gerade von einer Stadtrundfahrt zurückgekehrt waren. Man rechnete mit hundert Todesopfern. Im Hotel Crillon hatte man inzwischen siebzig Tote identifiziert, befürchtete aber noch wesentlich mehr.

Lacoste hatte hinzugefügt, das sei der Preis dafür, dass man zugelassen hätte, Frankreich zu einem Paradies für Terroristen zu machen. Die kalte Wut hinter seinen Worten war nicht zu überhören.

Verschiedene französische Regierungen hatten den Geiselnehmern von Beirut riesige Summen für die Freilassung französischer Staatsangehöriger bezahlt und sich auf Geschäfte mit der PLO und Saddam Hussein eingelassen.

Frankreichs einst gerühmte Sicherheitskräfte waren lahm geworden und demoralisiert. Nur Männer wie Lacoste waren dort entschlossen, den Kampf gegen den Terrorismus zu wagen und weiterzuführen.

Der Ärger lag immer noch unverkennbar auf Lacoustes hagerem Patriziengesicht, als es erneut auf dem Bildschirm auftauchte.

»Wir haben jetzt immerhin vage Beschreibungen der vermutlichen Bombenleger durch Hotelangestellte, die sich an reich und vornehm gekleidete Araber mit aufwendigem Gepäck erinnern«, teilte er mit.

»Können Sie das an Finel faxen? Wir vergleichen das mit

allem, was wir haben. Eines steht jedenfalls fest - Razas Terroristen verstehen es immer, die Leute mit ihrem Auftreten zu blenden!«

Lacouste knurrte. »Wir haben einen Portier, der sich an einen Araber erinnert, der ein paar Stunden vor der Explosion aus dem Hotel Maurice abgereist ist. Und ein Zimmermädchen kann sich an das Schild ›Bitte nicht stören!‹ an der Tür dieses Arabers erinnern. Sie findet allerdings, daran sei nichts Ungewöhnliches gewesen.«

»Das gleiche hören wir auch aus den anderen Hotels, Pierre. Die Bombenleger sind angereist, haben ihre Zimmer mit dem Sprengstoff und entsprechenden Zeitzündern gespickt und sind abgehauen. Der ständige Alptraum eines jeden Hotelbesitzers ist Wahrheit geworden. Das Wunder dabei ist eigentlich nur, dass das nicht schon viel früher passiert ist.«

Lacouste gab ein neues Knurren von sich. »Ist das Tonband eine Hilfe?«

Auch er und der ACC hatten die Tonbandaufnahmen überspielt, die in London von der Press Association und in Paris von der Agence France Presse mitgeschnitten worden waren. Sie waren identisch mit jenem Band, das in New York aufgenommen worden war. Morton hatte sie mehrfach abgespielt und sie dann an seine Abteilung Sprachanalyse geschickt, deren Techniker zu den besten ihres Fachs gehörten.

»Nichts Neues bisher. Sobald ich was habe, lasse ich es Ihnen sofort durchgeben«, versicherte Morton.

Lacoustes zerknittertes Gesicht war nachdenklich. »Herzlichen Dank, David. Meinen Sie, Raza schlägt noch einmal zu?«

»Ja.«

»Ich auch. Aber wo?«

»Ja, wenn man das wüsste!«

Beide lachten leise und völlig freudlos.

Kurz darauf piepste der Monitor, der das Endglied der Satellitenverbindung nach Washington bildete. Morton drückte auf einen Knopf, und kurz darauf erschien das Gesicht von Lou Panchez auf dem Bildschirm, der zur Berichterstattung auf seine Notizen hinunterschaute.

»Der FBI ist sich aufgrund der Tonimpulse sicher, dass der Anruf bei Associated Press von außerhalb des Kontinentalgebiets der Vereinigten Staaten erfolgte. Sie tippen dabei auf eine Entfernung zwischen fünf- und achttausend Meilen.«

Morton drehte sich um und warf einen Blick auf die große Landkarte an der Wand. Dann wandte er sich wieder dem Bildschirm zu.

»Das reicht von den Philippinen im Pazifik über ganz Südeuropa und bis nach Asien hinein. Kriegen die denn das nicht ein bisschen genauer hin?«

»Ich mach' weiter Druck!«

»Sag ihnen, die Franzosen und Briten seien der Meinung, ihre Anrufe seien aus Europa erfolgt!«

»Geht klar.«

»Hört man was aus dem Weißen Haus, Lou?«

»Noch nichts Konkretes. Aber es scheint auf eine Übereinstimmung darüber hinauszulaufen, dass Raza sich jetzt erst still verhält, weil man überall auf der Jagd nach ihm ist.«

»Sie täuschen sich, Lou«, sagte Morton nur und beendete damit das Gespräch.

Verdammter Bitburg - er hatte erfolgreich sein Öl in die Wogen gegossen, die geradezu darauf gewartet hatten, geglättet zu werden!

Morton wandte sich seinem Computer zu. Er war auf mögliche Ziele für Raza programmiert worden und hatte davon



nicht weniger als fünfzehntausend in Europa, Nordamerika, Afrika, Australien und Asien ausgespuckt. Morton aber hatte sie verworfen als entweder zu auffällig oder nicht wichtig oder bekannt genug für weitere Anschläge, die den Hotelzerstörungen entsprachen.

Daher programmierte er den Computer jetzt neu für die Suche nach Zielen, die sowohl ungewöhnlich als auch von herausragender Bedeutung waren. Dann begab er sich zum Ministerpräsidenten.

Karschoff war allein und kämpfte sich durch den Berg von Mitteilungen, die auf seinem Schreibtisch gelandet waren. Aus dem Vorzimmer konnte man die Stimmen von Mitarbeitern hören, die eintreffende Gespräche für ihn höflich abwimmelten.

Der Ministerpräsident schaute hoch. »Plötzlich hat die ganze Welt das Bedürfnis, mir zu versichern, alles werde gut ablaufen. Nicht zuletzt natürlich Walter Bitburg. Und wie sieht das damit bei Ihnen aus? Wollen Sie einen alten Mann glücklich stimmen?«

Morton blickte in das sorgenvolle Gesicht. »Ich wünschte es mir wirklich, Herr Ministerpräsident!«

Auf Karschoffs Gesicht lag ein gequälter Ausdruck.

»Wissen Sie, womit die jetzt wieder anfangen? Damit natürlich, dass alles sicher noch leichter ginge, wenn wir vernünftig wären. Schon beginnen sie zu murmeln, wie es denn mit ein paar kleinen Zugeständnissen wäre. Nur so ein bisschen Land vielleicht - wie wäre es denn mit dem Gazastreifen? Obwohl eigentlich die Westbank noch besser wäre... Überlasst doch, sagen sie, das eine oder andere den Arabern - gleich beides wäre freilich noch besser -, und wir werden dafür sorgen, dass ihr keine Probleme mehr mit diesem Raza habt. Keine Rede davon, dass das ein Paktieren mit dem Terrorismus durch die Hintertür ist. Keine Rede davon, dass schließlich nicht wir diese Bombenanschläge veranlasst haben. Das interessiert jetzt alles

erst mal gar nicht, sagen sie. Wir müssten jetzt eben unseren guten Willen zeigen, meinen sie. Immer wir, wir, wir - immer!«

Morton konnte schon gar nicht mehr zählen, wie oft er hier an diesem Platz gestanden und sich gemeinsam mit dem Ministerpräsidenten darüber geärgert hatte, dass die Welt zu gern dazu neigte, Israel die Schuld zu geben.

»Wie steht's mit London und Washington?«

»In zwei Stunden möchten sie eine Konferenzschaltung durchführen. Der Präsident braucht die Zeit offenbar noch, um seine Ansprache einzustudieren. Wenigstens braucht der englische Ministerpräsident das nicht«, maulte Karschoff.

Diese Fernsehkonferenz würde im Studio neben dem Büro des Ministerpräsidenten stattfinden.

Karschoff trat ans Fenster und starrte in die Nacht hinaus.

Der Himmel war voller Sterne, glitzernd und strahlend, weit und unerreichbar.

»Haben Sie gewusst, David, dass während der UNO-Debatte einer der afrikanischen Delegierten gesagt hat, die beste Lösung wäre doch, die Juden in den Weltraum zu befördern?« Er drehte sich um und schaute Morton ernst an. »Dies ist die erste wirkliche Heimat, die ich habe. Ich habe dafür in drei Kriegen gekämpft. Und ich habe viele gute Leute gekannt, die dafür gefallen sind. Eines weiß ich genau was Raza auch immer tun wird, Israel bleibt bestehen!«

»Ich höre das sehr gern, Herr Ministerpräsident. Aber der Druck wird sich verstärken, Sie haben es ja selbst schon gesagt. Jeder wird von Ihnen Konzessionen erwarten.«

Die Wut brach bei Karschoff durch. »Wir geben nichts! Unser ganzes Leben lang haben wir gegeben - unsere Menschen, unser Blut, unser Land. Damit ist jetzt Schluss!« Er begann umherzugehen, und bei jedem Schritt steigerte er sich in einen noch größeren Zorn hinein. »Seit über vierzig Jahren werden wir

von Leuten wie diesem Raza bedroht. Während dieser Zeit sind mehr Angehörige unseres Volkes dem Terrorismus zum Opfer gefallen als Angehörige sämtlicher übrigen Völker der Welt insgesamt. In einem einzigen Jahr sind unter den Juden mehr Terrorismusopfer zu beklagen als in Nordirland innerhalb von zehn Jahren! Ob München, Wien, Rom oder Paris - es gibt kaum eine Stadt, in der nicht jüdisches Blut vergossen wurde. Und jedes Mal haben wir gesagt, dass wir uns nicht von hier vertreiben lassen. Dies ist das Land unseres Gottes, unserer Religion, unseres Volkes. Und niemand wird es uns wegnehmen - niemand!«

Morton hatte schweigend zugehört. Er verstand und unterstützte nicht nur voll und ganz die Haltung Karschoffs, sondern durfte nun auch sicher sein, dass dieser das billigen würde, was er jetzt vorschlagen wollte.

»Herr Ministerpräsident«, begann er behutsam, »wir müssen dafür sorgen, dass auch Raza das begreift. Das wird ihn hervorlocken und neu anstacheln. Und wir müssen dann dafür sorgen, dass seine nächste Unternehmung auch seine letzte sein wird!«

Karschoff starrte ihn eine ganze Weile nachdenklich an. »Wie können Sie dessen so sicher sein?«

»Weil ich weiß, dass sich in allem, was Raza tut, seine einzige Schwäche zeigt: übersteigertes Selbstvertrauen. Das hat sich in London und in Berlin erwiesen. Andere Terroristen hätten niemals so etwas gewagt. Aber Raza tat es - weil er von dem Bedürfnis angetrieben wird, sich selbst zu beweisen. Auch diese Bombenanschläge auf die Hotels bestätigen das. Und jetzt wird er unbedingt etwas noch Aufsehererregenderes durchführen wollen.«

»Und was könnte das sein - den Vatikan in die Luft jagen oder den Buckingham Palace? Oder die Golden Gate Bridge zum Einsturz bringen?«

»Durchaus möglich - aber ich glaube das eigentlich nicht. Ich glaube, dass er auf etwas wirklich Ausgefallenes aus ist. Auf irgend etwas, das ihm zumindest in bestimmten Kreisen ein bisschen von Schadenfreude ausgelöste Sympathie einbringt.«

»In welcher Richtung etwa?« wollte Karschoff wissen.

Morton schüttelte den Kopf. »Im Augenblick weiß ich das tatsächlich noch nicht. Aber ich habe den Suchcomputer darauf angesetzt.«

»Und was haben Sie mir dabei für eine Rolle zugedacht?«

»Sie brauchen nur so fest zu bleiben wie immer. Keine Zugeständnisse. Sagen Sie aller Welt klipp und klar, dass sich Israel nicht einschüchtern lässt. Das allein könnte schon genügen, ihn herauszulocken. Und jemand, der die Beherrschung verliert, ist immer leichter zu erledigen als ein anderer.«

Eine ganze Weile erfüllte Schweigen den Raum. Karschoff war wieder ans Fenster getreten und starrte hinaus. Schließlich wandte er sich Morton zu.

»Gut, ich will tun, was Sie empfehlen. Bitburg wird das nicht sonderlich schmecken, aber ich werde schon mit ihm fertig werden. Und auch sehr vielen anderen Leuten wird das gar nicht gefallen - aber ich will mich bemühen, sie zu überzeugen.«

»Ich danke Ihnen, Herr Ministerpräsident!« Karschoff legte eine kurze Pause ein, und Morton wartete aufmerksam. »Außerdem werde ich veranlassen, dass unsere Laboratorien in großer Menge dieses PEG-Enzym herstellen. Aber das muss geheim bleiben, um eine Panik zu vermeiden.« Karschoff fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. »Und außerdem möchte ich, dass Sie sich während dieser Fernsehkonferenz zur Verfügung halten.«

Morton ging in den Informationsraum zurück. Dort war der Honeywell-Computer noch immer mit seiner Suche beschäftigt. Er gab die Weisung ein, sich nach Erfüllung der Aufgabe mit

einem lauten Piepston zu melden, und verließ dann den Raum.

Lila stand am Rand des Reservoirs und schaute dem Parfümfläschchen nach, das sie an ein kleines Stück Treibholz gebunden hatte. Es trieb langsam mit der Strömung davonauf das Schleusentor zu, wo es zerschellen würde. Als sie es aus den Augen verloren hatte, stieg sie in den Mietwagen und fuhr in Richtung Johannesburg.

Es war noch mitten am Nachmittag, und sie hatte reichlich Zeit, den Achtuhrflug nach Nairobi zu erreichen. Dort würde sie in eine Lufthansamaschine nach Athen umsteigen. Diese Änderung gegenüber der Direktverbindung mit Olympic Airways um zehn, die ihr der Geschäftsführer des Hotels empfohlen hatte, war eine routinemäßige Vorsichtsmaßnahme.

Irgendwie wichtig war es freilich nicht. In ein paar Stunden würde in Trekfontein niemand mehr leben, der sie beschreiben konnte.

Zwanzig Minuten später, nachdem Morton die Arbeitsräume des Ministerpräsidenten verlassen hatte, unterzog er sich den drei voneinander unabhängigen Sicherheitskontrollen, die für den Zugang zum Mossad-Hauptquartier, einem graubraunen Hochhaus an der Straße nach Jerusalem, erforderlich waren. Er schob seine farbige Plastikausweiskarte in den entsprechenden Schlitz, und die Aufzugstür öffnete sich vor ihm und schloss sich dann wieder. Einen Augenblick später verkündete eine Stimme vom Tonband, man befinde sich nun im siebten Stock, und lautlos öffnete sich die Aufzugstür wieder.

Morton sah sich einer soliden Stahltür gegenüber, in der Wand daneben befand sich eine Sprechanlage. Morton sprach das Codewort hinein, der angeschlossene Computer bestätigte es als richtig, dann öffnete sich die Tür. Morton hatte den täglichen Wechsel des Codewortes veranlasst, immer eine Minute vor Mitternacht - eine symbolische Mahnung, dass Israel einen weiteren Tag überlebt hatte.

Unmittelbar hinter der Tür befand sich das ausgedehnte Großraumbüro der Einsatzzentrale. Die hier herrschende unerwartete Stille wurde von dem Leuchten Dutzender von Computerbildschirmen nur noch unterstrichen. Doch die Ruhe trog: Rund um die Uhr waren hier Spezialisten mit Planung, Bewertung und Einsatzvorbereitung beschäftigt.

Morton wandte seine Aufmerksamkeit sofort einer der beiden Relief-Landkarten zu, die sich an gegenüberliegenden Wänden des Raumes befanden. Wichtige Punkte waren mit Lämpchen gekennzeichnet - rote standen für einen jeden arabischen Militärflugplatz von Marokko bis in den Iran, gelbe für Raketenstützpunkte, blaue für Nachschubdepots. Keines der

Lämpchen jedoch brannte - Israels Feinde hatten noch nicht mobilisiert.

Die zweite Karte zeigte demgegenüber die Kampfbereitschaft Israels. Jeder Stützpunkt von nördlichen Galiläa bis in die Ghor-Senke war alarmiert. Wo einst Sodom und Gomorrha gestanden hatten, befanden sich jetzt Raketenstellungen, und sie waren feuerbereit. Weitere Raketenstellungen, ebenfalls in Feuerbereitschaft, fanden sich längs des Toten Meeres. Zwischen ihnen verstreut waren Batterien mit Patriots, wie sie Saddams Scud-Raketen vom Himmel geholt hatten. In der Nähe Jerusalems standen, in mächtigen Silos gesichert, Israels mächtigste Raketen mit dem Spitznamen »Friedensstifter«. Mitten in der Negev-Wüste auf der Reliefkarte blinkte eifrig ein rosafarbenes Lämpchen - Israels Produktionsstätte für Atomwaffen dort war in voller Alarmbereitschaft.

Der Chef der Abteilung Verdeckte Ermittlungen eilte herbei. Er war der letzte aus dem Team, das im Jahre 1960 Adolf Eichmann in Argentinien aufgespürt und aus dem Land gebracht hatte. Bei dem Prozess in Israel war Eichmann wegen Völkermordes zum Tode verurteilt und dann hingerichtet worden.

»Ich hätte zehn Leute für diese Aufgabe, alles Männer. Brauchen Sie auch eine Frau dafür?«

»Ich würde gern eine Frau dafür nehmen, wenn es eine wäre wie Michelle!«

Der Abteilungsleiter seufzte. »Eine zweite Michelle habe ich leider nicht. Aber sagen wir mal: anders, aber möglichst gleich gut. Ich will's versuchen.«

»Gut.« Morton nickte. »Nachricht aus Rom?«

»Wolfie hat mitgeteilt, dass sie sich eingenistet haben. Er meint, diese Bombenanschläge würden seine Aufgabe vielleicht etwas erleichtern. Al-Najaf wäre sicher freudig erregt - und das erleichterte es immer etwas.«

»Leicht ist so was nie, Abi«, knurrte Morton. »Allenfalls ein ganz kleines bisschen weniger schwer.«

Abi war ein guter Mann, aber schon zu lange nicht mehr an der Front gewesen.

Morton wandte sich ab und ging zu einer dick gepolsterten Tür hinüber, hinter der die Ton- und Stimm-Analytiker saßen. Die Wände des Raums waren mit Lautsprechern und Wiedergabegeräten bestückt, und auf einem riesigen Arbeitstisch in seiner Mitte standen Tonbandgeräte, Oszillographen, Übertragungs-, Kopier- und Schneidegeräte sowie Apparaturen, deren Aufgabe er auf den ersten Blick auch nicht hätte erkennen können. An ihnen blinkten farbige Lichter, und Kurven liefen über Anzeigeschirme.

Vor jedem Wiedergabegerät saß ein Mitarbeiter oder eine Mitarbeiterin und ließ sich immer und immer wieder das Tonband mit Razas Botschaft durch die Kopfhörer vorspielen - in immer wieder anderen Tonhöhen und Geschwindigkeiten.

Der Abteilungsleiter wiegte, in seine Arbeit an dem großen Mitteltisch vertieft, den mächtigen kahlen Schädel hin und her. Der ganze Mossad nannte ihn nur mit seinem Spitznamen »Dickerchen«.

Er war gerade mit dem Überspielen eines Tonbands beschäftigt und winkte Morton zu sich.

Neben ihm stand ein älterer Mann mit hängenden Schultern, der Verhaltensforschungsspezialist der Abteilung.

»Nun, wie geht's voran?« fragte Morton.

»Ganz gut«, meinte Dickerchen. »Wir wissen immerhin inzwischen, dass es sich bei dem Tonband um ein Fabrikat von Sony handelt, dass nur in den Nahen Osten geliefert wird.«

Mit seiner fleischigen Patschhand wies er auf die zahlreichen Geräte ringsum. »Außerdem sind wir zu der Überzeugung gelangt, dass die Frau aus Griechenland stammt, aber lange



genug in Beirut gelebt hat, dass sich das auf ihre Aussprache von Vokalen auswirkt. Sie muss irgendwo zwischen fünfundzwanzig und vierzig sein, und sie unterdrückt bei ihrer Ansprache eine Menge Ärger.«

Morton wandte sich an den Verhaltensforscher. Er hatte ihn bei seiner letzten Rekrutierungskampagne »eingekauft«. Der Mann hatte noch den dozierenden Ton an sich, den er von seiner Lehrtätigkeit an der Harvard-Universität mitgebracht hatte.

»Der Spannungsgrad in ihrer Stimme weist auf unterdrückte Schuldgefühle hin - wir würden es ›Gewissen‹ nennen. Das wird aber nur bei bestimmten Wörtern spürbar, wie ›Zionisten‹, ›Israel‹, ›brutale, faschistische Gesellschaft. Sie wird eindeutig von tiefem Hass angetrieben. Sie war offenbar, um bestehen zu können, gezwungen, bewusst jede Fähigkeit zu normalem menschlichem Fühlen auszuschalten - ausgenommen in Bezug auf ihre religiöse Überzeugung. Diesbezüglich ist sie offenkundig fanatisch. Keiner der üblichen Konflikte und Zweifel. Sie ist ganz eindeutig überzeugt davon, dass das, was sie tut, nicht nur nicht verwerflich ist, sondern absolut gerechtfertigt.«

»Solche wie sie habe ich tausendfach in Beirut erlebt«, sagte Morton ruhig. »Sie sind beängstigender als die Männer.« Einer der Techniker trat von seinem Wiedergabegerät zu

Dickerchen hinüber. »Sie muss eigentlich lispeln«, sagte er. »Wenn ich sie richtig erwische, wird das deutlich. Sie hat zum Beispiel offensichtliche Schwierigkeiten mit ihrem ›ch‹.«

Der Mann war zwanzig Jahre lang Sprachtherapeut in Montreal gewesen, ehe er zum Mossad übergewechselt war.

Dickerchen notierte etwas auf den vor ihm liegenden Notizblock und wandte sich wieder an den Verhaltensforscher. »Wie passt sie denn in Posts Erfassungsrahmen?«

Als Leiter der Psychologischen Abteilung beim CIA hatte Dr. Jeremy Post ein Schema entwickelt. Demzufolge hatten viele

Terroristen ein verpfushtes Leben geführt, ehe sie sich einer solchen Gruppe anschlossen.

Der Verhaltensforscher dachte kurz nach und sagte dann: »Da passt sie sehr gut hinein. Ihre Sprechmuster lassen in starkem Maße vermuten, dass sie zum ersten Mal ein wirkliches Zugehörigkeitsgefühl empfindet, seit sie dieser terroristischen Gruppe angehört. Aus ihrer Sprechweise geht klar hervor, dass sie davon überzeugt ist, die Gruppe werde sie vor jeder Gefahr beschützen. Und sie braucht dieses Bewusstsein, um in der feindlichen Welt bestehen zu können. Daher wird sie mit ungewöhnlicher Brutalität reagieren, wenn sie das Gefühl hat, das Überleben der Gruppe sei bedroht. Auf solche Weise wird eben der Zusammenhalt einer solchen Gruppe gesichert.«

Morton nickte. Er hatte gleiches bei Verhören gefangener Terroristen festgestellt. Sie waren bereit, alles auf sich zu nehmen, um das Leben ihrer Genossen zu schützen, erinnerte er sich, während er zum Direktor der Abteilung Psychologische Bewertung hinüberging.

Er durchschritt die äußere Tür, einen Zwischenvorhang aus Filz und dann die innere Tür. Der Raum dahinter war nur von einer kleinen Spotlampe erhellt, deren Schein genau auf die gefalteten Hände eines Mannes fiel, der auf einer altmodischen Befragungscouch an der einen Wand lag.

»David«, flüsterte eine Stimme von der Couch her, »treten Sie nur ein, ich denke gerade über Sie nach.«

Morton schloss leise die Tür hinter sich. Auf der Couch war eine Bewegung zu erkennen, dann hörte man das Geräusch eines Lichtschalters, und der Raum wurde in ein leicht rötliches Licht getaucht.

Jedes Mal, wenn Morton hierher kam, dachte er, dass allerhöchstens Steve es schaffen könne, so viele Bücher in einem so kleinen Raum unterzubringen. Sie füllten nicht nur bis auf die kleinste Ecke sämtliche Regale, sondern waren auch

noch auf dem Boden in Stapeln aufgetürmt, die so hoch waren wie ihr Besitzer.

»Wie geht es Ihnen, Herr Professor?« fragte Morton und trat auf ihn zu.

»Gut, David, im Augenblick recht gut!« war die Antwort. Der Professor hatte dreißig Jahre lang an der Yale-Universität den Lehrstuhl für Nahost-Studien innegehabt. Morton hatte ihn hierher locken können mit dem Argument, hier könne er doch seine Theorien in die Praxis umsetzen.

Mit einem energischen Schwung, der auch einem Mann zur Ehre gereicht hätte, der nur die Hälfte seiner sechzig Jahre zählte, sprang der Professor von der Couch auf, und sein Gesicht strahlte Tatkraft aus.

»Meditieren wirkt immer«, erläuterte er mit volltönender Stimme und suchte sich zielsicher seinen Weg durch die aufgetürmten Bücherhaufen. Vom Gipfel des einen nahm er ein paar Blätter und überflog sie rasch, wobei er Morton den Rücken zukehrte.

»Erste Entwürfe sollte niemand zu sehen kriegen«, meinte er dabei und fuhr sich durch das zerzauste Haar, während er weiterlas.

Morton bat: »Geben Sie mir doch rasch wenigstens ein paar Andeutungen!«

»Ja, ja, ja«, erwiderte der Professor. Morton kannte seine Gewohnheit, bestimmte Wörter zu wiederholen. Aber er ließ sich nicht täuschen: Hinter der bewusst gepflegten Exzentrik verbarg sich ein messerscharfer Verstand.

Der Professor wandte sich Morton zu. »Diese Bombenanschläge bestätigen das alte Sprichwort, je größer die Rücksichtslosigkeit sei, desto größer die Hilflosigkeit. Angesichts dessen, was geschehen ist, wird sich wieder das allgemeine Gefühl ausbreiten, der Terrorismus sei erfolgreich. Und daraus wird wieder eine Stimmung resultieren, die zu

irgendeiner Art von Handeln geneigt ist. Nichts so ganz Offenkundiges, natürlich nicht. Mehr so unter der Hand, so im Stil zwinkernden Einverständnisses.«

»Unter der Führung der Franzosen?«

Der Professor nickte zustimmend. »Sie werden es mit dem Argument rechtfertigen, man müsse auch dem Terrorismus mit politischen Lösungen begegnen. Sehr französisch!«

»Nehmen wir das einmal an - was werden dann die Mullahs tun?«

»Die Mullahs kennen die Gefahr, die damit verbunden ist, zu schnell zu weit zu gehen. Viele von ihnen werden weiterhin vorsichtig sein. Selbst Muzwaz wird erst zum Angriff blasen, wenn er eine reelle Chance für den Sieg sieht. Er wird sich den anderen anpassen und erst mal abwarten, wie die Bombenanschläge in der islamischen Welt beurteilt und ob sie als legitimer Schritt auf dem Weg der Befreiung anerkannt werden.«

»Meinen Sie, dass das der Fall sein wird?«

»Das hängt von Raza ab, David. Nach meiner Einschätzung ist die Clique der Mullahs weiterhin uneins, was ihn betrifft. Diejenigen unter ihnen, die als gemäßigt gelten und noch nicht davon träumen, eines Tages in unserem Blut zu waten, werden immer noch Angst davor haben, dass Raza sich einmal gegen sie wenden könnte.«

»Das wird er auch, da bin ich ganz sicher. Aber was meinen Sie, was er als nächstes tun wird? Nachdem er damit gedroht hat, etwas noch Schlimmeres durchzuführen?!«

Der Professor zog an jedem einzelnen seiner langen, schmalen Finger. Die Finger eines Pianisten, fand Morton. »Raza ist der Komplizierteste unserer Gegner. Nidal, Arafat, alle anderen sind verhältnismäßig gradlinig. Ihr Motto ist, erfolgreich zuschlagen und dann sofort noch einmal. Aber Raza ist anders. Und er war lange weg von der Bühne. Jetzt hat er sich mit einem großen

Schlag rächen und zugleich selbst beweisen können. Der einfachste Weg, uns zu beunruhigen, ist doch, zu sagen, dass er bald erneut zuschlagen wird. Das beschäftigt uns stark und bindet unsere Kräfte, und er kann in aller Ruhe seine Vorbereitungen treffen.«

»Ich hoffe, dass Sie sich täuschen, Herr Professor«, sagte Morton. »Ich hoffe es wirklich.«

Der Professor blinzelte ihn an. »Ihnen wäre es lieber, wenn er gleich losschlägt?«

»Ich möchte, dass er einen Fehler begeht«, korrigierte Morton ruhig.

»Guter Gott, ich möchte nicht in Ihrer Haut stecken, wenn das nicht so läuft, wie Sie sich das vorstellen, David. Nein, wirklich nicht!«

»Denken Sie noch ein wenig darüber nach«, entgegnete Morton, ehe er die Tür wieder hinter sich schloss und den Professor in tiefem Schweigen hinter sich ließ.

Zurückgekehrt ins Großraumbüro, stellte Morton rasch fest, dass sich an den Lämpchen auf den Reliefkarten nichts verändert hatte.

Dann ging er in den Computerraum. Dessen plötzliche Kühle überfiel ihn sofort beim Eintreten.

Lester Finel hielt die Temperatur hier gleichmäßig auf dreizehn Grad. Er bestand darauf, das sei die beste Temperatur für die Computer. Er hatte sich auch seine Programmierermannschaft aus lauter Taubstummen zusammengestellt mit der Begründung, unnützes Geschwafel könne er nicht leiden. Das hatte Morton gleichermaßen imponiert wie Finéis beruflicher Hintergrund - IBM, Ampex und Honeywell. Zwanzig Jahre lang hatte ihn in diesen Firmen der Erfolg begleitet, doch dann hatte er befunden, das biete ihm keine Herausforderungen mehr.

Eines Nachmittags hatte sich Morton in San Francisco mit Finel zusammengesetzt und mit ihm darüber gesprochen, was es eigentlich bedeutete, Jude zu sein. Finel hatte daraus den Schluss gezogen, für ihn müsse es wohl bedeuten, sich um die Computer des Mossad zu kümmern.

Jetzt eben erhob er sich hinter seinem Schreibtisch im Hintergrund des Raumes und eilte herbei. Er war ein sehniger Mann Anfang der Vierzig, frühzeitig ergraut, und trug ein kühn gemustertes Sportjackett zu karierten Golferhosen. Finel vollführte mit seiner linken Hand eine typische Bewegung. Morton hatte einige Zeit gebraucht, bis er begriffen hatte, dass dies die Nachahmung einer sich drehenden Tonbandspule war.

»Hallo, David! Haben eine Suchaktion laufen. Jemanden finden, der zu Dickerchens Beschreibung passt. Problem dabei: passt auf so manche!«

Morton nahm an, dass Finels abgehackte Sprechweise entweder vom ständigen Umgang mit den Computern herrührte oder damit zusammenhing, dass er ständig nur in der Zeichensprache mit seinem Personal verkehrte. »Das Lispeln hilft ein bisschen - viel nicht. Problem dabei: haben zehntausend Lisper gespeichert. Also suchen nach bestimmtem Persönlichkeitstyp. Spricht Beirut-Griechisch. Oder versuchen wir's mal mit Zypern-Griechisch. Problem dabei: immer noch ein paar Tausend.«

»Bringen Lacoustes Hinweise was?« fragte Morton. »Sind dran, David. Problem dabei: keinerlei besondere Kennzeichen. Eine Narbe schon wäre hilfreich. Oder noch besser ein komisches Auge. Haben fünftausend Leute mit komischen Augen links gespeichert, fast gleich viele mit komischen Augen rechts. Unser Problem: Alles, was wir haben, sind Arabische Gesichter«. Sogar für geschultes Hotelpersonal sieht offenbar ein Araber aus wie der andere.«

Während sie durch den Raum auf Finels Schreibtisch zugehen,

wanderte dessen Blick von einem Computer zum anderen. Plötzlich blieb er neben einem der Taubstummen stehen, und dessen und Finels behende Finger führten ein lebhaftes stummes Zwiegespräch, ehe der Mann sich wieder seinem Gerät zuwandte.

»Er überprüft die Passagierlisten der Fluglinien für die Abflüge aus England, dem übrigen Europa und Nordamerika. Haben so ziemlich jeden bekannten lebenden Terroristen gespeichert. Problem dabei: über fünfundvierzigtausend Namen, David!«

Finel wies auf weitere seiner taubstummen Mitarbeiter. Einer von ihnen arbeitete sich durch die Gästelisten der vier in Paris zerstörten Hotels, die Lacouste übermittelt hatte. Ein anderer betrieb das gleiche mit den entsprechenden Listen, die aus London eingetroffen waren. An deren Ende sah Morton zufällig die Namen Steve und Dolly Vaughan. Er wandte sich ab.

»Irgendwas Neues aus New York?«

»Talim hat eine Gästeliste vom FBI erhalten. Nicht komplett, aber immerhin ein Anfang.«

Finel schaute Morton an. »Beeindruckt dich schon, alle diese Namen, oder?«

»Aber sicher«, bestätigte Morton.

Finel blieb vor einem anderen Computerplatz stehen. Nach einem kurzen, lebhaften Austausch von Fingerzeichen gab er Morton Bescheid.

»Er geht alle Decknamen durch. Unglaublich, wie viele Terroristen auf denselben verfallen. Dem Professor wird ganz bestimmt ein schlauer Grund dafür einfallen.«

Morton grinste - er kannte die Rivalität zwischen der Computerabteilung und der Abteilung Psychologische Bewertung. Er würde bestimmt nichts dagegen tun - sie konnten nur nützlich sein in einer solchen Situation, und er war dankbar

für alles, was ihm weiterhalf.

»Lester, deine Leute leisten großartige Arbeit!«

Morton setzte seinen Weg durch die Zentrale fort und suchte den Auslandsnachrichtendienst auf. Als er in das Büro der Abteilungschefin trat, bat ihn Chantal Bouquet mit einer Handbewegung, in einem Sessel Platz zu nehmen.

»Um es gleich zu sagen - da ist nichts Finsteres im Busch. Und es scheint sich wohl auch nicht um schlampige Arbeit vor Ort zu handeln. Es gab offenbar einfach keinerlei Hinweise«, teilte Chantal ihm ohne Umschweife mit.

Morton starrte sie an. »Sie wollen allen Ernstes sagen, dass zwölf von Razas Bombenlegern kommen und gehen können, ohne dass die besten Geheimdienstleute der westlichen Länder davon etwas mitkriegen?«

Chantal Bouquet rückte ihre türkisfarbene gerahmte Brille zurecht. »Genau das.«

Er hatte ihr vor drei Jahren die Verantwortung für den Auslandsnachrichtendienst übertragen, nachdem sie sich vorher in London, Paris, Bonn und Washington bewährt hatte.

»Wie ist denn die allgemeine Stimmung, Chantal?«

»Offiziell gilt: Wir stehen Schulter an Schulter. Jeder dokumentiert Zusammenarbeit und Gemeinsamkeit. Der CIA hat mehr Unterlagen über Raza verteilt, als er das jemals in Bezug auf Abu Nidal oder Arafat tat. Die Briten stellen jedem, der sich dafür interessiert, ihren Bericht über die seinerzeitigen Geschichten in Westminster zur Verfügung. Noch vor einem Jahr haben sie jeden Eid geschworen, einen solchen Bericht gebe es überhaupt nicht.«

»Dieser Bericht, aus dem hervorgeht, wie leicht es damals für Raza war, seine Stinger-Rakete in Stellung zu bringen?«

»Genau den. Man ist in London zurzeit tatsächlich bereit, auch frühere Fehler einzuräumen. Das gleiche gilt für die



Deutschen. Deren BND rückt plötzlich Unterlagen über Raza heraus, von denen keiner eine Ahnung hatte, dass es sie überhaupt gibt. Sogar die Franzosen und die Italiener jeder Geheimdienst, der irgendwie diesen Namen verdient, stellt auf einmal Material zur Verfügung.«

»Sie wirken aber gar nicht sonderlich begeistert!«

Chantal malte Männchen auf ihre Schreibunterlage. »Bin ich auch nicht. Das ist doch nur eine Variante des Schwarzen-Peter-Spiels. Die knallen uns einfach ihre Informationen auf den Tisch - und dann lehnen sie sich gemütlich in ihre Sessel zurück.«

»Aber warum?«

»Weil sie wollen, dass wir uns mit Raza herumschlagen. Damit sie aus dem Schneider sind, wenn was schief geht. Dann sagen sie nämlich, sie hätten uns doch - Hand aufs Herz! - alles gegeben, was sie hatten, und wir hätten die Sache vermässelt.«

Morton saß schweigend vor ihr. Es wäre beileibe nicht das erste Mal, dass man den Mossad die Kastanien aus dem Feuer holen ließ.

»Haben sie uns irgendwelche Beschränkungen auferlegt?« Sie schüttelte den Kopf. »Wir können mit ihrer inoffiziellen Zusammenarbeit rechnen und sollen sie auf dem laufenden halten - aber sie möchten natürlich keinen Abfall auf ihren Treppenstufen sehen!«

Morton nickte. »Irgendwelche Hinweise auf Razas vermutlichen Aufenthaltsort?«

Chantal malte ihren Männchen nun Beine. »Das hängt ganz davon ab, von welcher Seite sie kommen. Die Franzosen meinen, er arbeite von Afghanistan aus. Die Deutschen versichern, er müsse am Hörn von Afrika sein. Und die Amerikaner und Briten äußern, vermutlich sei er in Südamerika.«

»Und warum nicht in Nordafrika?« Chantal blickte von ihren

Kritzeleien auf. »Washington behauptet, das ganze Gebiet sei von ihren Satellitenfotos erfasst - keine Spur von ihm.«

Morton knurrte. »Was haben sie im Hinblick auf Libyen unternommen?«

»Die Nationale Sicherheitsagentur NSA habe eine Rasterüberprüfung mit einer ihrer neuen K-12-Kameras durchgeführt - nicht das geringste.«

»Irgendein Ergebnis unserer eigenen Überprüfung?« Vor zwanzig Stunden war Israels eigener Spionagesatellit neu ausgerichtet worden, um die gesamte Mittelmeerregion zu fotografieren.

»Nichts. Bitburg hat die Luftwaffe angewiesen, ihn wieder in seine Standardposition zu dirigieren.«

»Mein Gefühl sagt mir, dass Raza gar nicht so sehr weit weg ist«, erklärte Morton.

Der an seinem Gürtel befindliche Piepser ertönte. Der Honeywell-Computer hatte seine Suchaktion nach möglichen Zielen abgeschlossen.

In Trekfontein trieb das Stück Treibholz, an das Lila das Parfümfläschchen gebunden hatte, auf das Schleusentor zu. Nach dem nächtlichen Regen schwamm mehr Treibgut auf dem Wasser als gewöhnlich. Einige Holzstücke waren ungewöhnlich groß oder sonst auffällig. Um solche Holzstücke aufzufischen, waren zwei Halbwüchsige aus dem Städtchen mit einem Netz zum Reservoir gegangen. Sie schnitzten üblicherweise daraus Tierfiguren, die sie dann an die Touristen verkauften, die ein Souvenir aus der inzwischen bekanntesten Siedlung der Südafrikanischen Union mitbringen wollten.

Die Krone des Schleusendurchlasses war schlüpfrig, und das Wasser schoss rascher hindurch als sonst. Die beiden Burschen mussten aufpassen, um nicht auszurutschen, während sie behände ihrer Arbeit nachgingen. Ein Ausgleiten hätte leicht einen Sturz in das zehn Meter unter ihnen liegende betonierte

Schleusenbett bedeutet, durch das gischend das Wasser schoss.

Der eine von ihnen entdeckte das Fläschchen einen Augenblick vor dem anderen. Statt zu warten, bis es heran war, warf er sein Netz weit aus, um es zu erwischen. Im Bestreben, seinem Freund zu helfen, griff der zweite nach der langen Stange, an der das Netz befestigt war.

So plötzlich abgelenkt, gerieten die beiden Burschen ins Rutschen, schwankten dabei vor und zurück und stürzten schließlich mit gellenden Angstschreien hinunter in die betonierte Schleuse. Der eine brach sich dabei den Rücken, der andere das Genick. Ein Splitter des zerborstenen Fläschchens drang einem der beiden ins Auge.

Das Anthrax-B-C hatte sich bereits im Wasser verteilt und wurde mit diesem in die Leitung gespült, die Trekfonteins Wasserversorgung sicherte.

Die Uhr in Mortons stillem Informationsraum mit ihrer 24-Stunden-Einteilung zeigte an, dass jetzt noch dreißig Minuten blieben, als er den Raum betrat. Er drückte auf den Eingabeknopf an seinem Honeywell-Computer, und auf dem Bildschirm erschien die Liste jener vorgegebenen Ziele, die für Raza in Frage kommen konnten.

Morton ging die ausgeworfenen Ziele nach den Ländern Europas durch. Er konnte sich jedoch nicht vorstellen, dass sich Raza für die Bühne der Passionsspiele in Oberammergau oder die Sixtinische Kapelle im Vatikan entscheiden würde. Raza war auf Blut aus, nicht auf Baudenkmäler. Morton wandte sich Nordamerika zu. Auch dort eine Reihe auffälliger und ungewöhnlicher Ziele. Aber irgendetwas sagte ihm, das sei alles nichts für Raza - jedenfalls diesmal nicht.

Dann nahm sich Morton Australien und Japan vor. Auch dort jede Menge von Zielen, die einen Terroristen anlocken konnten. Aber wieder sagte Mortons Instinkt ihm, darunter sei nichts, was

Raza wirklich interessieren würde.

Jetzt erschien auf dem Bildschirm eine Liste mit möglichen Zielen in Südafrika. Ah deren erster Stelle stand Trekfontein.

In diesem Augenblick drang Karschoffs Stimme aus dem Lautsprecher: »Zeit für die Fernsehkonferenz!«

»Schon unterwegs!« antwortete Morton.

Noch einen kurzen Moment starrte er auf den Bildschirm, dann drückte er einen entsprechenden Knopf, und es erschienen die Informationen über die besondere Bedeutung Trekfonteins. Morton drückte erneut einen Knopf, und auf dem Schirm zeigte sich ein Lageplan des Städtchens. Deutlich waren auf der einen Seite die turmartigen Felsen zu erkennen, auf der anderen das Wasserreservoir.

Ohne weiter zu zögern, hämmerte Morton in die Tastatur unter dem Bildschirm: *»Doppelblitz! Behörden informieren, dass Trekfontein mögliches Ziel für Raza!«*

Er gab die Meldung an den Mossadvertreter in Kapstadt durch und wusste, dass es Instinkt war - und nichts weiter.

»David!« brüllte der Ministerpräsident aus dem Lautsprecher.

Der Raum, in dem sich der Ministerpräsident Israels mit seinen Kollegen aus Washington, London und Paris besprechen wollte, die er auf Bildschirmen ebenso vor sich hatte wie sie ihn, wirkte wie ein kleines Fernsehstudio.

Gegenüber dem für den Ministerpräsidenten vorgesehenen Platz waren zwanzig Stühle im Halbkreis aufgestellt. Auf jedem davon saß ein Mitglied des »Stammes«, wie Israels Team für die strategische Planung genannt wurde. Ihm gehörten Luftwaffen- und ArmeeGeneräle und deren Stabsoffiziere an, der Außenminister und seine Berater, der Justizminister und sein Stellvertreter und der Chef des Inlands-Sicherheitsdienstes.

Sie erinnerten Morton an einen alten Holzschnitt, den ihm

Steve einmal gezeigt hatte und der den Großen Sanhédrin im Tempel von Jerusalem darstellte. Der »Stamm« hatte genau die gleiche hochmütige Haltung. Noch etwas anderes hatte sich offenbar innerhalb von zweitausend Jahren nicht geändert: Israels Existenzrecht hing noch immer von den Launen anderer ab.

Morton saß auf der einen Seite Karschoffs, Bitburg auf der anderen. Von Zeit zu Zeit flüsterte dieser dem Ministerpräsidenten etwas ins Ohr - er stellte ihm die auf den drei Bildschirmen erscheinenden Direktoren von CIA und FBI vor, die Leiter der britischen Dienste MI5 und MI6 und den Chef des französischen Geheimdienstes. Er kannte sie alle persönlich.

»Ein volles Haus«, meinte Bitburg an Karschoff gewandt. »Ein gutes Zeichen!«

Karschoff grunzte nur und beobachtete weiter, was sich in London, Paris und Washington tat. In die Armlehne seines Sessels war ein Telefon eingebaut.

Im Kabinettszimmer in der Londoner Downing Street Nr. 10, im Oval Office im Weißen Haus in Washington und im Präsidentensalon im Pariser Élysée-Palast waren Minister und Berater gerade dabei, sich um jeweils einen noch leeren Sessel zu scharen. Diese Sessel standen für den Präsidenten der Vereinigten Staaten, den englischen Premierminister und den französischen Staatspräsidenten bereit.

Morton starrte ungeduldig auf die Bildschirme. Die Araberfreunde saßen dort bestimmt in den Kulissen und warteten nur darauf, ihren Chefs die richtigen Stichworte zu geben und sie daran zu gemahnen, was alles auf dem Spiel stand. Diese »Arabienspezialisten« traten niemals in der Öffentlichkeit auf - aber ihr Einfluss war ständig zu spüren.

Beide Präsidenten würden sich noch vor Ablauf eines Jahres erneut um ihr Amt bewerben, und wahrscheinlich würde sich

auch der englische Premierminister einer neuen Wahl stellen.

Seit diese Männer ihr Amt übernommen hatten, waren erhebliche Wandlungen in ihren Ländern vor sich gegangen. In der Folge des Golfkrieges hatte eine weltweite Rezession stattgefunden, und in der dramatisch veränderten Sowjetunion hatte der Mangel zu schweren Unruhen geführt.

Die NATO war heftig zur Ader gelassen worden, als die Vereinigten Staaten den Rückzug ihrer Truppen aus Europa verfügt hatten. Neo-Nazis waren durch London und Paris marschiert. Wut und Angst waren wieder in den jahrhundertealten Schrei des Pöbels gemündet: Die Juden seien an allem schuld, am Golfkrieg, an der Inflation und an der Massenarbeitslosigkeit.

Morton schien dies auch aus den wohlgenährten Gesichtern der Männer dort auf den Bildschirmen zu sprechen, die Nachgiebigkeit und Eigennutz zur Tugend erhoben hatten. Die Leute vom »Stamm« unterhielten sich halblaut miteinander, bis von einem der großen Bildschirme eine laute Stimme verkündete: »Der Präsident der Vereinigten Staaten!«

Morton schaute auf die bekannte hochgewachsene Figur auf dem Bildschirm gerade gegenüber, die ihn mit ihrem vollen Haar immer an John F. Kennedy erinnerte.

Erneut ertönte die Stimme eines unsichtbaren Sprechers: »Der Premierminister von Großbritannien!«

Weder das Gesicht noch die Figur des britischen Regierungschefs hatten unter den Jahren gelitten, und auch sein eisiger und harter Blick, dem man zugetraut hätte, ein Glas zum Zerspringen zu bringen, war nicht milder geworden. Wie gewohnt, schien er über alle hinwegzusehen. »Der Präsident Frankreichs!«

Obwohl er körperlich durchaus nicht so wirkte, strahlte der Erste Mann Frankreichs, so fand Morton, außerordentliche Kraft aus. Das mochte an der Art liegen, wie er seine Hände

ineinander verflocht - als ob er Gott persönlich herausfordern wolle, sie auseinanderzuziehen. Es lag sicher auch an dem schmalen Strich des Mundes. Vor allem aber lag es an den Augen - sie waren streng und kalt.

»Können Sie uns in Tel Aviv hören?« fragte die Stimme aus London.

»Sehr gut, Herr Premierminister«, erwiderte Karschoff, »und das gilt gleichermaßen für Washington und Paris.«

»Freut mich, Sie zu sehen, Isaak«, sagte der amerikanische Präsident und winkte Karschoff zu. »Ich hätte mir nur gewünscht, es gäbe dafür einen erfreulicheren Anlass - und dass es zu einer zivilisierteren Stunde wäre.«

In Washington war es sehr spät am Abend, in Europa befand man sich in den ersten Morgenstunden. Über Tel Aviv würde in zwei Stunden der Morgen heraufdämmern.

»Mein Vater pflegte zu sagen«, entgegnete Karschoff, »die einzige Stunde, die wichtig ist, sei jene, die uns auf Erden bleibt, um all die Dinge zu tun, die wir versäumt haben.«

»Hört sich sehr biblisch an, Isaak«, war die Antwort aus Washington.

Aus London erklang ein wohlbekanntes Räuspern. »Die Zeit ist wirklich sehr von Bedeutung - und deshalb sollten wir anfangen.«

Der britische Premier wartete ein zustimmendes Kopfnicken von Washington und Paris ab und fasste dann zusammen: »Minister Karschoff, meine Kollegen haben mich gebeten, diese Sitzung zu eröffnen. Ich lege aber Wert auf die Feststellung, dass das, was ich sagen möchte, unserer gemeinsamen Auffassung entspricht.«

Karschoff runzelte die Brauen.

Die Stimme aus London fuhr fort: »Als erstes möchten wir Ihnen versichern, dass Sie nicht allein stehen.«

Karschoff neigte den Kopf.

»Wir müssen Ihnen aber auch sagen, dass unserer übereinstimmenden Meinung nach eine militärische Antwort auf das, was geschehen ist, weder sinnvoll noch wünschenswert erscheint. Jede militärische Maßnahme würde nicht als gerechte Vergeltung empfunden, sondern als brutaler Racheakt. Sie würde im Endeffekt dieser Art von Leuten nur nutzen.«

Karschoffs Augenbrauen zogen sich dicht zusammen. »Was also schlagen Sie vor?«

Der britische Premierminister beachtete die Unterbrechung nicht. »Bis jetzt kann kein arabisches Land mit dem in Verbindung gebracht werden, was geschehen ist. Es gibt keine Anhaltspunkte dafür, dass diese schrecklichen Taten in irgendeiner Weise auf staatlich geförderten Terrorismus zurückgehen.«

Als Karschoff nun sprach, war sein Zorn einer kalten Festigkeit gewichen. »Gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, dass Israel sich das Recht vorbehält, auf diese Bedrohung so zu reagieren, wie es das für richtig hält. Und das bedeutet, dass wir all jene Maßnahmen ergreifen, die wir für notwendig halten.«

Karschoff schaute der Reihe nach seine Gesprächspartner auf den Fernsehschirmen an. »Diese Leute wollen Sie nicht weniger vernichten als uns. Ich bitte Sie, das endlich zu begreifen!«

Die Stimme des britischen Premierministers wirkte noch kühler und distanzierter als zuvor. »Wir haben die Erfahrung gesammelt, dass aus den Terroristen von gestern die Staatsmänner von heute wurden. Wir sahen das in Zypern und in Afrika. Und das galt nicht zuletzt auch für Ihren Vorgänger Menachem Begin. Wenn er uns während einer bestimmten Epoche in die Hände gefallen wäre, hätten wir ihn wohl hängen müssen. Aber nachdem er einmal Ministerpräsident Israels geworden war, haben wir uns mit ihm an einen Tisch gesetzt. Das ist die politische Realität.«



Karschoff schüttelte den Kopf. »Ich lasse mich nicht gängeln. Es wird keine Zugeständnisse geben. Wir werden dieses Land nicht aufgeben. Wir werden nichts aufgeben. Und damit Sie auch verstehen, warum, möchte ich, dass Sie alle, jeder einzelne von Ihnen - auch genau wissen, welcher Art von Bedrohung wir ausgesetzt sind.«

Man konnte sehen, wie sich auf den Bildschirmen die Leute dort anschauten.

Karschoff wandte sich an Morton. »Sagen Sie es ihnen, David! Berichten Sie über das Anthrax-B-C!«

Die eisige Stimme aus London suchte zu beschwichtigen. »Ist das denn nun wirklich nötig...«

»Ja«, sagte Karschoff scharf. »Hören Sie jetzt bitte in Gottes Namen gut zu!«

Gespanntes Schweigen trat ein, während Morton aufstand. Er griff in seine Tasche und nahm ein verkorktes Röhrchen heraus, das mit einer farblosen Flüssigkeit gefüllt war. Er hielt es vor die Fernsehkamera. Karschoff hatte ihm das Röhrchen gegeben, als sie gemeinsam das Fernsehübertragungsstudio betreten hatten.

»Diese Menge von Anthrax-B-C kann mehr Menschenleben vernichten als alle diese Bombenanschläge auf die Hotels zusammen. Wenn es richtig verteilt wird, tötet diese Menge ein paar tausend Menschen!«

Ein Aufstöhnen war unter den Mitgliedern des »Stammes« ebenso zu hören wie von den Zuschauern auf den drei Fernsehschirmen, als Morton das Röhrchen entkorkte und seinen Inhalt aussoss.

Morton lächelte kurz. »Das hier war nur Leitungswasser aus Tel Aviv.« Er verschloss das Röhrchen wieder und steckte es ein. »Aber wenn es Anthrax-B-C wäre, würden tausend Röhrchen wie dieses ganz Israel in einen einzigen Friedhof verwandeln. Aber das stimmt so nicht ganz - es wäre niemand

da, der unsere Toten begraben würde, denn es würde niemand erscheinen und es wagen, diese Arbeit zu übernehmen.«

Ehrend der nächsten dreißig Minuten berichtete Morton alles über seine Reise nach China und über Raza. Er sprach ruhig und besonnen. Er ging auf die Notwendigkeit ein, das PEG-Enzym zu produzieren und Reserven davon anzulegen. Er betonte dabei, dass noch niemand tatsächlich wisse, ob es als Gegenmittel wirken würde, aber es gebe eben nichts anderes, von dem man das wenigstens hoffen könne. Als er geendet hatte, herrschte sprachlose Beklommenheit.

Als erster brach der britische Premierminister dieses betroffene Schweigen.

»Mister Karschoff, die Mitarbeiter unserer Geheimdienste bestätigen mir das, worüber - wenn ich es recht verstanden habe - auch der CIA Ihren Direktor des Mossad informiert hat: dass es nämlich keinerlei Anhaltspunkte dafür gibt, dass irgendwelches Anthrax-B-C aus China herausgeschleust wurde. Die übereinstimmende Meinung der Geheimdienste ist, dass jener mysteriöse Mann mit dem Koffer, den Ihr Mister Morton leider aus den Augen verlor, auf jeden Fall von den chinesischen Sicherheitskräften aufgegriffen worden ist.«

Morton warf einen Blick zu Bitburg hinüber. Dieser nickte - und sicher nickten auch alle Arabienspezialisten rund um den britischen Premierminister. Der französische Präsident schien ebenfalls nicken zu wollen. Und der amerikanische Präsident wirkte so, als ob er eigentlich auch nicken wolle, sich aber doch nicht so ganz traue.

»Ihre Leute täuschen sich«, sagte Karschoff ganz ruhig. Der britische Premier lehnte sich vor. »Dann beweisen Sie uns das bitte! Vielleicht könnte auch das am besten Ihr Mister Morton übernehmen!«

In Paris und Washington nickten die Präsidenten zustimmend. Ruth hatte völlig recht gehabt, dachte Morton. Die hatten das

schon die ganze Zeit über darauf angelegt. Er war der Unruhestifter, der Fallensteller, der Kopfgänger vom Dienst. Es lief alles auf das gleiche hinaus - dreckige Arbeit.

»In der Zwischenzeit«, fasste die kalte Stimme aus London zusammen, »sollten wir erst mal abwarten und das überprüfen, was Mister Morton uns vorzulegen hat, ehe wir uns in die Massenproduktion dieses Mittels stürzen, das meines Wissens außerordentlich kostspielig ist.«

»Das leuchtet mir ein«, meinte der Präsident der Vereinigten Staaten dazu.

»Einverstanden«, ließ sich der französische Staatspräsident vernehmen.

»In diesem Sinne sollten Sie keine Zeit verlieren, Mister Morton«, drängte der britische Premier. »Sie sollten sich dranhalten, denn die Frist, die dieser Unmensch gesetzt hat, ist ja bereits abgelaufen.«

»Herr Premierminister, wir müssen uns sicher nicht sagen lassen...«, begann Karschoff, als plötzlich das Telefon in der Armlehne seines Sessels schrillte. Er nahm den Hörer auf, und alle Farbe wich aus seinem Gesicht.

»Einen Augenblick bitte«, sagte Karschoff mit erstickter Stimme.

Dann hielt er den Hörer etwas vom Ohr ab und wandte sich den überraschten, aber doch auch wachsamten Gesichtern auf den Fernsehschirmen und im »Stamm« zu.

»Meine Herren«, Karschoffs Stimme bebte fast unmerklich, »ich habe den Präsidenten der Südafrikanischen Union am Apparat!«

Erstaunen herrschte sowohl an den Bildschirmen als auch unter den im Raum Anwesenden.

»Er benachrichtigt mich soeben über eine schreckliche Katastrophe, die eine Stadt seines Landes betroffen hat, eine

Stadt, die für viele von uns ein Begriff ist - Treckfontein.«

Im aufbrandenden Stimmengewirr gingen Karschoffs folgende Worte fast unter.

»Er teilt mit, dass dort sämtliche Männer, Frauen, Kinder und auch Tiere von etwas hinweggerafft wurden, das ganz nach diesem Anthrax aussieht...«

Während Karschoff seine Aufmerksamkeit wieder dem Telefon zuwandte, um weitere Einzelheiten zu erfahren, war Morton schon aufgesprungen und hinausgelaufen.

Seit drei Stunden saß Morton in seinem fensterlosen Informationsraum vor den Monitoren und verfolgte die Reaktionen auf den Anruf des südafrikanischen Präsidenten. Die Südafrikanische Union hatte hermetisch ihre Grenzen abgeriegelt und zur größten Verfolgungsjagd ihrer Geschichte geblasen. Über jede Schwarzensiedlung war unter Androhung des sofortigen Schusswaffengebrauchs bei Zuwiderhandlung eine Ausgangssperre verhängt worden, und man hatte bereits Hunderte von Leuten verhaftet, die als Aktivisten verdächtig waren. Die Proteste gegen diese drakonischen Maßnahmen waren sogar in den schwarzen Nachbarstaaten verstummt, als man dort erst einmal das Ausmaß der Katastrophe erfahren hatte. Überall in der Welt war man entsetzt über das Geschehene.

Die ersten Berichte aus Trekfontein hatten selbst Morton nur in geringem Umfang auf das vorbereiten können, was nun an Bildern des Grauens auf die Fernsehschirme übertragen wurde, aufgenommen von Kamerateams der Polizei auf dem Boden und aus der Luft.

Wohin immer die Kameras blickten, sah man Leichen, viele davon schwarz verfärbt. Suchscheinwerfer auf den Bodenfahrzeugen und den niedrig fliegenden Hubschraubern wiesen den Entseuchungsmannschaften in ihren unförmigen ABS-Schutzanzügen den Weg. Alles, was ihnen zu tun blieb, war das Einsammeln der Leichen und deren Verladung auf Lastkraftwagen.

»Wir sind sofort hergefahren, nachdem uns Ihre Warnung erreicht hatte, Mister Morton. Aber wir kamen bereits zu spät. Fast fünfeinhalbtausend Menschen ermordet - warum? Wegen

ihrer Überzeugung?«

Die Stimme erklang vom Fernsehschirm, vor dem Morton saß. Sie gehörte Piet Vorag, dem südafrikanischen Verteidigungsminister, und erklang aus einem Kommandohubschrauber, der über Trekfontein kreiste. Er war mit Fernsehkameras ausgestattet, die unmittelbar mit einem Übertragungssatelliten über dem Äquator verbunden waren.

»Das hat sicher mit hineingespielt, Herr Minister. Es war ein bewusster Schachzug Razas, gerade Trekfontein auszuwählen, um uns allen zu beweisen, dass er vor nichts zurückschreckt. Und ich sage das sehr ungern, aber viele Leute auf der Welt werden, wenn erst mal der erste Schock überwunden ist, eine heimliche Genugtuung darüber empfinden, dass Trekfontein von der Bildfläche verschwunden ist.«

»Wollen Sie damit sagen, dass man dieses Verbrechen als ›heroische‹ Tat bewerten wird? Als etwas völlig anderes als diese Bombenanschläge auf die Hotels?«

Morton wartete ab, bis sich Vorag etwas beruhigt hatte. Er war schon mehrfach mit ihm bei internationalen Konferenzen zur Terrorismusbekämpfung zusammengetroffen. Dabei hatte ihn der Minister als beherrschter Sprecher der neuen weißen Liberalen Südafrikas stets beeindruckt.

»Die Menschen sind einfach merkwürdig, Herr Minister. Sie reagieren immer auf das, was sie zuletzt gesehen oder gehört haben. Daher könnte es gut sein, dass sich Ihre Probleme durch die jetzt angeordneten Razzien noch verstärken.«

»Aber wer immer das auch getan haben mag, Mister Morton, er kann es nicht allein getan haben. Und unsere Leute haben Parolen des Afrikanischen Nationalkongresses überall in Trekfontein gefunden. Es ist genau das, womit sie uns immer gedroht haben - uns in unseren eigenen Heimstätten abzuschlachten.«

Morton konnte fühlen - und es gut nachempfinden -, dass hier

ein ganz empfindlicher Nerv des Ministers getroffen worden war. Aber er musste ihm die Wahrheit sagen.

»Es gibt nicht den geringsten Anhaltspunkt für eine Verbindung zwischen Raza und dem Afrikanischen Nationalkongreß, Herr Minister, und auch zu keiner Ihrer anderen Gruppen - die sind ihm alle viel zu lasch!«

»Alles, was ich weiß, ist das, was meine Leute und ich hier sehen, Mister Morton«, entgegnete Vorag, und sein Zorn verstärkte noch seinen breiten Afrikaander-Akzent.

Eine der Fernsehkameras erfasste gerade eine der Straßen des Städtchens, die von liebenswert altmodischen Anwesen mit eingezäunten Vorgärten gesäumt war. Auch hier trug man gerade Leichen heraus, von denen viele nackt waren.

Vorag fuhr mit knarrender Stimme fort: »Viele von diesen Männern starben offenbar, während sie gerade dabei waren, sich in der Badewanne oder unter der Dusche den Staub der Tagesarbeit abzuwaschen. Und ihre Frauen und Töchter brachen in den Küchen zusammen, wo sie mit dem Richten des Abendessens beschäftigt waren. Es ist grauenhaft, einfach grauenhaft. Waren denn diese Menschen die Parias der westlichen Welt?«

Morton starrte Vorag an. Der verzweifelte Zorn dieses Mannes war mehr als berechtigt.

Auf dem Bildschirm sah man jetzt Aufnahmen von Dutzenden von Leichen, die in einem Schwimmbad trieben.

»Mindestens sechzig - und größtenteils Kinder. Weitere liegen in den Duschräumen, und mindestens hundert Tote haben wir in den privaten Swimmingpools entdeckt.«

Eine andere Fernsehkamera verhielt kurz vor einem großen, Kolonnadengeschmückten Gebäude und fuhr dann auf dessen offene Tür zu.

»... die Kirche. Da fand gerade eine Massentaufe statt. Es

liegen fünf Säuglinge drin und deren Eltern und die ganze Verwandtschaft. Alle tot...«

Die Kamera schwenkte zurück, als gerade ein Mitglied der Bergungsmannschaft heraustrat. Der Mann hielt ein Baby im Taufkleidchen hoch. In seinem astronautenähnlichen Schutzanzug wirkte er wie ein Leichenräuber aus einem billigen Horrorfilm.

Jetzt fuhr die Fernsehkamera eine breite Straße entlang, die Morton für die Hauptstraße von Trekfontein hielt. Die Kamera hielt ein Wasserrohr fest, aus dem das Wasser pulste. Rund um diese Stelle waren ein paar Landrover und Lieferwagen aufgefahren, daneben lagen einige weitere Leichen.

»Wir haben hier die gesamte Polizeimannschaft vor uns«, berichtete Vorag. »Offenbar ist hier die Hauptleitung gebrochen, und einige von ihnen sind hergekommen, um sich darum zu kümmern und den Verkehr umzuleiten. Und als die ersten umkippten, sind ihre Kollegen ihnen zu Hilfe geeilt...«

Morton konnte auf den Gesichtern des Polizeihauptmanns und seiner Leute noch im Tod die Überraschung sehen, als ob sie nicht glauben könnten, was hier geschah.

»Warum sind die denn alle derart rasch gestorben, Mister Morton?« fragte der Minister. »Ich hätte angenommen, dass das Wasser dieses Zeug verdünnt.«

»Nicht bei Leitungswasser«, entgegnete Morton. »Das hat vielmehr hier als prompter Verteiler gewirkt und das Gift sofort überall verbreitet. Der Effekt war dabei wie bei Zyanidgas - ein einziger Tropfen jeweils hat völlig ausgereicht.«

»Ich muss es wiederholen, Mister Morton - eine einzige Person kann nie und nimmer ganz allein all diese vielen Menschen getötet haben«, sagte Vorag mit dumpfer Stimme.

»Ich verstehe, dass das nur schwer zu glauben ist, besonders dort unmittelbar bei Ihnen. Aber dennoch war das mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit die Tat einer



einzelnen Person, die unter dem Deckmantel eines beruflichen Auftrags völlig unverdächtig in Trekfontein erschien und das Anthrax-B-C in die Wasserleitung kippte.«

»Irgendwelche Leute tauchen immer hier auf, Mister Morton, das ist nun einmal so, wenn man bekannt wird. Da will einen dann jeder gesehen haben.«

Als Morton gerade damit anfangen wollte, Vorag präzise Fragen zu stellen, wandte sich die Fernsehkamera der Grundschule von Trekfontein zu.

»Herr Minister, was für ein Fassungsvermögen hat denn dieses Reservoir?«

Vorag wandte sich um und wiederholte die Frage, ehe er wieder in die Kamera schaute und mitteilte: »Man sagt mir gerade, so um die eine Million Kubikmeter.«

Morton nickte. »Unsere Chemiker haben mir gesagt, dass selbst für eine solche Menge bereits ein paar Gramm ausreichen, wenn sie an der richtigen Stelle eingebracht werden..,«

»Das Schleusentor, wo wir die beiden jungen Burschen fanden!« unterbrach ihn Vorag. »Das wäre wohl der ›richtige Platz‹ dafür!«

»Könnten die beiden vielleicht jemanden entdeckt haben und dann deshalb umgebracht worden sein?«

»Wir haben die Umgebung schon abgesucht, aber keine anderen Fußspuren gefunden als ihre eigenen..« Vorag brach mit einem keuchenden Aufstöhnen ab. »Großer Gott, schauen Sie sich das an...«

Der Bildschirm war angefüllt mit den Leichen kleiner Kinder in den Toiletten und Waschräumen der Schule. Sie hingen über den Waschbecken und Toilettenschüsseln. Nach einem Augenblick zog sich die Kamera wieder von diesem Ort des Grauens zurück.

»Es waren über dreihundert Kinder in der Schule...«, flüsterte

Vorag erschüttert.

Die Szenerie änderte sich, jetzt fuhr die Kamera auf ein Gebäude zu, welches das Schild an seiner Vorderfront als die Mittelschule von Trekfontein auswies. Davor lagen bereits die ersten Leichen, durchtränkt vom Wasser aus einem Feuerwehrschauch. Weitere solche Schläuche, befestigt an Hydranten in der Mauer des zweistöckigen Gebäudes, schlängelten sich über den Rasen davor.

»Eine Feuerwehrübung«, erläuterte der Minister. »Jede Schule war angewiesen, einmal pro Woche eine solche Übung durchzuführen, seit damals Mandelas Leute diese Schule in Pretoria niederbrannten. Sie erinnern sich? Fünfzig Kinder kamen seinerzeit um.«

»Und wie viele sind es hier, Herr Minister?« Erneut wandte sich Vorag an jemanden, der hinter ihm saß oder stand. Dann drehte er sich wieder um, seine Lippen zitterten.

»Über siebenhundert. Warum, Mister Morton? Um Himmels willen, warum nur?« Vorags Stimme drohte zu kippen. »Verdammt, Mann, das sind doch alles noch Kinder, keines älter als sechzehn!«

»Ich kann wirklich nachfühlen, was Sie empfinden müssen, Herr Minister«, antwortete Morton leise.

Vorag holte tief Atem, hielt dann eine ganze Weile die Luft an und atmete langsam aus. »Das ist wie eine Heimsuchung Gottes...«

»Nein!« unterbrach ihn Morton mit plötzlicher Schärfe. »Sagen Sie auf keinen Fall so etwas. Das hat nichts mit Gott zu tun - nur mit Raza! Begreifen Sie das bitte, Herr Minister!«

»Alles, was ich begreife, ist, dass Sie dort, sechstausend Meilen entfernt, gut reden haben. Außerdem sind Sie Soldat...«

»Ja, aber gerade als Soldat habe ich gelernt, den Schrecken zu hassen«, entgegnete Morton.

Dabei starrte er weiter auf den Fernsehschirm, der unablässig das grausige Gesicht des Todes zeigte, dem er schon so oft begegnet war. Aber an diesen Leichen sah man keinerlei Verletzungen. Das unterschied sie von jenen, die er bei dieser Explosion in einem Ladenlokal in Paris gesehen hatte, wo er gerade eingetroffen war, als man die zerfetzten Leichen wegschaffte. Und er hatte auch die Opfer jener Explosion in Amsterdam gesehen, der aufgrund eines puren Versehens zwei ganze Familien zum Opfer gefallen waren. So viele Male hatte er das schon sehen müssen, doch jedes neue Mal hatte es keineswegs leichter werden lassen. Aber es hätte wohl nicht viel Sinn gehabt, das Vorag zu sagen.

Eine andere Kamera hatte sich nun das Krankenhaus des Städtchens vorgenommen. Das erste Anzeichen, dass etwas nicht stimmte, waren die beiden toten Krankenschwestern, die schon in der Eingangshalle neben dem Trinkwasserbehälter lagen. Hinter ihnen im Apothekenraum stieß man auf die Leichen weiterer Schwestern, die offenbar damit beschäftigt gewesen waren, Trinkbecher zu füllen, damit Patienten ihre Tabletten einnehmen konnten. Einige von diesen waren im Aufenthaltsraum zusammengebrochen, viele andere lagen tot in ihren Betten.

Im Operationssaal hatte der Tod ein komplettes Ärzte und Schwesternteam mitten in der Arbeit ereilt. Der Patient lag tot auf dem Operationstisch.

»Hundert Betten, alle belegt«, flüsterte Vorag. »Und siebzig Mann Personal...«

Immer neue Bilder des Schreckens huschten vor Morton vorüber. In den Ausgängen des Kinos von Treckfontein waren die Leichen übereinander getürmt - die Besucher hatten hier offenbar noch zu fliehen versucht.

»Das Gebäude hatte ein altmodisches Verdunstungs-Kühlsystem«, erläuterte Vorag, »natürlich auch aus der Leitung

vom Reservoir gespeist. Drinnen sind mindestens zweihundert Tote!«

»Wie steht's mit dem Hotel?« fragte Morton. »Alle tot dort - fünfzig Angestellte.«

»Und Gäste?«

»Glücklicherweise war kein einziger da - der letzte war unmittelbar vorher abgereist.«

Morton straffte sich wie ein Hund, der soeben Witterung aufgenommen hat. »Woher wissen Sie das?«

Vorag blickte auf Unterlagen hinunter, die auf seinen Knien lagen. »Im Arbeitsplan des Zimmermädchens ist vermerkt, dass ein Zimmer nach verspäteter Abreise aufgeräumt wurde.«

»Sonst nichts? Kein Hinweis darauf, ob es ein männlicher oder weiblicher Gast war? Haben Ihre Leute nachgeschaut, ob irgendwas in dem Zimmer vergessen wurde - ein Rasierapparat, ein Tampon, irgendwas in der Art?«

»Meine Leute sagen nein, nichts dergleichen.«

»Ein Eintrag im Gästebuch?«

Vorag lachte freudlos kurz auf. »Mit so was hält man sich im Grand Hotel nicht lange auf, da geht's eher lässig zu.«

Der Kommandohubschrauber flog vom Kino von Trekfontein weg, und die Fernsehkamera wandte sich dem Kleingetier des Städtchens zu. Dutzende von Hunde-, Katzen und Vogelkadavern wurden gerade auf einen Lastwagen geworfen.

»Sie müssen sofort veranlassen, dass alle verbrannt werden, nachdem sie ausgiebig mit Benzin übergossen wurden. Und die Gruben müssen sehr tief sein«, befahl Morton. »Verbrennen Sie so schnell wie möglich alle zusammen!«

»Sie meinen die Katzen und Hunde...«

»Ich meine Tiere *und* Menschen, Herr Minister! Es ist keine Zeit für Begräbnisfeiern. Das Zeug ist während voller vierundzwanzig Stunden tödlich! Verbrennen Sie also alle so

rasch wie nur irgend möglich. Und wenn eine Grube voll ist, muss sie ganz dicht verschlossen werden, nachdem vorher eine mindestens fünfzehn Zentimeter hohe Schicht Kerosot aufgebracht worden ist!«

Morton wartete ab, bis der Minister die entsprechenden Weisungen erteilt hatte.

Die Bilder aus Trekfontein zeigten inzwischen eine wachsende Flut von Sanitäts- und sonstigen Rettungsfahrzeugen, die sich hinter der Polizeiabsperzung stauten. Ärzte und Krankenschwestern standen stumm und wie betäubt herum, einige von ihnen weinten hemmungslos. »Was sonst noch, Mister Morton?« fragte der Minister. »Beschlagnahmen Sie jeden Tankwagen, dessen Sie habhaft werden, und lassen Sie das Reservoir mit Benzin voll pumpen. Dann muss man es in Brand stecken. Das gleiche gilt für die Stadt - jedes Haus dort muss niedergebrannt werden!«

»Wissen Sie auch, was Sie da verlangen?« fragte der Minister mit heiserer Stimme.

»Ja, natürlich - aber das ist der einzige Weg, um eine weitere Ausbreitung dieses Zeugs zu verhindern. Immer noch besser, als wenn Sie ganz Johannesburg dem Erdboden gleichmachen müssten.«

Vorag wandte sich schwerfällig ab und gab weitere Weisungen, ehe er sich auf dem Bildschirm wieder Morton zuwandte.

»Und jetzt«, fuhr dieser fort, »noch einmal zu diesem Hotelgast. Es könnte freilich ein Zufall sein, dass er genau am selben Tag abreiste. Aber es fällt mir schwer, daran zu glauben. Raza hat schon oft genug nur einen einzigen Terroristen eingesetzt - das vermindert das Risiko!«

Vorags Wut brachte ihn ein weiteres Mal außer Fassung, als die Fernsehkamera gerade einen Lastwagen zeigte, der, voller Leichen getürmt, die Hauptstraße von Trekfontein hinunterfuhr.

Er beugte sich vor, einen Finger anklagend ausgestreckt.

»Und die Welt beschuldigt *uns* des Völkermordes! Die sollten hier sein, um das mit ihren eigenen Augen zu sehen!«

Morton versuchte, ihn zu beruhigen. »Herr Minister, wir haben wohl beide genug gesehen, meine ich. Wir sollten jetzt versuchen, uns auf diesen Hotelgast zu konzentrieren.« Er lehnte sich in seinem Polstersessel zurück und bemühte sich, seine Gedanken zu sammeln. »Trekfontein war in letzter Zeit häufig in den Medien. Daher besteht die Möglichkeit, dass das ein Reporter war - oder jemand, der sich für einen solchen ausgab. Raza hat so etwas schon früher getan - das ist immer eine gute Deckung. Man kann Fragen stellen und bestimmte Plätze aufsuchen, ohne dass man damit gleich Verdacht erregt...«

»Entschuldigen Sie bitte einen Moment«, unterbrach ihn Vorag, der sich umdrehte, um jemandem zuzuhören, der sich hinter ihm befand. Dann nickte er und wandte sich wieder Morton zu.

»Einer von unseren Leuten befindet sich gerade in der Polizeistation. Er hat dort soeben die Tagesprotokolle durchgesehen - ja, es war tatsächlich eine Pressefotografin in der Stadt. Ihr wurde von einem Bantu die Kameratasche gestohlen, der dann anschließend gefasst, aber bei einem Fluchtversuch erschossen wurde. Es besteht auch der Verdacht, dass er die Frau vergewaltigen wollte, als er in ihr Zimmer eindrang und ihre Tasche raubte.«

»Wurde ihr Name festgestellt?«

»Noch nicht.«

»Setzen Sie sich mit jeder Nachrichtenagentur und dergleichen in Verbindung, um festzustellen, ob die jemanden mit einem Auftrag nach Trekfontein geschickt haben.«

»Ist bereits geschehen. Wir haben auch schon alle Flughäfen und Grenzstationen entsprechend alarmiert. Wir wissen nur noch nicht, wen wir da eigentlich suchen müssen!«

Morton konnte den Drang des Ministers nach tatkräftigem Handeln gut nachempfinden. Den Feind versuchen aufzuspüren, würde ihm helfen, die verzweifelte Wut unter Kontrolle zu bekommen, die ihn erfüllen musste. Daher unterließ er es wohlweislich, ihm zu sagen, dass die Frau mit allergrößter Wahrscheinlichkeit längst über alle Berge war. Statt dessen rief sich Morton alles ins Gedächtnis, was ihm Dickerchen und Lester Finel mitgeteilt hatten, und ergänzte es durch das, was er selbst über Razas Leute wusste.

»Sie müssen nach einer Griechin suchen, die etwas lispelt. Sie ist irgendwo zwischen fünfundzwanzig und vierzig Jahre alt und reist höchstwahrscheinlich allein. Wenn sie fliegt, tut sie das Erster Klasse. Wenn sie mit dem Auto fährt, benutzt sie einen schnellen und teuren Wagen...«

»Aber woher wissen Sie denn das alles?« fragte der Minister mit ungläubigem Staunen.

»Solche Dinge zu wissen, gehört einfach zu meinem Beruf, Herr Minister«, beschied ihn Morton. »Jederzeit, wenn Sie...«

Morton blendete den Ton am Fernsehbild des südafrikanischen Verteidigungsministers aus, als sich ein anderer Monitor am Ende der Reihe mit einem Piepston meldete. Dort erschien das Gesicht Dannys auf dem Bildschirm.. »Wir haben während der letzten paar Minuten drei Anrufe mitgeschnitten, jeweils von einer Frau. Dickerchen meint allerdings, es sei nicht dieselbe Stimme wie auf dem Band mit den Forderungen der Terroristen. Meine Leute meinen, der erste Anruf sei irgendwo in Äquatornähe erfolgt - sie tippen dabei auf Nairobi. Die Frau rief Razas Nummer in Beirut an.«

»Und was sagte sie?«

»Nicht gerade viel, nämlich nur: ›Das Wasser ist parfümiert! <

Danny schwieg einen Moment und fuhr dann fort: »Nach dem zweiten Anruf ergab das schon mehr Sinn. Es war nämlich dieselbe Frau, und sie legte sozusagen ein offizielles Bekenntnis

für den Anschlag in Trekfontein ab...«

»Gib mir den genauen Text durch!« Danny begann vorzulesen: »Im Namen Razas, des Freiheitskämpfers, allen Ungläubigen zur Kenntnis: Ihr wart gewarnt worden, wir würden euch weitere Beweise dafür geben, dass wir die Macht haben, euch zu vernichten, wenn ihr nicht ohne Abstriche innerhalb der gesetzten Frist die Forderungen erfüllt, die wir im Namen der Unterdrückten des Islams an euch gestellt haben. Eines unserer tapferen Kommandos hat euch nun diesen neuen Beweis geliefert. Wir haben die Rassisten von Trekfontein ausgewählt, und das soll unsere letzte Warnung sein. Aber wir können euch versichern, dass Raza über genügend Anthrax-B-C verfügt, um jede eurer sündigen Städte auszulöschen. Und dies wird auch ohne jedes Zögern geschehen, wenn ihr nicht unsere Forderungen voll und ganz innerhalb der gesetzten Frist erfüllt. Dafür bleiben euch jetzt noch sechs Tage!«

Danny blickte auf. »Das war's. Angesichts der verhängten Nachrichtensperre wird das ja nun wohl unter Verschluss bleiben.«

Morton war jetzt ganz kalt, sachlich und nüchtern. Er hatte immer gewusst, dass dies passieren würde. »Und um was ging's beim dritten Anruf?«

Danny schaute auf einen weiteren Bogen in seiner Hand. »Wieder eine Frau, aber nicht dieselbe. Sie wirkte jünger, aber Dickerchen meint, es sei ebenfalls eine Griechin. Meine Leute sagen, der Ausgangspunkt des Anrufs müsse in einem Umkreis um Beirut liegen, dessen äußerster Radius achthundert Kilometer beträgt.«

»Jetzt gib mir mal den Text, Danny!«

»Ja, sofort: ›Der Prophet hat unsere Schwester von den Parfümen zu sich gerufen!‹ Nichts weiter.«

»Besten Dank, Danny. Gib es mir bitte noch schriftlich durch.«



Morton drückte auf einen Knopf, und der Bildschirm wurde wieder dunkel. Er starrte noch für einen Moment auf die letzten Bilder aus Trekfontein. Dort waren die Bulldozer schon dabei, das erste Massengrab auszuheben. Er wandte sich noch einmal an Vorag.

»Herr Minister, die Frau ist bereits weg und auf ihrem Heimweg. Es sieht aus, als ob sie schon Nairobi erreicht hat, und das bedeutet, dass sie geflogen sein muss. Wenn Ihre Leute auf den Flughäfen irgendwelche Hinweise auf jemanden erhalten, der der Beschreibung ähnelt, die ich Ihnen gegeben habe, dann lassen Sie es mich bitte wissen.«

Morton schaltete die Verbindung nach Südafrika ab. Kurz darauf empfing er per Fax die Kopien der Texte, die ihm Danny vorgelesen hatte. Er las die Blätter noch einmal aufmerksam durch. Dann griff er nach dem Telefon und rief Karschoff an.

»Herr Ministerpräsident, ich habe soeben den Eindruck erhalten, dass Raza plötzlich in erhebliche Schwierigkeiten geraten ist!«

Obwohl sie es nun schon mehrfach miterlebt hatte, war Nadine doch immer wieder von neuem über die jähren Stimmungswechsel Razas verblüfft.

Diesmal geschah es, als das Zodiakallicht am Himmel zu sehen war und der Frost auf den Sanddünen draußen vor dem Fenster ebenso glitzerte wie das zerstoßene Eis in dem Sektkübel, der neben dem Bett auf dem Boden stand.

Raza hatte die Champagnerflasche nach Faruk Kadumis Anruf aus London geöffnet, in dem dieser von den Bombenanschlägen berichtet hatte. Sie hatten miteinander angestoßen, und dann waren sie miteinander ins Bett gegangen. Nadine fand, dass es mit Raza von Mal zu Mal toller wurde. Ihr Liebesspiel war von der telefonischen Meldung aus Paris über die erfolgreichen Anschläge dort unterbrochen worden, der bald eine weitere aus den Vereinigten Staaten gefolgt war. Nadine hatte die Stimme des Mannes erkannt sie gehörte Raschid Harmoos, dem arabischen Millionär, der die Geldwäscherei für die Summen betrieb, die Raza für seine Dienste von den kolumbianischen Drogenbaronen erhielt. Raza hatte ihr schon Fotos von seinem Landsitz in Connecticut gezeigt, der wunderbar in der Nähe eines Ortes mit dem hübschen Namen Sweetmont gelegen war. Raza hatte Nadine versprochen, dass auch sie einmal in einer solchen Welt leben würde - manchmal konnte er wirklich sehr romantisch sein.

Schließlich war noch Lilas Anruf erfolgt, und im Anschluss daran hatte sich Raza über Nadine geworfen, wobei sein Körper im Licht der Sterne draußen vor dem Fenster glänzte. Er schien geformt wie aus ganz dunkler Bronze, und sie hatte das Empfinden, von warmem, schmelzendem Wachs erfüllt zu sein.

Raza hatte sein stetig drängendes Stoßen verstärkt und beschleunigt, bis sie sich zuckend unter ihm wand und ihn seufzend, stöhnend und wimmernd bat, es niemals aufhören zu lassen. Und dann kam dieser Anruf aus Beirut. Nadine sah Razas Erstaunen sofort, als das Telefon neben dem Bett klingelte - er rechnete mit keinem weiteren Anruf mehr. Schon als er den Hörer abnahm, war sein Gesicht zusammengezogen. Er lauschte und sagte kein Wort, schmetterte aber dann den Hörer mit solcher Gewalt auf die Gabel, dass diese abbrach.

Raza blieb auf Nadine liegen, und sie konnte sehen, wie das letzte Licht aus seinen Augen verschwand und dem Wahnsinn wich.

»Was war denn?« flüsterte sie. Er reagierte nicht auf ihre Frage. »Sag mir's doch!« flehte sie.

Seine Nüstern weiteten sich, und sein Atem wurde laut und heftig.

»Bitte!« sagte Nadine und schlang die Arme um ihn. Diese Bewegung brach den Bann. Raza schleuderte ihre Arme von sich und sprang fluchend aus dem Bett. Er riss die Champagnerflasche aus dem Sektkübel und schleuderte sie quer durchs Zimmer. Sie zerschellte an einem Gemälde, das Beduinenhirten in einem Tal des Libanons zeigte. Nadine hatte es bei ihrem letzten Besuch in Beirut als Geschenk für Raza gekauft.

»Was ist denn geschehen?« fragte Nadine noch einmal flüsternd.

Sie war voller Angst, wusste aber, dass sie das nicht zeigen durfte - Furcht bei anderen stachelte Razas Wut stets nur noch mehr an.

Raza wandte sich um, starrte sie an und fuhr fort, zusammenhanglos zu fluchen. Er stand kurz davor, durchzudrehen. So hatte sie ihn noch nie erlebt. Aber sie wusste, dass sie jetzt nicht vor ihm zurückschrecken durfte. Das konnte

schreckliche Gewalttätigkeit bei ihm auslösen.

Er tobte weiter, dann schwieg er erschöpft einen Augenblick und schaute sie mit blutunterlaufenen Augen an.

Nadine unternahm einen neuen Anlauf: »Rede doch, damit ich dir helfen kann!«

Der Wahnsinn zog sich wie ein Schleier über seine Augen, und Nadines Angst steigerte sich noch, nicht nur die Angst um sie selbst, sondern auch um ihn.

»Das Mädchen!« brüllte er plötzlich. »Sie ist tot!«

»Welches Mädchen?« fragte sie und zog die Decke enger um sich - nicht nur die Kälte ließ sie zittern, sondern auch der Klang von Razas Stimme.

»Die Griechin!« schrie Raza, nahm den Sektkübel vom Boden hoch und schleuderte ihn durch die Scheibe des großen Fensters, die mit einem lauten Krach zersprang.

Draußen hörte man das Getrappel herbeilaufender Füße und dann die Rufe der Wachen im Hof. Als sie Raza am Fenster sahen, zogen sie sich wieder zurück. Dieser blieb dort stehen und fuhr fort, wortreich zu fluchen.

Nadine blieb mucksmäuschenstill und wartete ab, dass der Wutausbruch verrauchte. Aber so lange hatte das noch nie gedauert. Gewöhnlich kehrte Raza rasch wieder über jene Schwelle zurück, die den Wahnsinn vom normalen Zorn unterscheidet. Er tat dann auch immer so, als sei nichts gewesen - und da Nadine ihn liebte, tat sie ihrerseits so, als glaube sie das auch.

Nach geraumer Zeit wurde er schließlich doch wieder ruhiger, sein Reden wurde verständlicher, und auch sein verkrampft Gesicht begann sich zu entspannen. Erst jetzt wieder wagte sie, ihn erneut zu fragen, was denn eigentlich geschehen sei.

»Eines der Mädchen, die ich nach Athen geschickt habe, ist tot«, berichtete Raza und trat vom Fenster zurück. Seine Worte

schienen in der kalten Luft zu zittern, die durch die zerbrochene Scheibe hereinströmte. »Wie kann ich dir helfen?«

Er stierte sie an, seine Kiefer nahlten. Sie zwang sich dazu, sich nicht zu rühren, sondern ihn nur aufmerksam und liebevoll anzublicken. Er begann, zwischen der Tür und dem Fenster auf und ab zu gehen. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf Nadine, näherte sich ihr aber nicht.

Plötzlich trat Raza zu dem Radioapparat, der auf dem Nachttischchen auf seiner Seite des Bettes stand. Er begann, auf der Senderskala herumzusuchen, hörte aber bei jedem gefundenen Sender nur kurz zu und drehte dann sofort weiter.

»Such mir einen griechischen Sender!« befahl er Nadine und nahm seine unruhige Wanderung durch das Zimmer wieder auf.

Nadine schlüpfte aus dem Bett, zog die Decke um die Schultern und kümmerte sich um das Radio.

In einer Ecke des Schlafzimmers erwachte ein Faxgerät zum Leben. Raza eilte hinüber und begann halblaut zu lesen. »Es ist die ältere der beiden, Zelda - sie ist tot«, berichtete er. »Bei einer Erkundung umgekommen. Lebendig verbrannt!«

Das wirre, wilde und oft fast unverständliche Reden, das neben zusammenhanglosen Gedankenketten typisch für Razas Anfälle war, kehrte diesmal nicht wieder. Raza begnügte sich damit, einen weiteren ellenlangen Fluch auszustoßen.

Dieser hätte fast die Mitteilung der Nachrichtensprecherin von Radio Athen überdeckt, dass mitten im Stadtzentrum von Athen ein Tanklastzug außer Kontrolle geraten und als ungeheurer Feuerball explodiert sei, der mindestens zwanzig Todesopfer gefordert habe.

Raza riss, nachdem die Übertragung beendet war, das

Blatt aus dem Faxgerät und wandte sich, es in zitternden Händen haltend, an Nadine.

»Sie hat fast alle Parfümflakons bei sich gehabt! Diese blöde,

verhurte Kamelstute hat sie doch tatsächlich mit sich herumgeschleppt! Sie sind alle weg! Alle vernichtet! Und nur wegen dieses unglaublich dummen Weibsstücks!«

Raza stand am Fenster und nahm weder die hereindringende Kälte wahr noch sonst irgend etwas - er musste diese Katastrophe erst mal verdauen.

Er war in kalten Schweiß gebadet und musste die Hände ineinander verschränken, um ihr Zittern zu verhindern. -Er konnte nicht stillstehen, sondern verlagerte jeden Augenblick sein Körpergewicht von dem einen Bein auf das andere. In seinem Kopf jagten sich die Gedanken, aber sie traten nicht über seine Lippen.

All diese vielen Monate der Planung und Vorbereitung! Vergeudet! Alle meine Träume - in nichts zerronnen! Was nur soll ich Muzwaz sagen? Etwa, dass es einer einzigen dummen Gans möglich gewesen war, alles zu verderben? Wie kann ich ihn jemals wieder überzeugen? Wie kann irgend jemand mir noch glauben, wenn ich behaupte, die Welt verändern zu können?

Raza wusste nicht, wie lange er so gestanden hatte, ehe ihm bewusst wurde, dass Nadine ihn etwas gefragt hatte.

»Sagte sie, wie viele Flakons übrig geblieben sind?« wiederholte Nadine ihre Frage.

Was spielte denn das noch für eine Rolle? So gut wie alle Parfümfläschchen waren vernichtet. Die gewaltigste Waffe, über die er jemals verfügt hatte, war von einem Feuer vernichtet worden, in dessen Nähe diese verhurte Kamelstute niemals hätte sein dürfen.

Raza drehte sich um und starrte Nadine an. Er warf einen Blick auf das Blatt Papier, dann wieder auf sie.

»Fünf Flakons! Das ist alles. Alle anderen - vernichtet!« flüsterte er.

Sie zwang sich, ganz ruhig zu sprechen. »Das reicht doch immer noch!«

Er trat auf sie zu. »Was sagst du da? Verstehst du denn nicht, du blöde...«

Nadine sprach schnell weiter. »Die werden doch niemals erfahren, dass du jetzt nur noch diese fünf Flakons hast! Und du hast selbst gesagt, dass ein solches Fläschchen ausreicht, um viele Tausende zu töten. Mit diesen fünf Flakons kannst du sie doch dazu bringen, dass sie glauben, du hättest noch fünfhundert oder gar fünftausend davon! Die werden nicht wagen, dir nicht zu glauben! Dafür haben die viel zuviel Angst! Du kannst sie doch bluffen...«

Nadine verstummte und schwieg. Razas Gesichtsausdruck hatte sich nicht verändert. Sie hatte schon Männer nur dafür sterben sehen, dass sie gewagt hatten, ihm die Wahrheit zu sagen.

»Verzeih, es tut mir leid. Ich wollte dir natürlich nicht etwa sagen, was du tun solltest.« Sie zog die Decke enger um sich, wie um sich zu schützen. »Bitte, ich wollte wirklich nicht...«

»Nein!« schrie Raza und rückte noch näher. Seine laute Stimme dröhnte in ihren Ohren. »Nein! Du hast ja ganz recht!«

Plötzlich lächelte er. Auch dieses Lächeln hatte sie schon an ihm gesehen. Wenn einer seiner Anfälle vorbei war, lächelte er in dieser seltsamen, gezwungenen Art.

Nadine schaute ihn mit weit aufgerissenen Augen erleichtert an. Sie wusste, dass sie jetzt nichts weiter sagen oder tun durfte. Eine Idee musste immer seine eigene sein.

Eine Weile starrten sie einander an, ohne ein Wort zu sagen. Dann nahm Raza sein stetiges Herumwandern im Zimmer erneut auf, wirkte dabei jedoch wieder ruhig und völlig beherrscht.

Als er zu sprechen begann, war sein Tonfall fast wieder

normal.

»Es könnte tatsächlich klappen. Dieser Zionist Morton wird sich die Gesamtmenge des Anthrax-B-C ausgerechnet haben. Und er wird auch wissen, dass ich nur sehr wenig davon gebraucht habe, um diese Rassisten auszumerzen. Er kann sich leicht ausrechnen, dass ich noch genug von dem Zeug habe, um in jeder der großen Städte der Zionisten alle Einwohner auszulöschen.«

Er wandte sich Nadine zu und grinste sie an. Diesmal war es ein natürlichcharmant Grinsen, das seine ebenmäßigen weißen Zähne enthüllte.

»Was du sagst, stimmt absolut. Da ist nichts, was Morton zu einer Änderung seiner Auffassung bringen könnte. Die Fläschchen, welche die Griechin mit sich führte, müssen sich in dem Wahnsinnsfeuer völlig aufgelöst haben. Und die fünf Flakons, welche die andere Griechin noch bei sich hat, werden völlig ausreichen, um uns ans Ziel zu bringen.«

Raza trat auf Nadine zu und packte sie fest um die Schultern. »Wir können es schaffen«, murmelte er, indem er auf sie hinunterblickte.

Sie reckte sich hoch und küsste ihn sanft und zart auf die Lippen. Dann flüsterte sie leise: »Aber du wirst jemanden als Ersatz für die Griechin brauchen.«

Raza trat einen Schritt zurück und schaute Nadine stirnrunzelnd an. Dann nahm er seine Wanderung durch das Zimmer wieder auf und erläuterte ihr dabei seine Überlegungen.

»Wenn Lila die Dinge in Athen wieder ins Laufen gebracht hat, muss sie Raschid aufsuchen. Der wirkte am Telefon sehr nervös - er schien mir darüber beunruhigt, dass diese Sache seine übrigen Geschäfte beeinträchtigen könnte. Lila wird es schon verstehen, ihn an seine Pflichten zu erinnern - und das ist jetzt, mit so wenigen verbliebenen Fläschchen, wichtiger als je zuvor.«



Nadine sagte entschlossen: »Ich werde nach Athen gehen!«

Raza starrte ihr ins Gesicht. »Du?«

Sofort wurde Nadine wieder unsicher und ängstlich.

»Du?« fragte Raza noch einmal - wieder mal war es ihr gelungen, ihn zu überraschen.

»Ja! Du brauchst doch dort jemanden. Wenn bisher zwei gebraucht worden sind, dann ist das doch auch weiterhin so. Las mich gehen!«

In Razas Büro neben dem Schlafzimmer begann das Telefon zu klingeln. Nur sehr wenige Leute kannten diese Nummer. Und von diesen würde nur ein einziger wagen, ihn um diese Stunde anzurufen. Raza lief hinüber und nahm den Hörer ab.

Ayatollah Muzwaz begann das Gespräch mit dem traditionellen Gruß »*Salaam alaikum!*«.

»*Alaikum salaam!*« antwortete Raza.

Dann fuhr der Mullah fort: »Wir haben die Nachrichten gehört. Ich muss Ihnen sagen, dass ich mit einigen meiner Kollegen große Schwierigkeiten hatte, weil Sie ihnen nicht gehorchten, indem Sie das Anthrax ohne ausdrückliche Genehmigung benutzten!«

Raza spürte, wie ihm der Schweiß am Körper hinunterzurinnen begann.

»Es war wichtig, o Erhabener, einmal auszuprobieren, ob es funktioniert. Diese rassistischen Schweine zu töten, war eine Pflicht gegenüber allem, woran wir beide glauben. Sagen Sie bitte den heiligen Männern, dass ich keineswegs ihre Autorität in Frage stellen wollte. Es ging mir lediglich darum, Ihnen allen zu zeigen, dass ich des großen Vertrauens würdig bin, das zu bewerkstelligen, was wir alle uns wünschen - die Vernichtung der Ungläubigen!«

Der Ayatollah ließ ein rauhes Lachen hören. »Sie reden ja schon wie ein echter Mullah! Aber Sie können ganz beruhigt

sein - ich habe meinen Kollegen gesagt, dass Sie richtig gehandelt haben. Unsere Segenswünsche gelten jenen, die Sie ausgesandt haben. Möge der große Prophet sie auf ihrem Weg beschützen und ihnen eine unversehrte Heimkehr gewähren!«

»Es wird ihnen eine Freude sein, Ihren Wünschen zu entsprechen, o Erhabener!« versicherte Raza, dem es nicht schwer fiel, sich der Ausdrucksweise der Mullahs anzupassen. Seine Bombenleger waren inzwischen sicher auf einer kolumbianischen Hazienda eingetroffen, die dem Medellin-Kartell gehörte. Sie würden dort bleiben, bis sich die internationale Jagd auf sie beruhigt hatte.

Die ältlich schnaufende Stimme fuhr fort: »Die Amerikaner haben inzwischen eine Million Dollar auf die Ergreifung Ihrer Leute ausgesetzt. Und sie haben, genau wie die Briten, eine Menschenjagd eröffnet, wie es sie bisher noch nicht gegeben hat. Die BBC und die Stimme Amerikas haben verbreitet, dass jeder Polizist, der irgendwie erreichbar war, darin einbezogen wurde. Überall lauern Spione, und die gesamten Streitkräfte sind in Alarmbereitschaft versetzt worden.«

»Das ist reine Demonstration«, versicherte Raza ruhig und selbstsicher. »Das dient alles nur dazu, um die eigene Bevölkerung zu beruhigen. Die wenigsten von ihnen haben Lust auf einen Krieg. Das konnte man doch schon sehen, als es um unseren Bruder Saddam Hussein ging. Und heute sind sie noch viel weniger bereit, sich auf einen Kampf einzulassen.«

Die Stimme des alten Mannes erhielt einen härteren Klang. »Wir haben allerdings auch den Sender der Zionisten gehört. Und der hat gemeldet, dass sie den Kriegszustand verkündet hätten - sie nennen das ›Situation Olive‹.«

»Dann haben sie tatsächlich Angst, o Erhabener!«

»Sie sollten sie nicht unterschätzen«, war die schroffe Antwort. »Wir haben von unseren Leuten in Paris auch gehört, dass eine große Diskussion zwischen all den Großen Teufeln

stattgefunden hat. Sie haben dabei beschlossen, alles in die Hand der Zionisten zu legen, und zwar unter Führung dieses Morton!«

Raza bezwang seinen Zorn. »Sie werden sich erinnern, o Erhabener, dass ich auch dies vorhergesagt habe. Sie haben schon immer diesen Juden dazu benutzt, ihre schmutzige Arbeit zu erledigen. Aber auch das wird die Dinge nicht ändern. Weder ihre Situation Olive< noch ihr Morton wird sie schützen. Das kann ich Ihnen absolut versichern!«

»Wir sind erfreut, das zu hören.« Es gab eine kurze Pause, dann fuhr der Ayatollah fort: »Die französischen Teufel sind die schwächste Stelle. Die haben schon immer versucht, sich ihren Frieden mit Geld zu erkaufen. Aber inzwischen brauchen wir ihr Geld nicht mehr. Das wird sie sehr unruhig stimmen, und Sie sollten das nutzen!«

»Ihre Worte fallen auf fruchtbaren Boden, o Erhabener!«

»Dann hören Sie weiter gut darauf, und wir werden auch weiterhin unser Gefallen an Ihnen haben!«

Der Anruf war beendet. Kein anderer als dieser alte Mann dort in Teheran hätte das gewagt. Aber wenn diese Sache vorbei war und die Menschen erst mal wussten, wem sie diesen Sieg zu verdanken hatten, würde auch er ihm den gebührenden Respekt erweisen - wie alle Welt!

Raza hing weiter seinen Gedanken nach. Er hatte die Nachgiebigkeit der Franzosen einkalkuliert. Die nächste Tonbandnachricht, die Al-Najaf übermitteln würde, enthielt die Forderung nach Freilassung der zweiunddreißig Fedajin, die von den Franzosen festgehalten wurden. Und wenn die Franzosen dem nachgeben würden, wäre das der Einstieg der Stein, der die ganze Lawine auslöste und die Entschlossenheit der anderen Großen Teufel ins Wanken bringen würde. Dann ständen die Zionisten ohne Verbündete da und ihr Morton ohne Macht. Dann würde er ihn erledigen und Rache für die Vergangenheit an ihm nehmen.

Als Raza gerade wieder ins Schlafzimmer zurückkehrte, ertönte ein behutsames Klopfen an der Tür.

»Wir sind bereit«, ertönte eine respektvolle Stimme.

Nadine war schon gegangen, um ihren Platz in der Truppe einzunehmen. Öffentlich machte Raza keinen Unterschied zwischen ihr und den anderen. Sie alle waren seine Werkzeuge, die er nach seinem Gutdünken einsetzte. Aber er konnte sich noch nicht entscheiden, ob er nun Nadine nach Athen schicken sollte oder nicht.

Raza kleidete sich rasch an und verließ das Schlafzimmer, ohne weiter auf die neuesten Meldungen von Radio Athen zu hören, die nun Details von jenem Unglück schilderten, das seinen Plänen fast ein Ende bereitet hätte.

Im ersten grauen Licht des Tages ging er vor die Villa hinaus. Für einen Augenblick verhielt er, um einen Blick über den Hof schweifen zu lassen. Dort standen die neuen Rekruten schweigend aufgereiht vor einem Podium. Auf dessen einer Seite hatte die Stammbesatzung des Lagers Aufstellung genommen - Ausbilder, Wachen und Fahrer. Unter ihnen befand sich auch Nadine, den Blick starr geradeaus gerichtet. Neben ihr stand ein kleiner Tisch mit einem Kassettenrecorder darauf.

Während Raza langsam über den Hof schritt, dachte er weiter über ihren Vorschlag nach. Sie hatte wie eine echte Revolutionärin gesprochen, bereit, in die Bresche zu springen. Aber war sie dazu fähig?

Er hatte noch keine Antwort auf diese Frage gefunden, als er vor dem Podium stehen blieb.

Er blickte hinüber zu dem hellen, orangefarbenen Schein, der gerade über dem Horizont heraufstieg und alles in sein warmes Licht zu tauchen begann. Die ersten Sonnenstrahlen vergoldeten den grob Zusammengezimmerten Thron mitten auf dem Podium und verliehen ihm eine gewisse Erhabenheit, die auch den Mann einbezog, der in kurzer Entfernung vom Podium dastand.

Er war mit den festlichen Gewändern und der Mitra eines katholischen Bischofs bekleidet, und die ungewöhnliche Kleidung unterstrich nur noch seinen hünenhaften Wuchs. Seine Augen unter schweren Lidern aber blickten furchtsam um sich.

Neben ihm waren Männer in schwarzen Priesterröcken aufgereiht. Ihre Hände waren gefaltet und ihre Köpfe geneigt, als seien sie ins Gebet vertieft.

Der Mann wandte sich beschwörend an Raza. »Bitte geben Sie mir doch Gelegenheit zu einer Erklärung!« Seine Stimme war überraschend hell und musikalisch.

Raza kümmerte sich nicht um die Bemerkung des Mannes. Vor einer Woche hatte er bei einem Waffengeschäft in Damaskus ein Betrugsmanöver versucht, und Raza hatte angeordnet, dass er hierher geschafft wurde.

Der Hüne nagte an seinen Lippen. »Warum stecken Sie mich in diese Verkleidung? Das beleidigt meinen Glauben!«

Raza blickte dem Mann in das fahle, schwammige Gesicht, dem auch das Morgenrot keine Farbe zu verleihen vermochte. Er wollte sich vor Raza flehend auf die Knie fallen lassen, doch seine Bewacher rissen ihn hoch, woraufhin er zu weinen begann und unter Tränen wimmerte.

»Still!« Razas Befehl klang wie ein Pistolenschuss.

Raza wandte sich den Reihen der Angetretenen zu. »Unser Kampf hat begonnen!« donnerte er. »Während dieser Nacht haben unsere Kameraden den ersten Schlag geführt!«

Er berichtete sodann über die Bombenanschläge auf die Hotels und das Attentat in Trefontein. Als er geendet hatte, brach das erwartete Jubelgeschrei aus. Er ließ ihm freien Lauf, denn es war wichtig, dass sie jeden Sieg feierten.

»*Inschallah!* Tod unseren Feinden!«

Als Raza das Gefühl hatte, sie hätten sich genug ausgetobt, hob er die Hand, und sofort breitete sich völlige Stille aus. Er

schaute zu Nadine hinüber - ihre Augen glänzten voller Stolz.

»Unsere Feinde halten ihren Glauben für mächtiger als den euren!« fuhr Raza fort. »Sie haben viele Mullahs, aber keiner von ihnen ist schlimmer als der Kardinal des Libanons. Er hasst alles, woran ihr glaubt! Mehr als jeder andere ist er euer Feind!«

Von neuem stieg das Gebrüll in den Himmel.

»*Inschallah! Tod* unseren Feinden!«

Erneut gebot Raza ihnen Schweigen.

Er wandte sich dem riesigen Mann zu und nickte. Die Fedajin schleiften und schoben ihn die Stufen hoch, die auf das Podium führten, und schlugen erbarmungslos auf ihn ein, als er sich zur Wehr setzte. Sie setzten ihn auf den grob gefertigten Thronessel und banden ihm Arme und Beine daran fest. Dann ließen sie ihn allein.

Die Sonne war inzwischen voll aufgegangen und vergoldete Mitra und Gewand der Gestalt auf dem Thron.

Raza nickte Nadine zu, und diese schaltete den Kassettenrecorder ein. Plötzlich erfüllte der Gesang einer Hymne aus vielen tausend Kehlen die Luft. AJ-Najaf hatte ihn bei der üblichen Mittwochnachmittagsaudienz des Papstes auf dem Petersplatz in Rom aufgenommen.

Die Angst des Mannes auf dem Podium wuchs.

Die Reihe der Männer in den schwarzen Priestergewändern ordnete sich neu. Die Hände in den weiten Ärmeln vor dem Leib verschränkt, trat der erste von ihnen auf das Podium zu. Das Geschrei der uniformierten Rekruten übertönte jetzt den Gesang vom Tonband. Der Mann im Priesterrock blieb einen Augenblick vor dem auf dem Thron festgebundenen Hünen stehen, der wimmernd gegen seine Fesseln ankämpfte, beugte die Knie und trat dann zur Seite. Der Mann unter der Mitra sackte erschöpft zusammen, und die Tränen rannen ihm übers Gesicht.

Razas Stimme übertönte das Geschrei. »Unsere Feinde sollen leiden, wie wir gelitten haben! Nackt und hungernd sollen sie aus dem Land getrieben werden, wie sie uns vertrieben haben! Sie sollen unser Feuer und unser Schwert spüren, wie wir das ihre gespürt haben! Ihre Herzen sollen zittern vor Angst wegen der Schandtaten, die sie uns angetan haben!«

Eine weitere Gestalt im Priestergewand trat vor und beugte die Knie. Das Gebrüll der Uniformierten schwoll erneut an und wurde wieder übertönt von Razas lauter Stimme: »Reinigt unser Land! Tötet unsere Feinde! Wir fordern dies im Namen Allahs!«

Die Mullahs hatten immer gefordert, man müsse eine Reinigung versprechen.

Raza blickte zu der dritten Gestalt, die sich vor dem Podium verneigte. In Rom würde der Höhepunkt der Eröffnungszeremonie auf dem Petersplatz darin bestehen, dass jeder Priester vor die Tribüne trat, auf welcher der Papst mit den Kardinalen versammelt war, um den Segen zu erbitten.

Die Welle atavistischer Wut, die rings um Raza aufbrandete, peitschte ihn noch weiter an. »Ihr braucht den Tod nicht zu fürchten! Der Tod garantiert euch das Paradies!«

Er selbst glaubte daran nicht mehr. Irgendwann im Laufe seines Weges - wann das gewesen war, hätte er nicht mehr sagen können - hatte er den Tod zu fürchten begonnen. Niemand war sicher, was dann folgte.

Eine weitere schwarzgewandete Gestalt trat heran, beugte die Knie und schritt weiter. Das Geschrei der Menschenmenge drohte außer Kontrolle zu geraten. Für Raza war es eine befriedigende Bestätigung dafür, dass er die Massen aufpeitschen konnte. Sie würden sterben für ihn, genauso wie jener Mann, der gerade an die Gestalt auf dem Thron herantrat, um sich vor ihr zu verneigen. Er verhielt sich genauso wie die anderen vor ihm, sein Blick war fest auf den völlig zusammengebrochenen Mann mit der Mitra gerichtet.

Nadine sah diesen Blick, und sie spürte, wie jedes Haar an ihrem Körper sich sträubte und ein kalter Schauer ihr über die Haut lief. Sie kannte diesen Blick - alle Männer Razas, die schon getötet hatten, hatten ihn an sich.

Raza hielt sich bei der Wahl seiner Worte genau an seinen Zeitplan, als er nun ausrief: »Es gibt keinen Gott außer dem wahren Gott, und Mohammed ist sein Prophet...«

Er unterbrach sich kurz, um einen Blick auf den Vertreter der Mullahs im Lager zu werfen. Der Geistliche mit seinem strengen Gesicht stand schweigend und aufmerksam neben dem Podium.

Raza beendete seinen Satz: »... und Ayatollah Muzwaz ist sein wahrer Führer hier auf Erden, größer als alle anderen!«

Nadine sah, wie der Geistliche nickte und Raza seine Hand hob, um den Rekruten Schweigen zu gebieten. Sie sah, wie der Mann im schwarzen Priesterrock seine Knie beugte und der Hüne unter der Mitra den Mund zu einem Schrei der Qual öffnete. Die Bewegung des Mannes im Priestergewand aber, mit der dieser die Pistole aus seiner Soutane zog und vier Schüsse auf die Gestalt auf dem Thron abgab, war so schnell, dass Nadine sie nicht sah.

Alles, was sie sehen konnte, war, dass die Mitra und die Schädeldecke des Mannes in die Luft gewirbelt wurden und das helle Blut im Sonnenlicht funkelte. Noch als die Schüsse verklungen waren, pulste das Blut des Mannes wie aus einem geplatzten Rohr.

Der Killer neigte den Kopf vor Raza, und dieser winkte ihn zu sich.

In dem verblüfften Schweigen brauchte Raza seine Stimme nicht zu heben. »Auf diese Art verfare ich mit unseren Feinden!«

Er wandte sich dem Mörder zu. »Beglückwünscht ihn, denn er wird nun bald nach Rom gehen, um dort unseren Feind zu töten.



Dann wird man seinen Namen mit Hochachtung in allen Moscheen des Islams nennen!«

Ein neuer Schrei brandete aus den Kehlen der versammelten Rekruten auf: »*Inschallah!* Tod unseren Feinden!«

Raza entließ die Rekruten und ging in die Villa zurück, um Al-Najaf anzurufen und ihm mitzuteilen, die »Kostümprobe« für die Ermordung des Kardinals habe perfekt geklappt.

Als er jedoch in die Villa kam und einen Blick auf die Uhr warf, entfuhr ihm ein ärgerlicher Seufzer - inzwischen war Al-Najaf zweifellos zu seiner morgendlichen Joggingrunde aufgebrochen. Daher setzte er sich an seinen Schreibtisch und zerbrach sich weiter den Kopf darüber, ob er Nadine nach Athen schicken sollte - oder lieber doch nicht...

Mahmoud Al-Najaf, von jenem unerschütterlichen Glauben an seine Sache erfüllt, der einem tief religiösen Menschen ebenso zu eigen ist wie einem fanatischen Terroristen, war tief befriedigt in dem Gefühl, alles aufs beste für die Ermordung des libanesischen Kardinals vorbereitet zu haben. Er war gerade dabei, in seinem Apartment, das einen Ausblick auf den weiten gepflasterten Marktplatz hinter dem Pantheon im Zentrum Roms bot, seinen Gebetsteppich sorgfältig nach Mekka auszurichten.

Er zog seine Maßgefertigten Schuhe aus - der einzige Luxus, den er sich bei sonst spartanischer Lebensweise leistete -, kniete nieder und verneigte sich dreimal, dabei jedes Mal den Boden mit dem Kopf berührend. Dann begann er mit halblauter, aber deutlicher und fester Stimme zu beten, wie sein Vater ihn das gelehrt hatte.

Es waren die Worte des *Ummu'l-Qumn*, der Einleitungssure »Die Öffnende«, des heiligsten aller Gebete, die dieser ungläubige Kardinal aus dem Libanon das »Vaterunser der Moslems« in einem seiner früheren Aufrufe zu religiöser Einheit zu nennen gewagt hatte.

Nachdem er die Einleitungszeilen gesprochen hatte, legte Al-Najaf eine kurze Pause ein und fuhr im Gebet fort, mit etwas tieferer Stimme den Beginn der zweiten Sure rezitierend: »Im Namen Allahs, des Erbarmers, des Barmherzigen! Lam, *Mim*.«

Erneut schwieg er, nachdem er diese drei Buchstaben des arabischen Alphabets ausgesprochen hatte, denen mystische Bedeutung zugesprochen wurde.

Dann fasste er sein persönliches Anliegen in die Worte: »Lenke die Hand deines Dieners, dass sie deiner würdig ist und es ihm gelingt, die böse Stimme deines Feindes zum

Verstummen zu bringen, der versucht, deine Reinheit zu beschmutzen!«

Al-Najaf verharrte noch eine kurze Weile auf den Knien. Mit geschlossenen Augen rief er sich seine Pilgerfahrt nach Mekka in Erinnerung, bei der er gemeinsam mit fast einer Million anderer auf dem Heiligen Platz gekniet und versprochen hatte, lieber sterben zu wollen als zuzulassen, dass die Macht des Islams abnahm. Als er damals dort gebetet hatte, hatte er die Gewissheit verspürt, dass Allah - wie die Mullahs dies versichert hatten - ihn höre.

Als er sich jetzt wieder erhob und seinen Gebetsteppich einrollte, durchströmte ihn die gleiche Empfindung. Allah wollte, dass dieser Kardinal der Ungläubigen starb. Es wäre nur die gerechte Strafe, von welcher der Koran sprach.

Al-Najaf begann im Wohnzimmer herumzuwandern, das einen weiten Ausblick auf die Dächer und Giebel, Türme und Kuppeln Roms bot. Er war ein schwerer, untersetzter Mann mit einer merkwürdigen Art zu gehen - als ob Federn in seine Beine eingearbeitet seien. Er hatte ein rundliches, wenig ausgeprägtes Gesicht, das milde und gütig wirkte.

Seine gefällige, freundliche Art hatte ihm über Jahre hinweg beste Dienste bei seinen Operationen geleistet. Er hatte stets nach Belieben kommen und gehen können, ohne jemals verdächtigt zu werden. Vor einem Jahr aber hatte Raza ihm mitgeteilt, dass er von den Zionisten zum Tod verurteilt worden sei. Seitdem war er nur noch vorsichtiger geworden. Aber die Schwierigkeiten und Probleme seines jetzigen Auftrags hatten es mit sich gebracht, dass er wesentlich länger in Rom bleiben musste, als ihm das lieb war. Das war mit dem Risiko verbunden, dass die Zionisten ihn aufspürten. Um diese Gefahr zu vermindern, hatte er wie üblich eine andere Identität angenommen.

Der Raum wies alle Merkmale seiner Tarnung als kurzzeitig

hier tätiger Auslandskorrespondent auf: Überall lagen Stapel mit Zeitungen, auf dem Tisch stand eine mechanische Reiseschreibmaschine, halbbegraben unter Presseberichten. Ein gemieteter Fernschreiber spuckte in einer Ecke gerade die neuesten Meldungen aus. Lange Streifen mit Fernschreibmeldungen hingen an durch den Raum gespannten Schnüren wie Wäsche an der Leine. Er hatte sich die größte Mühe gegeben, die anderen Bewohner des Hauses davon zu überzeugen, dass er Korrespondent einer Kairoer Zeitung war, der aus Rom über die bevorstehende ökumenische Konferenz zwischen Moslems und Christen berichten wollte, die der Papst einberufen hatte.

Al-Najaf blickte zu dem Fernschreiber. Noch immer waren die beherrschenden Themen die Bombenanschläge auf die Hotels und die Katastrophe von Trekfontein. Aber merkwürdigerweise wurde nichts über die Forderungen gesagt, die er an drei Sender durchgegeben hatte. Das letzte Tonband, das von Lila vorab als Bekenntnis zum Anschlag von Trekfontein besprochen worden war, steckte noch im Anrufbeantworter, den er zu einem Sender umgebaut hatte.

Die Ungläubigen mussten eine Nachrichtensperre verhängt haben. Aber das spielte keine Rolle - die Welt würde dennoch bald die Wahrheit erfahren.

Al-Najaf blieb vor dem großen Fenster stehen. Der Hund von Vermieter nahm einen saftigen Aufschlag für diesen prächtigen Ausblick. Aber das war egal - der Tag war nicht mehr fern, an dem er wie all die Millionen seiner Art, welche die Araber ausbeuteten, dafür die Zeche zahlen würde. Keine noch so große Menge von Weihrauch, keine noch so große Zahl geweihter Kerzen würde ihn vor dem mächtigen Schwert der Rache schützen. Und diese Stadt hier würde den passenden Hintergrund abgeben für eine Tat, die ihnen allen zeigen würde, welches der reine Glaube war.

Al-Najaf hatte ein wahres Theaterstück inszeniert, um ihnen

das unübersehbar zu demonstrieren.

Kurz bevor der von Raza bestimmte Vollstrecker zum Petersplatz ging, würde er von Al-Najaf eine Zyanidkapsel erhalten. Wenn er den Kardinal getötet hatte, würde er sich zur entsetzten Volksmenge umdrehen, die Eingangsworte der *Sure Arrad* sprechen und dann die Kapsel zerbeißen, um den Ungläubigen zu zeigen, dass ein Kämpfer des Islams den Tod nicht fürchtet.

Al-Najaf selbst würde freilich nicht Zeuge dieser Szene sein - er würde sich schon auf dem Rückflug nach Tripolis befinden, um die Anerkennung Razas zu empfangen und zur Belohnung ein ganz junges Mädchen. Die letzten Wochen der erzwungenen Enthaltsamkeit waren ihm nicht leicht gefallen, und er hatte sie nur ertragen, indem er sich streng an das von Raza verordnete umfassende Fitnessprogramm hielt. Daher ging er auch jetzt rasch in das Schlafzimmer und zog sich den Jogginganzug und die dazugehörigen Schuhe an. Dann begann er mit Dehn- und Lockerungsübungen für die Muskeln, die er jedoch unterbrach, um im Wohnzimmer das Tonband aus dem Anrufbeantworter zu nehmen.

Er trat damit an den kleinen Safe, den er erworben hatte, stellte die Schlosskombination ein und öffnete seine Tür. Im Safe lagen sein falscher ägyptischer Pass, sein Flugticket und die Abrechnungsunterlagen über die Gelder, die er von Raza zur Deckung seiner Ausgaben erhalten hatte. Neben zwei Bündeln mit dem verbliebenen Geld lagen zwei Tonbänder, von denen er das eine gegen das besprochene austauschte, das er in der Hand hielt. Nachdem er den Safe wieder verschlossen und gesichert hatte, legte Al-Najaf das neue Band in das Gerät ein und hörte Lila sprechen.

»Im Namen Razas, des Freiheitskämpfers, an die französische Regierung! Unabhängig von der Erfüllung aller anderen Forderungen, die wir an alle Ungläubigen gerichtet haben, müsst ihr innerhalb von vierundzwanzig Stunden nach Eintreffen

dieser Botschaft die zweiunddreißig Fedajin, tapfere Helden unserer Revolution, freilassen, die in euren Gefängnissen schmachten. Die Nichterfüllung dieser Forderung wird sofortige Bestrafung nach sich ziehen!«

Al-Najaf spulte das Band zurück, nahm die Kassette heraus und steckte sie, einem plötzlichen Impuls folgend, in seine Tasche. Die Kühnheit dieser Forderung war, wie die aller anderen, ohne Beispiel. Aber wie könnten sie es wagen, ihr nicht zu entsprechen?

Es musste ein erhebendes Gefühl sein, mit diesem Tonband in der Tasche durch die Straßen von Rom zu laufen vergleichbar den Gefühlen, die den Propheten durchströmt haben mochten, als er unerkannt durch die Hauptstadt der Zionisten, Jerusalem, gegangen war und einen feierlichen Eid geschworen hatte, er werde sie eines Tages zerstören.

Al-Najaf fuhr mit dem altersschwachen Lift hinunter ins Erdgeschoß und trat auf den Platz hinaus, um seinen gewohnten Dauerlauf aufzunehmen. Der Peugeot auf der gegenüberliegenden Seite der *Piazza* fiel ihm nicht auf.

Im Wagen saßen Wolfie und Michelle, er im Gewand eines Priesters, sie als Nonne verkleidet. Im Autoradio beschäftigte man sich noch immer mit den Zerstörungen der zwölf Hotels, dem Anschlag auf Trefontein und der Tanklasterexplosion in Athen.

Michelle runzelte die Brauen. »Ich habe Mühe, mir eine Verbindung zwischen Raza und dieser Tankzugexplosion in Athen vorzustellen. Eine ganze Erdölraffinerie wäre doch viel eher sein Stil!«

Wolfie sah, wie Al-Najaf in eine Seitenstraße einbog, und ließ den Motor an.

»Keine Bekennermeldung bisher«, antwortete er.

Michelle griff nach der großen Umhängetasche, wie man sie neuerdings auch bei Nonnen sehen konnte. Sie langte hinein und

schraubte den Schalldämpfer auf ihre schwere tschechische Pistole.

»Scheint ein schöner Tag zu werden«, meinte Wolfie und steuerte den Wagen in die andere Richtung als die, in der Al-Najaf verschwunden war.

Er fuhr am Pantheon vorbei. Die ersten Cafés machten auf. Ein großer Lastwagen versperrte Wolfie die Durchfahrt, er beugte sich zum Fenster hinaus und rief dessen Fahrer in fließendem Italienisch zu: »Entschuldige, mein Sohn, aber ich muss dringend zu einer Messfeier!«

Der Fahrer des Lasters entschuldigte sich seinerseits und setzte sein Fahrzeug zurück, so dass Wolfie in die enge Via Santa Chiara einfahren konnte. Der Peugeot hoppelte dabei über Pflastersteine, die vielleicht schon Cäsar hier hatte legen lassen.

Wolfie parkte den Wagen mit laufendem Motor gegenüber der Kirche Unserer Lieben Frau zur Guten Hoffnung. Michelle stieg aus, warf sich die Tasche über die Schulter und ging in die Kirche. Wolfie blieb hinter dem Steuer sitzen und griff nach einem Gebetbuch. Auf dem Sitz neben ihm lag eine Luger, ebenfalls mit Schalldämpfer versehen.

Michelle tauchte in der Kirche zwei Finger in das Weihwasserbecken und bekreuzigte sich, ehe sie in der letzten Bank dicht hinter dem Eingang Platz nahm. Auch jetzt waren hier, wie schon bei ihren vorhergehenden Besuchen, nur ein paar alte Frauen in der Kirche. Michelle schlug ein Gebetbuch auf und schien tief in ihre Andacht versunken.

Die alten Frauen waren bei den schmerzhaften Geheimnissen des Rosenkranzes angelangt, als Michelle die Kirche wieder verließ. Sie blieb vor dem Eingang stehen und lauschte auf ein sich von links näherndes Geräusch, in dem bald das rhythmische Keuchen eines Joggers zu erkennen war.

Zwanzig Meter vor dem Peugeot führte die Straße scharf um eine Ecke. Von dort tauchte jetzt Al-Najaf auf. Der Schweiß

rann ihm über das Gesicht, mit hämmernden Lungen stampfte er über die Pflastersteine, den Mund weit geöffnet.

Michelle sah, wie Wolfie sich zur Beifahrertür hinüberbeugte und diese weit öffnete, Al-Najaf freundlich entgegenschmunzelnd.

Sie sah noch Al-Najafs erstaunten Blick, dann war er an ihr vorbei.

Michelle trat in die Mitte der Straße und rief Al-Najaf laut auf Arabisch zu: »Mahmoud Al-Najaf, drehen Sie sich um!«

Er stolperte noch ein, zwei Meter weiter, und sie wiederholte ihren Ruf: »Drehen Sie sich um!«

Das letzte, was Al-Najaf auf Erden sah, war eine breitbeinig mitten auf der Straße stehende Nonne, die mit beiden Händen ihre Waffe umklammerte.

Michelle traf ihn fünfmal - zweimal ins Herz, dreimal in den Kopf.

Als er stürzte, fiel die Tonbandkassette aus seiner Hosentasche.

Michelle rannte auf den Wagen zu, dessen Beifahrertür weit aufschwang. Kaum innehaltend beugte sie sich hinunter und nahm die Tonbandkassette auf, die sie zusammen mit ihrer Waffe in die Umhängetasche schob. Dann sprang sie in den Peugeot.

Nur neun Minuten später parkte Wolfie den Wagen in der Nähe der Spanischen Treppe und ging mit Michelle ins Hotel Hassler.

Sie hatten das Hassler gewählt, weil es allen Angehörigen geistlicher Berufe einen erheblichen Nachlass gewährte und andererseits keine Kreditkarten akzeptierte. Niemand würde dort also etwas dabei finden, dass eine Nonne und ein Priester ihre Rechnung bar bezahlten.

Fünfzehn Minuten später hatten sie sich bereits abgemeldet. Der Volvo stand am vorgesehenen Platz in der Via Condotti,



Michelle hatte die Schlüssel dafür in der Tasche. Wolfie wies den Weg, aufrecht und streng auf dem Beifahrerplatz sitzend, wie er dies an Priestern beobachtet hatte. Michelle fuhr vorsichtig und verhalten, wie sie dies von Nonnen kannte. Rasch erreichten sie die Autobahn nach Florenz.

Eine Weile fuhren sie in völligem Schweigen, dann sagte Michelle, nachdem sie gerade die Stadtgrenze von Rom hinter sich gelassen hatten: »Wir sollten uns mal das Tonband anhören!«

Wolfie fischte es aus Michelles Umhängetasche und schob es in den Kassettenrecorder unter dem Armaturenbrett. Er ließ das Band einmal ablaufen, beide lauschten schweigend, dann spulte er es zurück und spielte es noch einmal ab. Wolfie schaute Michelle an.

»Ich wüsste gern, um was es bei den ›anderen Forderungen geht.«

»Raza will sie Kleinkriegen«, meinte Michelle.

»Ich hoffe nur, dass deine Regierung nicht nachgibt.« Wolfie gab sich keine Mühe, die Zweifel in seiner Stimme zu verbergen.

Michelle runzelte die Brauen. »Gewöhnlich tun sie's. Dann folgen die anderen. Morton nennt das den ›Domino-Effekt‹. Er muss das hier zu hören kriegen.«

»Aber gewiss doch«, antwortete Wolfie und ahmte dabei Mortons Tonfall so gut nach, dass Michelle lachen musste. Wolfies Fähigkeit der Imitation hatte schon bei manchem gemeinsamen Auftrag für Erheiterung gesorgt.

Er spielte das Band ein weiteres Mal ab.

»Jede Regierung wird sich heftig den Kopf zerbrechen müssen, wenn sie vor der Wahl steht zwischen der Freilassung einer Bande von Terroristen und der drohenden Sprengung weiterer Hotels oder einem zweiten Trekfontein«, meinte

Wolfie.

»Warum soll man sie nicht freilassen, um sie dann erbarmungslos zu jagen und umzulegen?«

Wolfie schaute sie grinsend an. »Meine Güte, Michelle gibt's noch mehr von der Art in eurer Familie?«

»Noch schlimmere - meine Mutter würde sich wegen ihrer Freilassung keine Gedanken machen.«

Sie fuhren schweigend weiter. Rechts und links der Autobahn war die Weinlese beendet, man hatte wohl gerade die letzten Trauben in die Keltern geschafft. »Er wird ein Team zusammenstellen«, sagte Wolfie. »Dazu wird er uns brauchen«, antwortete Michelle. »Aber gewiss doch!« Wieder lachte Michelle.

Nach ein paar weiteren Kilometern verließen sie die Autobahn und bogen auf ein Sträßchen ab, das sich zwischen Oliven- und Zitrushainen durchschlängelte. Nach etwa eineinhalb Kilometern sah Wolfie die kleine Steinpyramide, die das Zeichen für sie war, in einen Zitrushain abzubiegen. Dort parkten sie den Wagen, und Michelle griff in die Tasche, um einen Zettel herauszuziehen.

»Fünf und neun«, sagte sie dann. »Und ein Schnitt quer über den Stamm.«

»Typisch Bitburg«, meinte Wolfie. »Der hat vielleicht noch niemals in seinem Leben einen Zitronenbaum gesehen.«

Beide lachten und schritten weiter in die Pflanzung hinein. Bitburgs kindliche Freude an Erkennungszeichen war hinlänglich bekannt. Beim Weitergehen zählten sie. Am fünften Baum in der neunten Reihe sahen sie dann die Kerbe quer über die Rinde.

»Ich hole den Spaten und die Reisetasche«, sagte Wolfie. Als er zurückkehrte, hatte Michelle schon ihr Nonnengewand ausgezogen, und auch er legte rasch seine Priesterkleidung ab.

Sie schlüpfen in die sportliche Kleidung aus der Reisetasche, und Wolfie hob eine kleine Grube unter dem bezeichneten Baum aus, in die Michelle die abgelegten Kleider und die Perücke stopfte, die sie als Nonne getragen hatte. Wolfie schaufelte das *Loch* wieder zu und trat dann die Erde fest. Der »Aufräumer« des Mossad in Rom würde die Kleidung abholen und sie verbrennen und auch dafür sorgen, dass eine Autowerkstatt, die keine überflüssigen Fragen stellte, sich um den Peugeot kümmerte.

Am Flughafen von Florenz gab Wolfie den gemieteten Volvo zurück, und beim Durchgang durch die Sperre zeigten sie ihre Schweizer Pässe vor. Anschließend wählte Michelle an einem der Telefone im Abflugwarteraum eine bestimmte Nummer in Tel Aviv.

»Es waren schöne Ferien«, meldete sie, »und ich habe etwas gefunden, das Sie sich unbedingt anhören sollten!«

»Sehr schön«, antwortete Morton. »In London gibt's Arbeit. Wir sollten uns alle dort treffen.« Damit hingte er auch schon auf. Als Michelle das Wolfie berichtete, lächelte er - ja, sie waren wieder dabei.

Morton war gleich nach Michelles Anruf zum Flughafen Lod gefahren. Dort schaute er jetzt aus dem Fenster des Kontrollturms zu, wie die Concorde einschwebte, die Steves und Dollys Leichen heimbrachte.

»Nairobi, Addis Abeba und jetzt irgendwo südlich von Kabul«, meldete Danny, der seitlich von ihm gerade einen Telefonhörer auflegte. »Das ist genau ihre Strecke!«

Morton wandte sich vom Fenster ab. »Immer vorausgesetzt, daß Raza tatsächlich in Afghanistan ist.«

»Es ist das klarste, was wir bisher mitgekriegt haben. Dickerchen beteuert, es sei immer dieselbe Stimme wie auf den Tonbändern mit den Forderungen. Und sowohl Comint wie Elint

bestätigen die Ausgangspunkte der Anrufe.«

Morton wusste, dass Danny auf die Techniker von Comint. Communication Intelligence, und von Elint, Electronic Intelligence, schwor. Die Leute der beiden Erkennungsdienste konnten ein Netz von vielen hundert Quadratkilometern Ausdehnung über jeden beliebigen Punkt der Erde auswerfen.

Seit sie den ersten Anruf aus Nairobi aufgeschnappt hatten, waren ihre elektronischen Lauscher in die Atmosphäre gerichtet, und sie hatten auch wirklich die Stimme dieser Frau in der Nähe des altersschwachen Flugplatzes von Addis Abeba aufgefangen. Ein paar Stunden später nochmals, diesmal aus der Umgebung von Kabul.

»Gute Arbeit, Danny. Aber noch immer keine Empfangsbestätigung?«

»Leider nicht - und ich rechne eigentlich auch nicht damit. Sie meldet sich ja immer nur ganz kurz von unterwegs. Dieses raffinierte kleine Luder ist fähig, mitten im Flug die Richtung zu ändern, wenn das ihr Herr und Meister von ihr erwartet.«

»Und von dem anderen Mädchen noch immer nichts?«

»Kein Pieps mehr.«

Morton schaute zum Fenster hinaus. Die Concorde fuhr gerade ihr Fahrwerk aus.

»Unser hässliches Entlein«, murmelte Danny.

Keineswegs, befand Morton - weit eher ein stolzer Vogel mit einem bedrohlich wirkenden Schnabel. Von Tel Aviv nach London und zurück in weniger als fünf Stunden - mit zweihundert Tonnen Nutzlast im Tempo einer Hochgeschwindigkeits-Gewehrkegel, von Jerusalem bis hierher in dreißig Sekunden.

Seit sie hier waren, hatte der Funktionär der El Al Danny und ihn mit Angaben gefüttert. Jeder hatte so seine eigene Methode, die Gedanken an den Tod zu vertreiben.

Morton blickte Danny an. »Raza könnte so ein Gerät zur Tonversetzung benutzen. Der sitzt vielleicht in Beirut und täuscht uns alle damit.«

»Möglich war's natürlich - aber Comint und Elint haben gerade eine Nachricht aufgeschnappt, die von seinem Beirut Büro aus genau in diese Ecke unweit von Kabul geschickt wurde!«

»Und um was ging es dabei?«

»Nochmals um diese Frau mit dem Parfüm, die der Prophet zu sich gerufen habe.«

Danny blinzelte Morton an. »Ob die vielleicht das Zeug zur Deckung parfümiert haben?«

Morton schaute Danny sorgenvoll an. »Da könntest du auf was gestoßen sein. Die Frau in Nairobi hat ebenfalls Parfüm erwähnt. Sie könnte das Anthrax nach Trekfontein in einem Parfümflakon geschafft haben. Eine Frau erregt damit keinerlei Verdacht. Sie könnte genau das gemeint haben, als sie mitteilte, das Wasser sei parfümiert. Und wir wissen ja, dass Raza mehr Frauen einsetzt als je ein Terrorist vor ihm. Nehmen wir mal an, eine habe bereitgestanden, um noch mehr von diesem Gift zu verbreiten, und es sei ihr etwas zugestoßen. Vielleicht ist sie bei einem Unfall umgekommen oder sonst wie gestorben, während sie dieses Anthrax bei sich hatte. Das würde der Meldung, ›der Prophet habe sie zu sich gerufen«, einen Sinn geben!«

Danny schüttelte den Kopf. »Wenn Bitburg dich jetzt hören könnte, würden ihm die Augen aus dem Kopf fallen! Das setzt ja wahnsinnig was voraus! Und wo sollen wir da bloß anfangen?«

»Deine Leute haben doch gesagt, der Anruf sei von einem Punkt erfolgt, der innerhalb eines Umkreises von nicht mehr als achthundert Kilometern rund um Beirut liegen müsse. Das ist doch ein Anfang - da haben wir manchmal schon weniger gehabt!«

»Da könnte aber der Ausgangspunkt immer noch in der Nähe von Kabul liegen - das ist auch nicht weiter als achthundert Kilometer von Beirut in östlicher Richtung«, wandte Danny ein.

»Gut und schön«, erwiderte Morton. »Aber mein Bauch sagt mir, dass wir besser westlich von Beirut suchen sollten. Jetzt, da es losgeht, wird Raza in der Nähe des Schauplatzes sein wollen. Ich wette darauf, dass der irgendwo in Europa steckt!«

Der Funktionär erschien mit feierlichem Gesicht. »Möchten Sie bei der Entladung dabei sein?«

»Danke, nein«, antwortete Morton. Die Concorde wurde zu ihrem Standplatz geleitet. In letzter Zeit war es ihre Hauptaufgabe gewesen, die führenden Staatsmänner Israels zu den Vereinten Nationen nach New York zu fliegen, damit sie dort für einen gerechten Frieden kämpften. Die Medien hatten das Flugzeug daher »Taub« genannt. Morton jedoch fand, es sehe mit seinem hohen Fahrgestell eher aus wie ein Storch.

Der El-Al-Angestellte stand weiterhin neben ihm. »Die meisten Angehörigen legen Wert darauf, die Särge in Empfang zu nehmen!«

Morton schaute sich den Mann näher an - er hatte schmutzige Fingernägel, ein Bauer, der im Bürosessel gelandet war. Diese Umsiedlung war schon eine tolle Sache. Einer von Bitburgs Sekretären war Zugführer in Russland gewesen. Aber dieser Funktionär meinte es ja gut. »Ich ziehe es vor, hier zu bleiben«, sagte Morton höflich. »Natürlich, natürlich.«

Die Concorde rollte auf einen Hangar zu, wo bereits ein Gabelstapler und ein Lieferwagen warteten.

»Soll ich nicht...«, setzte der leitende Angestellte nochmals an.

Danny nahm ihn am Arm und führte ihn höflich, aber nachdrücklich zur Tür.

»Tun Sie ganz einfach das, was Sie üblicherweise tun«, sagte

er freundlich und schob ihn zur Tür hinaus.

Morton konnte sehen, wie sich die Klappe zum Frachtraum der Concorde öffnete und der Gabelstapler heranfuhr, um die beiden Särge entgegenzunehmen. Als sie im Lieferwagen verschwanden, erschienen sie ihm sehr klein. Morton wandte sich vom Fenster ab und fragte sich, ob sie vielleicht zufällig über Raza hinweggefliegen seien. Zugleich wurde ihm klar, dass er den Tod von Steve und Dolly noch nicht wirklich akzeptiert hatte. Das war auch der Grund dafür, warum er nicht trauern konnte und eigentlich nichts empfand.

Zwei Stunden später verließ er hinter den beiden Särgen, über denen jeweils eine israelische Fahne lag, die Synagoge. Hannah schritt in Trauerkleidung neben ihm, die Augen gerötet von all den Tränen, die sie bis zur Erschöpfung vergossen hatte. Sie blickte starr geradeaus.

Karschoff hatte sich eingereiht unter die Sargträger, die aus Israels führenden Akademikern ausgewählt worden waren. Die Männer in ihren schwarzen Anzügen mit den Gebetsmänteln darüber trugen Steve und Dolly zum offenen Grab, wo sie neben Ruth bestattet werden sollten.

Hinter Morton schritten Regierungsmitglieder und führende Männer der Opposition und auch Angehörige des »Stamms« - ein Beweis dafür, wie weit Steves Einfluss gereicht hatte. Auch Dollys Bridgepartnerinnen waren erschienen, schwarz gekleidete ältliche Matronen, in deren Gesichter früheres Leid tiefe Furchen gegraben hatte.

Auch Bitburg war anwesend und schaute beifällig auf die anwesenden Fernsehteams. Die Bestattung der Opfer von Terroranschlägen garantierte immer einen Platz an der Spitze der Meldungen. Das war nützlich als eine nationale Mahnung, befand Bitburg.

Chantal und Lester Finel waren ebenfalls anwesend, ebenso der Professor und Dickerchen. Sie nahmen wegen Morton an der

Feier teil.

Als sie am Grab angelangt waren, trat Danny vor und legte den Arm um die Schultern Hannahs.

Morton schaute zu Danny hinüber und fand, dass eigentlich er das hätte tun müssen. Er liebte Hannah nicht weniger, als diese Steve und Dolly geliebt hatte. Aber alles, woran er jetzt denken konnte, war die Bibelstelle, die ihm Steve vor so vielen Jahren vorgelesen hatte: *Und der Feind soll erkennen, dass ich der Herr bin, wenn ich meine Rache auf ihn legen werde.*

Nachdem man die Särge hinabgelassen hatte, stimmte der Vorsänger sein Lied an. Seine Kadenzen rollten über die Trauernden und hüllten sie in jene alten Gewissheiten ein, die Morton nichts mehr sagten. Dann wandte sich der Vorsänger Morton zu, und Schweigen trat ein.

Morton trat an den Rand des Grabes und sprach, wie er das schon für Ruth getan hatte, das Kaddisch über Steve und Dolly und wusste dabei, dass er es eigentlich für sich selbst sprach, weil der Tod ihn innerlich schon lange ereilt hatte. Nach dem kurzen Gebet beugte sich Morton nieder, nahm ein wenig Erde auf und ließ sie in das Grab fallen.

Dann wandte er sich ab, wie er das schon bei Ruths Beerdigung getan hatte, und ging wie damals sofort davon.



## 16

Im Sendestudio des Bunkers saß Raza über dem geheimnisvollen schwarzen Kasten und bereitete sich auf die Ausstrahlung der beiden letzten Tonbänder vor, mit denen er weitere Verwirrung zu stiften gedachte unter denen, die ihn jagten. Sein Gesicht war starr und ausdruckslos, seine Aufmerksamkeit auf die Anzeiger und Knöpfe des Geräts konzentriert.

Seit der letzten Ausstrahlung, bei der man Lila in der Nähe von Kabul vermutet hatte, hatten die Amerikaner, da war er ganz sicher, einen Satelliten über der Gegend in Stellung gebracht. Wenn die wüssten, wie gut er über ihre Methoden informiert war! Seine Kenntnisse hatten ihn, davon war er fest überzeugt, in die Lage versetzt, sie bisher an der Nase herumzuführen.

Er hatte vorausgesehen, dass unmittelbar nach den Hotelzerstörungen und dem Anschlag in Trekfontein die Zionisten und ihre Verbündeten ihre Robotersatelliten am Himmel stationieren würden, um ihre elektronischen Augen und Ohren auf jeden Quadratmeter zu richten, an dem er sich verstecken könnte.

Ihr unerschütterlicher Glaube an die Unfehlbarkeit ihrer Technik war in gewissem Sinne ihre Hauptschwäche. Aber trotz der Tatsache, dass ihre unglaublichen Kameras aus einer Entfernung von Tausenden von Kilometern aus dem Weltraum noch die Runzeln im Gesicht eines Mannes fotografieren konnten, mussten sie eben erst mal ein Ziel haben.

Jedem im Lager war befohlen worden, sich versteckt zu halten. Alle Spuren der Hinrichtung waren beseitigt. Das einzige menschliche Leben, das ein Satellit hier hätte entdecken können,

wären ein paar Hirten gewesen, die in der Nähe der Villa ihre Ziegenherden hüteten. Nicht einmal die erfahrensten Fotoauswerter hätten erkennen können, dass diese Hirten seine Leute waren.

Über Monate hinweg hatte er alles gelesen, was an Informationen über Spionage aus dem Weltraum auf dem freien Markt beschaffbar war. Daher wusste er auch, dass es höchst unwahrscheinlich war, dass sich ein Satellit, nachdem er einmal ein bestimmtes Gebiet erforscht hatte, noch ein zweites Mal damit beschäftigte.

Um sie dazu zu bringen, sich anderwärts umzusehen, hatte er ein ganzes Netz von Agenten aufgebaut. Sie alle brauchten für ihre Arbeit nicht mehr als ein Telefon mit einem Transponder, der ständig auf diesen geheimnisvollen Kasten hier ausgerichtet war.

Während Lila von Nairobi direkt nach Athen geflogen war, hatte er mit Hilfe dieses Geräts den Eindruck erwecken können, dass sie Gespräche aus Addis Abeba und Kabul führte. Auch der angebliche Anruf aus Beirut war in Wirklichkeit von diesem schwarzen Wunderkasten hier ausgeführt worden.

Jetzt war es Zeit, Lila tief in die afghanischen Berge zu versetzen. Dann würde der Gegner diese Gegend absuchen mit seinen Kameras und Lauschgeräten, die halb so weit entfernt waren wie der Mond. Alles aber, was sie dort entdecken würden, wären Lager und Stellungen der islamischen Mudschaheddins.

Die Tonbänder aber würden seine Feinde davon überzeugen, dass er irgendwo dort in der abweisenden, kargen Bergwelt versteckt sein musste.

Raza setzte die Kopfhörer auf und legte beide Kassetten in das Versatzgerät ein. Dann wählte er den Transponder in einem Rebellenlager etwa hundert Kilometer nördlich von Kabul an. Sobald die letzte Ziffer gewählt war, drückte er auf den Auslöseknopf für das erste der beiden Bänder, von dem Lilas

Stimme erklang.

»Beunruhigt euch nicht länger. Ich bin hier wohlbehalten bei unserem verehrten Führer. Er lässt euch sagen, dass unser nächster Schlag unserem Feind im Osten gelten muss.«

Raza passte eine genau abgestimmte Pause ein, ehe er erneut das Tonband mit Lilas Stimme zum Laufen brachte, die diesmal scharf klang: »Nein, keine Fragen! Ihr erhaltet Nachricht!«

Raza sorgte für eine weitere kurze Pause, ehe er das Band weiterlaufen ließ, auf dem Lila nun mit entschlossener, kämpferischer Stimme verkündete: »*Inschallah!* Tod unseren Feinden!«

Raza schaltete dieses Tonband aus, hielt aber die Verbindung zum Transponder in Afghanistan weiter aufrecht.

Sodann wählte er den Transponder in seinem Beirut Büro an. Als die Verbindung hergestellt war, drückte er auf den Startknopf für das zweite Tonband, und die weiche, säuselnde Stimme Al-Najafs drang in seine Kopfhörer.

»Wir lassen unseren Führer grüßen und freuen uns, dass du wohlbehalten zurückgekehrt bist, um uns weiterhin zu unterstützen in unserem Kampf, der die Vernichtung aller bringen wird, die uns unterdrücken. Aber wir haben im Osten viele Feinde, und es wäre gut, zu wissen, auf welchen wir uns als erstes stürzen werden!«

Raza veranlasste eine entsprechende Pause, ehe er erneut Al-Najafs Stimme erklingen ließ: »Wir sind zum Einsatz bereit, wo immer es auch sei! *Inschallah!* Tod unseren Feinden!«

Raza hielt die Bänder an und spulte sie zurück. Dann saß er einen Augenblick vor dem Versatzgerät und ließ die Hände darüber schweben wie ein Pianist vor dem Einsatz. Schließlich begannen seine Finger rasch und sicher mit der Bedienung des Geräts.

Er konnte in seinen Kopfhörern mithören, wie der

Transponder in Afghanistan automatisch seinen Anruf beim anderen in Beirut auslöste. Als nächstes war der Apparat in Beirut zu hören, der die Annahme dieses Anrufs veranlasste. Unmittelbar darauf hörte man Lila mitteilen, dass sie in Sicherheit sei - und als Antwort darauf erklang Al-Najafs Frage über das nächste Einsatzziel.

Die Texte der beiden verschiedenen Tonbänder, die Raza schon vor mehr als einer Woche aufgenommen hatte, fügten sich jetzt zu einem einzigen Gespräch zusammen. Raza war überzeugt, dass niemand feststellen konnte, dass es nicht tatsächlich jetzt im Augenblick geführt wurde.

Dreißig Sekunden nach Aussendung der Anrufe war das Gespräch beendet, und in beiden Transpondern erklang das Geräusch von Telefonhörern, die aufgelegt wurden.

Jetzt erst wandte Raza sich um und schaute zu Nadine hin, die an der Tür stand.

»Hast du inzwischen darüber entschieden, ob ich würdig bin, nach Athen zu gehen?« fragte sie ruhig.

Er lächelte wölfisch und verließ das Studio, ohne ihr zu antworten - er genoss es, sie noch im Ungewissen zu lassen.

Von allen Bildschirmen in seiner Informationsklausur starrten Gesichter auf Morton. Unter der Vierundzwanzig-Stunden-Uhr war ein neues Pappschild angebracht mit der Aufschrift *Nachfrist*. An der Zeigerstellung war abzulesen, dass zwei Stunden vergangen waren, seit sich Razas Terroristin zum Anschlag von Trekkfontein bekannt hatte.

Auf den Fernsehschirmen waren leitende Vertreter aller europäischen Geheimdienste und auch jener der USA, Kanadas und Ägyptens. Unter jeden der Bildschirme hatte Morton ein Kärtchen mit den entsprechenden Personalangaben gesteckt. Auch Danny, Matti und Lou, Wolfie und Michelle, Lacoste und Harry Fuller waren auf Bildschirmen anwesend.

»Ich darf Ihnen allen für Ihre Teilnahme danken«, sagte Morton förmlich. »Sie alle wurden über den Stand der Dinge und meine eigene Aufgabe informiert.«

Alle nickten - sie waren sämtlich während der letzten Stunde darüber unterrichtet worden, dass auf gemeinsamen Beschluss der Präsidenten der Vereinigten Staaten und Frankreichs und des britischen Premierministers auf den Vorschlag Karschoffs hin Morton zum Koordinator der Maßnahmen zur Ausschaltung von Raza und der Vernichtung des ihm zur Verfügung stehenden Anthrax-B-C bestimmt worden war.

»Einige von uns haben bereits in der Vergangenheit zusammengearbeitet«, fuhr Morton fort, »für andere ist eine solche Zusammenarbeit neu.« Dabei warf er einen Blick auf jenen Bildschirm, unter dem *KGB/Moskau* vermerkt war.

Ein fleischiges Gesicht nickte nachdrücklich - General Igor Jertzin war der Chef der Ersten Hauptabteilung des KGB. Es war noch nicht allzu lange her, dass er mit jenen, die jetzt auf den anderen Bildschirmen zu sehen waren, einen heftigen Geheimdienstkrieg geführt hatte.

Gorbatschows Nachfolger hatte die uneingeschränkte Teilnahme des KGB an der Jagd auf Raza befohlen. Ihm war sehr daran gelegen, seinen guten Willen zur vorbehaltlosen Zusammenarbeit mit dem Westen zu bezeugen - dieses im Gegenzug für die Lieferung von Nahrungsmitteln und Rohstoffen, um eine bessere Versorgung der Sowjetbürger zu gewährleisten.

»Wir sind beschämt darüber, dass wir die Ausbildung dieses Unmenschen unterstützt haben«, polterte Jertzin.

»Herr General, viele solcher Typen sind von den verschiedensten Regierungen gefördert worden«, entgegnete Morton rasch. Er wollte jetzt keine Diskussion über moralische Fragen haben.

Auf einem der anderen Schirme nickte Anwar Salim, der Chef

des ägyptischen Geheimdienstes, bedächtig.

»Ich spreche sicher für uns alle, wenn ich Ihnen versichere, dass wir uns in der Entschlossenheit einig sind, mit Ihnen zur Ausschaltung Razas und zur Beseitigung seiner Bedrohung zusammenzuarbeiten.«

Zustimmender Beifall erfolgte von sämtlichen anderen Bildschirmen.

»Ich danke Ihnen, meine Herren. Da dies unsere erste gemeinsame Sitzung ist, scheint es mir sinnvoll, einige Grundzüge festzulegen. Da wir uns nicht gegenseitig auf die Füße treten wollen, sollte jeder innerhalb seiner nationalen Grenzen für die Nachforschungen zuständig sein. Die Abstimmung der einzelnen Maßnahmen sollte über mich oder meinen Stellvertreter, Major Daniel Nagier, laufen. Mein eigenes Team wird unmittelbar mit mir selbst zusammenarbeiten. Jenen, die dessen Mitglieder noch nicht kennen, darf ich sie hiermit vorstellen.«

Matti, Lou, Wolfie und Michelle nickten rasch, als Morton ihre Namen aufrief.

Dieser legte eine kurze Pause ein und schaute hinunter auf die Notizen, die er angefertigt hatte.

»Der Generalsekretär der Vereinten Nationen warnt alle, Raza zu decken. Dies würde automatisch den Ausschluss von der Mitgliedschaft sowie entsprechende Sanktionen nach sich ziehen.«

»Das hat bisher nicht geklappt, und es wird auch jetzt nicht funktionieren!« warf der Vertreter des italienischen Geheimdienstes ein.

»Dann müssen Sie eben Ihre Politiker dazu bringen, dass es diesmal funktioniert«, entgegnete Morton knapp. Gerade die Italiener waren dafür bekannt, dass sie sich nicht an verhängte Sanktionen hielten.

Morton wandte sich wieder an die Bildschirme. »Der Generalsekretär hat auch offiziell die Volksrepublik China wegen des Anthrax-B-C angesprochen. Peking versichert jedoch, es seien keine Fehlbestände davon festgestellt worden, Raza müsse es sich anderswo beschafft haben.«

»Wie viele Länder verfügen denn über dieses Zeug?« fragte knurrend ein untersetzter Mann mittleren Alters von einem Fernsehschirm, der mit *CSIS/Ottawa* gekennzeichnet war. Norm Stratton war der Leiter der Anti-Terrorismus-Gruppe im kanadischen Geheimdienst Canadian Secret Intelligence Service.

»Das ist nicht feststellbar. Saddam Hussein jedenfalls verfügte darüber, und er könnte etwas davon an Raza geliefert haben. Die Chinesen haben immerhin versprochen, sie würden eine Probe von dem Stoff liefern, so dass unsere Wissenschaftler Versuche anstellen könnten, wie man am besten damit fertig wird.«

Überraschtes Gemurmel erklang von einigen der Fernsehschirme. Morton wartete ab, bis es sich gelegt hatte, ehe er weiterfuhr.

Er gab zunächst einen knappen, aber vollständigen Lagebericht. Die Jagd nach den Bombenlegern und dem Massenmörder von Trefontein war inzwischen auf jeden Winkel der Erde ausgedehnt worden. Interpol koordinierte die Arbeit der Polizeikräfte in jetzt mehr als hundert Ländern. In vielen davon leistete auch das Militär Unterstützung. Ansatzpunkt für diese bisher beispiellose Suchaktion waren Razas bekannte Verbindungen zu den Rauschgiftkartellen. Bisher war die Suche noch von den undurchdringlichen Schutzmechanismen dieser Organisationen abgeblockt worden.

Mortons Gesprächspartner lauschten aufmerksam und ohne ihn zu unterbrechen, als er auf die abgehörten Telefonate einging. Er wiederholte seine Theorie, dass Raza vielleicht das

Anthrax-B-C unter dem Deckmantel von Parfüm verteilen könne und dafür Frauen einsetzen würde. Er sprach auch über die Möglichkeit, dass eine dieser Frauen vielleicht inzwischen ums Leben gekommen war.

»Es gibt zwei grundlegende Fragen, die wir klären müssen. Sind alle diese Anrufe nur Bestandteil von Razas Plan, Verwirrung zu stiften - einschließlich des letzten Gesprächs zwischen dieser Frau und dem Mann in Razas Beirut Büro? Und daraus ergibt sich die zweite Frage: Ist Raza in Afghanistan? Wenn ja, kann er dort aufgespürt werden und wir werden hingehen und ihn erwischen.«

Morton ließ den Blick über die verschiedenen Fernsehschirme gleiten. Auf einem davon, ziemlich in der Mitte der Reihe, nuckelte ein Mann mit einem blassen, verhutzelten Affengesicht an einer Pfeife und nuschelte: »Wir haben eine K-12 über Kabul und eine weitere über Beirut. Ihre Sensoren sind sehr gut, habe ich mir sagen lassen können. Beide haben die jeweiligen Anrufe bestätigt.«

Der Sprecher war Admiral Edwin Burness, der langjährige Direktor der amerikanischen Nationalen Sicherheits-Agentur NSA, die als die einschlägige Organisation mit dem höchsten technischen Standard der Welt galt.

Morton warf einen Blick hinüber zu Dannys Bildschirm, und Danny nickte.

Eine große, kahlköpfige und bebrillte Gestalt beugte sich von außen in den Schirm.

»Raza könnte vielleicht ein Tonversatzgerät benutzen. Die Stasi hat uns gezeigt, wie effektiv so etwas sein kann, Mister Morton!«

Hans-Dieter Müller war der Einsatzleiter des vorzüglichen deutschen Bundesnachrichtendienstes BND. Neben Füller war er der Mann, dem Morton unter den europäischen Nachrichtendiensten am meisten zutraute.



»Aber es gibt keine Anhaltspunkte dafür?«

»Leider nein!«

Jertzin bot an: »Wir können ein Team in die Berge dort schicken, um Raza aufzuspüren. Innerhalb einer Woche hätten wir ihn.«

»Tun Sie das, Herr General. Aber Sie haben nicht eine Woche Zeit, sondern höchstens zwei Tage!«

»Da!« erwiderte Jertzin. »Zwei Tage - einverstanden!«

»Wir könnten auf unsere Regierungen Einfluss nehmen, damit sie versuchen, eine Verlängerung der von Raza gesetzten Frist zu erreichen!«

Die wohltonende Stimme, die das vorschlug, erklang von einem Fernsehschirm zur Linken Mortons. Sie gehörte Percival West, dem Chef der Abteilung E des MI5, zuständig für die Terrorismusbekämpfung.

Morton musste sich Mühe geben, seinen Ärger nicht spüren zu lassen.

»Wir sollten doch alle zur Genüge wissen, dass Raza nicht mit sich handeln lässt!«

Der Gesprächsteilnehmer rechts von West meldete sich zu Wort: »Kommen wir doch zur Sache! Ich habe sechshundert Mann auf die Geschichte angesetzt, und kein einziger hat auch nur einen Pieps darüber erfahren können, wo dieser Hund das nächste Mal zuschlagen wird. Ich bin gern bereit, ein paar von meinen Leuten zusammen mit General Jertzins Mannschaft in die Berge dort zu schicken. Aber ich für meinen Teil setze darauf, dass sie, wie es ja auch in ihrem Telefonat angekündigt wird, als nächstes im Osten zuschlagen - und das könnte bedeuten, dass Raza sein verdammtes Anthrax irgendwo in Tokio oder Hongkong oder Sydney einsetzt.«

Bill Gates lehnte sich zurück, die Arme vor der Brust verschränkt und mit einer Miene, die deutlich zeigte, dass er

bereit war, sich mit jedem anzulegen, der seine Meinung nicht teilte. Er war nun schon unter dem dritten Präsidenten Leiter der Einsatzabteilung des CIA. Morton schätzte ihn als absoluten Fachmann - aber diesmal musste er ihm widersprechen. »Das sind alles verlockende Ziele, Bill. Aber um auch nur an eines davon heranzukommen, braucht Raza jene Art von Unterstützung, die ihm nicht mehr zur Verfügung steht. Mit der japanischen Mafia hat er sich wegen Drogen verkracht, und selbst die Kartelle können ihm dort keine Hilfe sein.

Das gleiche gilt für die Triaden - bevor er untertauchte, hat er sie um zwei Millionen Dollar betrogen. Er hat das Geld zwar mit Zinsen inzwischen zurückgezahlt, aber die würden trotzdem keinen Finger rühren, um ihm zu helfen - schon gar nicht, wenn es darum geht, die eigenen Leute in Hongkong abzuschlachten. Und Sydney ist in meinen Augen einfach ein zu geringfügiges Ziel. Ich setze vielmehr entweder auf London oder eine der anderen europäischen Hauptstädte oder auf die fünf, sechs größten Städte in Nordamerika.« Gates grollte: »Eine Mordsauswahl, verdammt noch mal! Zu Europa kann ich nichts sagen, aber eins weiß ich bestimmt - wir haben nicht die Kräfte hier, um unsere großen Städte Tag und Nacht im Auge zu behalten.«

»Wir reden nur über knapp eine Woche«, erinnerte ihn Morton.

»Ich weiß, ich weiß«, entgegnete Gates. »Aber das schaffen wir nicht. Wir waren schon auf das äußerste angespannt, als wir die letzten Parteitage absichern mussten.«

Admiral Burness ließ sich durch eine Wolke von Tabaksqualm vernehmen: »Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass Raza über die Mittel verfügt, eine Stadt wie etwa Los Angeles auszuschalten. Trekfontein ist eine Sache - aber für Los Angeles brauchte er doch eine ganze Armee! Da gibt es nicht nur eine Windrichtung, und es gibt auch nicht nur ein einziges Wasserreservoir!«

Jertzin meldete sich: »Sie haben wohl vergessen, Herr Kollege Admiral, was 1950 in einer Ihrer anderen großen Städte passiert ist? Damals haben Sie ja schon geglaubt, dass wir jetzt kämen!«

An einigen anderen Bildschirmen gestattete man sich ein Kichern.

»Vielleicht holen Sie das ja eines Tages nach«, sagte Burness grinsend.

Jertzin ließ ein kehliges Lachen hören. »Aber nur als Touristen!«

»Was ist denn da 1950 passiert?« fragte Anwar Salim mit naiver Neugierde.

»Das Pentagon hat in San Francisco ein kleines Experiment durchgeführt«, berichtete Jertzin. »Die haben harmlose Bakterien freigesetzt, die bei Hautkontakt zu einer lebhaften Rötung führten. Eine Million Menschen sind daraufhin ein paar Stunden lang herumgelaufen wie die Hummer. Das Unglaublichste dabei ist, dass keiner sich beklagt hat die haben sich einfach weiterhin einen schönen Tag gewünscht!«

Nachdem das Lachen abgeklungen war, wandte sich Morton an Salim: »Was können Sie uns über die Absichten der Mullahs sagen?«

Der Ägypter verzog das Gesicht. »Die Mullahs sind wegen Raza eher nervös. Er ist zu schnell zu weit vorgeprellt.«

»Werden sie ihn fallenlassen?«

»Nein - jedenfalls jetzt noch nicht. Aber sie werden sich nach dem richten, was Ayatollah Muzwaz sagt.«

»Und warum sollen wir uns nicht den schnappen?« fragte Lacoste gelassen. »Wenn wir das damals mit Khomeini getan hätten, säßen wir jetzt nicht so im Schlamassel. Und das gleiche gilt für Saddam.«

Morton schüttelte den Kopf. »Meiner Ansicht nach ist es

dafür zu spät, Pierre. Und es könnte genau das auslösen, was wir ja unbedingt vermeiden wollen - den Heiligen Krieg.«

Überall Kopfnicken; Morton wartete, bis auch Lacoste mit einem zögernden und knappen Neigen des Kopfes seine Zustimmung andeutete, gegen den Ayatollah nichts zu unternehmen.

Norm Stratton lenkte das Gespräch auf ein anderes Thema: »Wie steht es mit diesem PEG-Enzym? Unsere Laboratorien verfügen nur über sehr wenig davon - vielleicht die Hälfte von dem, was man allein für Toronto brauchen würde!«

»Die bittere Wahrheit, Mister Stratton«, erwiderte Morton, »ist, dass keiner rechtzeitig genug von diesem Gegenmittel hat. Und wo sollen wir das, was wir haben, zusammenziehen? In Paris vielleicht? Und wenn Raza dann in London zuschlägt? Oder umgekehrt? In New York vielleicht - und dann stürzt er sich auf Boston oder Chicago? In einem Monat könnten wir über genügend von dem Stoff verfügen, um all die möglichen Hauptangriffsziele in Europa und Nordamerika damit zu versorgen. Im Augenblick aber ist die Situation so: Selbst wenn alle unsere Laboratorien mit Volldampf arbeiten würden, hätten wir in sechs Tagen, nach Ablauf der von Raza gesetzten Frist, viel zuwenig von diesem Enzym.«

»Wir haben überhaupt nichts davon im Land«, sagte Jertzin und stöhnte. »Unsere Wissenschaftler erklären, sie brauchten mindestens einen Monat - und dann würde es allenfalls gerade für Moskau reichen.«

»Wir sind in der gleichen Lage«, ergänzte Salim.

»Ich werde den Generalsekretär fragen, ob sich ein System entwickeln lässt, das eine gleichmäßige Verteilung erlaubt, um wenigstens zunächst Frauen und Kinder, Alte und Kranke zu versorgen«, sagte Morton.

Gates knurrte: »Na, wenn ich da an den Untergang der ›Titanic‹ denke - wer war denn da zuerst in den Booten? Und

die Welt ist seitdem bestimmt nicht besser geworden. So, wie es steht, müssen wir da erst mal bewaffnete Wachen vor den Laboratorien aufstellen mit einem strikten Schießbefehl.« Dann wandte sich der CIA-Direktor direkt an Morton: »Was erwarten Sie genau von uns, David? Ich bin ermächtigt, und dies gilt für alle amerikanischen Dienste, Ihnen zu sagen, dass Sie über all das verfügen können, was irgendwie in unseren Kräften steht.«

»Auch der KGB steht voll zu Ihrer Verfügung, Genosse Morton!« versicherte Jertzin.

Ähnliche Beteuerungen erklangen von den übrigen Fernsehschirmen.

»Ich danke Ihnen nochmals, meine Herren«, antwortete Morton. »Für den Augenblick sind die Prioritäten eindeutig: Wir müssen Raza finden und seinen Vorrat an Anthrax. Wir müssen diese Frau finden, die Treckfontein auf dem Gewissen hat. Wir müssen diese andere Frau finden, die umgekommen sein soll. Und wir müssen die Leute finden, die die Hotels in die Luft gejagt haben.«

Ein unterdrückter Seufzer erklang vom Bildschirm Percival Wests. »Diese eine tote Frau! Da geht's doch um Tausende von Toten!«

»Gerade deshalb sollten wir so rasch wie möglich beginnen«, sagte Morton ruhig.

Einer nach dem anderen verschwanden die Gesprächsteilnehmer von den Bildschirmen. Schließlich war nur noch Hans-Dieter Müller zu sehen, und dieser sagte: »Ich habe das Gewünschte arrangiert!«

»Vielen Dank, Hans-Dieter.«

»Wann werden Sie kommen?«

»Sobald ich in London fertig bin. Hat sie irgendeine Vorstellung?«

»Nein.«

»Das ist gut so«, meinte Morton nachdenklich. Dann verschwand auch Müller von seinem Schirm.

Raza fuhr im Jeep hinter den Rekruten her. Der Sand war locker, und sie sanken bis zur halben Wade ein. Der letzte Windhauch war eingeschlafen, und die Luft flirrte in der Backofenhitze. Acht Kilometer hinaus in die Wüste und acht Kilometer zurück. Das sollte reichen, um die Ausdauer der Männer zu testen. Raza wusste es, denn er hatte es selbst erprobt. Hier draußen hielt einen nur eiserne Willenskraft auf den Beinen, Willenskraft und Hass. Die Rekruten waren bereits so erschöpft, dass ihre Beine ihnen nicht mehr gehorchen wollten. Später würde er ihnen noch sagen, dass die Qualen, die sie hier empfunden hatten, noch gar nichts seien gegenüber den Qualen, mit denen sie rechnen mussten, wenn sie in die Hände ihrer Feinde fielen.

Schon nach der ersten Stunde waren drei aus der Marschkolonne umgekippt. Raza hatte befohlen, sie Liegenzulassen. Wenn sie noch am Leben waren, sobald man auf dem Rückmarsch wieder vorbeikam, würde man sie mit ins Lager schleppen. Andernfalls würde man ihnen die Kleider ausziehen und sie den Schakalen überlassen.

Das Sprechfunkgerät auf dem Sitz neben Raza meldete sich. Sie befanden sich gerade in einer Mulde, und die Verbindung war schlecht.

»Basis an Komm... ant«, erklang Nadines Stimme. »Sof... ückkehren. Wicht... Tripol...«

Raza hatte ihr die Aufsicht über die Nachrichtenzentrale im Lager übertragen und war einmal mehr von ihrer Geschicklichkeit überrascht. Aber er hatte sich noch immer nicht entscheiden können, ob er sie nun tatsächlich nach Athen schicken sollte.

Raza nahm einen Schluck aus seiner Wasserflasche und befahl dann dem Instrukteur, den Marsch noch um einen guten

halben Kilometer zu verlängern. Das wäre ein echter Test für ihre Entschlossenheit, jedem seiner Befehle widerspruchslos zu gehorchen. Dann wendete er den Jeep und fuhr zurück zum Lager.

Nadine wartete bereits am Eingang auf ihn, und er konnte ihr sofort ansehen, dass etwas nicht in Ordnung war.

»Sie haben schon zweimal vom Ministerium angerufen!« Raza hatte ihr erzählt, dass er die Feiglinge vom Außenministerium verabscheue, die ständig versuchten, den revolutionären Eifer des Höchsten Führers zu bremsen. »Was wollten sie?« fragte er scharf. »Al-Najaf - er ist tot!« sprudelte sie heraus. Einen Augenblick lang stand er da wie erstarrt. Dann begannen seine Kiefer zu mahlen, und auf seinem Gesicht wich der Zorn diesem schrecklichen Ausdruck des Wahnsinns. Er stieß Nadine zur Seite und stürmte in sein Büro.

Sie folgte ihm wie magisch angezogen von seiner Stimme, die nun in den Hörer brüllte: »Wie ist er umgekommen?«

Der Ministerialbeamte in Tripolis war ein Pedant, der sich nicht drängen ließ. Er berichtete des langen und breiten, dass ein römischer Polizeioffizier das libysche Volksbüro in der Stadt angerufen habe - und dieser Mann erhalte für eine jede Information, die er weitergebe, tausend Dollar, die auf ein New Yorker Konto einbezahlt würden...

»Mich interessiert nicht, wie Sie an Ihre Informationen gelangen!« schrie Raza. »Wie starb Al-Najaf?«

Auf der anderen Seite entstand eine bewusst lange Pause. »Ich habe Ihnen mitgeteilt, was wir für eine solche Information bezahlen, damit Sie ermessen können, wie wichtig sie uns ist«, erklärte der Funktionär.

»Sagen Sie mir jetzt gefälligst, wie er gestorben ist!« forderte Raza schroff. Er würde den Höchsten Führer bitten, diesen Narren in den Tschad zu versetzen oder sonst wohin. Dann erinnerte er sich daran, dass der Mann nur deshalb diesen Posten

übernommen hatte, weil er ein Verwandter des Präsidenten war.

»Die italienische Polizei sagt, es müssten professionelle Killer gewesen sein«, teilte der Bürokrat endlich mit. Der Mossad - es konnte niemand sonst gewesen sein.

Razas Gedanken rasten. Dahinter musste Morton stecken. Die Stimme dröhnte in seinen Ohren.

»Die Polizei hat die Wohnung durchsucht. Sie haben Beweise dafür gefunden, dass Al-Najaf in ein Komplott verwickelt war, das die Ermordung des Kardinals aus dem Libanon zum Ziel hatte.«

Sollte das Udenkbare doch geschehen und der ganze Plan schon frühzeitig aufgedeckt worden sein? Morton war in China gewesen, Morton hatte wahrscheinlich auch in Rom die Hände im Spiel gehabt. Der Schmerz in Razas Kopf war nie so schlimm gewesen wie jetzt, doch er suchte ihn zu verdrängen. Der Idiot am anderen Ende der Leitung sagte noch etwas anderes.

»Die Italiener haben auch ein Flugticket gefunden - einmal Tripolis einfach. Sie stellen sehr unangenehme Fragen wieso wir denn so einen Mann ins Land lassen könnten. Wir vertreten den Standpunkt, dass der Mann sofort weitergefliegen wäre...«

Der Mossad musste ihm über das Ticket auf die Spur gekommen sein. So etwas war schon früher passiert. Al-Najaf musste einfach zu unvorsichtig gewesen sein. Aber noch konnte die Sache klappen.

Raza hörte den Mann weiterreden: »... und natürlich wissen wir nichts von dieser verrückten Idee, den Kardinal zu töten. Der Präsident hat jedoch um Ihre persönliche Versicherung gebeten, dass nichts geschehen wird, das ihn in Gefahr bringen könnte.«

Raza rang darum, seinen Zorn unter Kontrolle zu bringen. »Der Präsident hat meine persönliche Zusicherung. Hat die italienische Polizei die Tonbänder gefunden?«



Eine längere Pause trat ein, ehe der Beamte einräumte: »Ja, man hat Tonbänder gefunden.«

»Wie viele?«

»Zwei - das Band mit den Forderungen und das mit dem Bekenntnis zu Treckfontein.«

Was war nur mit dem dritten Band geschehen - das für die Franzosen?

Jetzt begann der Bürokrat einen regelrechten Vortrag zu halten: »Die Reaktion war erheblich schärfer, als wir erwartet hatten. Daher habe ich Weisung, Ihnen mitzuteilen, dass der Höchste Führer besorgt ist...«

»Ich will mit ihm sprechen!« unterbrach ihn Raza.

»Er kann nicht gestört werden. Ich bin beauftragt, ihm Ihre Antwort zu übermitteln.«

»Dann teilen Sie dem Höchsten Führer mit, dass er keinen Anlass zur Besorgnis hat. Ich kann ihm das versichern.«

Das Schweigen auf der anderen Seite dehnte sich unangenehm aus.

»Nun gut«, sagte der Pedant schließlich. »Ich werde es ihm mitteilen!«

Raza legte den Hörer auf. Egal, was geschehen war - er durfte jetzt nicht aufgeben. Wenn er zögerte, würde das Morton mehr Zeit für Gegenmaßnahmen geben. Er drehte sich um und sah Nadine im Türrahmen stehen.

»Kann ich dir irgendwie helfen?« fragte sie weich.

Raza starrte sie kurz an, dann nickte er. »Ja, komm mit!«

Sie folgte ihm aus der Villa in das Sendestudio. Dort drückte er ihr ein Blatt Papier in die Hand und forderte sie auf, den Text vorzulesen. Es war der Inhalt des Tonbandes mit der Forderung nach Freilassung der in Frankreich festgehaltenen Fedajin.

Nadine verlieh den Worten jene ruhige Festigkeit, die Lila

nicht hatte vermitteln können. Raza schaltete auf Aufnahme. Nadine las ein weiteres Mal den Text ohne jedes Zögern und Stolpern vor. Auf einen Schlag verfügte Raza nun über ein Ersatztonband.

»Das hast du sehr gut hingekriegt«, lobte er sie.

»Mit so einem guten Lehrer war das nicht schwer!«

Er starrte sie weiter an. Jetzt war er voll befriedigt und gab seine Entscheidung bekannt.

»Wir werden dieses Tonband mit nach Athen nehmen!«

Er hatte schon mehrfach den Sender Athen für die Weitergabe einer Botschaft benutzt. Sie hatten noch jedes Mal sein Tonband im Original abgespielt, ohne es vorher an andere Nachrichtenagenturen weitergeleitet zu haben.

Nadine schaute ihn mit großen Augen an. »*Wir...?*«

Dann wurde ihr die Bedeutung dessen, was er gerade gesagt hatte, voll bewusst und erfüllte sie mit Stolz.

Razas Gesicht wurde weicher. »Wenn wir dorthin gehen, wirst du freilich nicht meine Frau sein, sondern ein Fedajin!«

Nadine nickte, sie konnte zunächst nicht sprechen. Als sie es dann tat, war ihre Stimme voller Zuversicht. »Ich verspreche dir, dass ich nicht versagen werde!«

Sie wusste jetzt auch, dass sie dies nicht mehr für Shema tat. Sie tat es für sich selbst, weil sie es tun wollte, und weil sie Raza liebte.

»In einer Stunde brechen wir auf«, sagte Raza und steckte das Tonband ein.

Morton spürte, wie sich das Bugrad der Concorde vom Boden löste, und konnte sehen, wie sich ihre Flügelklappen für den Steigflug verkanteten. Wenig später wurde das Fahrwerk eingefahren und die bisher etwas hängende Nase des Riesenvogels in Flugposition gebracht. In dieser Stellung würde sie bleiben, bis der britische Luftraum erreicht war.

Vier Stunden waren verstrichen, seit auf der Fernsehkonferenz neben manch anderem auch dieser Flug beschlossen worden war.

Das Innere der Concorde war in ein fliegendes Hauptquartier verwandelt worden, von dem aus der israelische Ministerpräsident und sein Beraterstab Israels Entscheidungskampf führen konnten. Für die Dauer der Krise hatte Karschoff die Maschine Morton überlassen.

Hinter dem Flugdeck war die Privatkabine Karschoffs, ausgestattet mit einem Bett. Weiter achtern befanden sich Plätze für die Adjutanten, eine Küche und die Toiletten. Der übrige Platz in der Maschine war vom Kommunikationszentrum belegt, das von der Rumpfmittle bis in den Schwanz reichte und mit Geräten im Wert von mehr als achtzig Millionen Dollar ausgerüstet war.

Die Concorde stieg in einem Winkel von vierzig Grad in den Himmel. Von ihren Computern auf direkten Westkurs gebracht, brauste sie mit vierhundert Knoten über die Strände von Tel Aviv und setzte über dem Mittelmeer ihren steilen Steigflug fort.

Noch während des Starts hatten die Techniker eine Verbindung zu dem Abwehr-Nachrichtensatelliten hergestellt, der in einer Höhe von 16000 Kilometern geosynchron über der

Negev-Wüste stationiert war.

»Wir haben den Ministerpräsidenten in der Leitung«, meldete der Leiter des Kommunikationszentrums Morton.

Der schnurrbärtige Chef über die dreißig Elektronikspezialisten führte das Kommando an Bord, über ihm stand nur noch Morton selbst.

Morton schwang seinen hochlehnigen Sessel herum, um auf die Zwischenwand vor sich mit einer Reihe kleinformatiger Bildschirme blicken zu können. Auf einem davon wurde Karschoff sichtbar, der nach der üblichen Begrüßung mitteilte: »Der deutsche Bundeskanzler hat mich soeben angerufen, um mir seine Besorgnis darüber auszudrücken, dass das, was Sie vorhaben, Raza zu Repressalien gegen die Bundesrepublik veranlassen könnte.«

»Und was haben Sie ihm geantwortet?«

»Er sollte verfahren wie ich - wegschauen und blind beschwören, von Ihrem Vorhaben keine Ahnung zu haben!« sagte Karschoff kichernd.

»Vielen Dank!«

Karschoff wurde plötzlich ernst.

»Sie sitzen dort auf meinem Stuhl, David. Sehen Sie die kleine Klappe zu Ihrer Linken? Öffnen Sie das Ding mal!«

Morton klappte den kleinen schwarzlackierten Deckel an der bezeichneten Stelle hoch und sah darunter zwei rote Schlüssel.

»Das sind die Schlüssel zur Hölle, David. Wenn einmal der Tag kommen sollte, an dem alle anderen Möglichkeiten erschöpft sind und unserem Volk der Untergang droht, werde ich an diesem Platz sitzen und auf diese Schlüssel starren - sie lösen die Blockierung unserer Atomwaffen. Sooft ich auch schon in diesem Sessel saß, konnte ich mich doch noch immer nicht daran gewöhnen, dass ich hier mit einem Fingerdruck ein Armageddon auslösen könnte.«

Morton klappte behutsam den Deckel wieder zu. »Ich hoffe, dass Sie niemals Gott spielen müssen, Herr Ministerpräsident.«

»Das hängt im Augenblick sehr von Ihnen ab, David!«

Nicht lange, nachdem sich Karschoff vom Bildschirm verabschiedet hatte, wurde durchgegeben: »Auf Leitung zwei Major Nagier!«

Morton fragte: »Was gibt's Neues, Danny?«

»Jertzins Leute sind drin. Sechzig seiner besten Spetsnaz, alles erfahrene Afghanistan-Veteranen. Ein paar von Admiral Burness' Männern sind auch dabei, um die Satellitenverbindung zu bedienen, die von der NSA beigestellt wurde.«

»Was für eine ist das?«

»System GWEN.«

Das Bodenwellensystem Ground Wave Emergency Network war eine neue Errungenschaft der NSA. Morton warf dem Leiter des Kommunikationszentrums einen fragenden Blick zu - dieser nickte. Die Concorde war also auf den Empfang auch dieses Systems eingerichtet.

»Wir hängen uns mit rein, Danny!« versicherte Morton. »Ich werde auch noch für eine Verbindung mit Milstar sorgen!«

Dieses Satellitensystem war das höchstentwickelte und geheimste, das derzeit im Einsatz war. Es umkreiste die Welt und gestattete unmittelbaren und abgeschirmten Verkehr aller amerikanischen Kommandeure untereinander.

Danny fuhr fort: »Wir haben das Band abgespielt, das Michelle an sich genommen hat. Es ist dieselbe Frau wie auf allen anderen, ausgenommen, dass hier ihr Lispeln etwas deutlicher ist. Ich habe Lacouste eine Kopie überspielt, und er ist damit sofort ins Kabinett gegangen!«

»Glaubt er, dass sie darauf eingehen werden?«

»Er will versuchen, sie davon abzuhalten!« versicherte Danny.

»Irgendwas Neues aus Südafrika, das Lester bei der Suche nach dieser Frau weiterhelfen könnte?«

»Null. Eine griechische Reisegruppe wollte diese Nacht heimfliegen, und wegen eines Computerfehlers in Johannesburg verzögerte sich ihr Flug um zwei Stunden. Die hätten einen Riesenspektakel angestellt, sagte Vorag. Dabei meine ich persönlich, die hätten sich ganz wie zu Hause fühlen können - in Athen haben sie nun schon zum dritten Mal in diesem Monat Probleme wegen einer Panne im Einreisecomputer. Das zwingt Flugzeuge zwischen Rom und Damaskus zu Warteschleifen.«

»Sonst noch was?«

»Percy West lässt ausrichten, dass er jemanden mit einem Wagen schicken wird, um dich abzuholen, aber nicht selbst erscheinen kann, weil er zu einer Sitzung in die Downing Street muss. Das gleiche gilt für den ACC - sie treffen dich dann anschließend in der Foley Street.«

In der Foley Street befand sich der Londoner Mossad-Stützpunkt.

»Hast du schon Verbindung mit Costas aufgenommen?«

Costas Calcanis, der Mann des Mossad in Athen, war der erste Mitarbeiter gewesen, den Bitburg auf einen solchen Posten berufen hatte. Seitdem hatte er bei verschiedenen Gelegenheiten Morton mit Bedenken erfüllt. Nicht, dass er seine Arbeit nicht ganz ordentlich erledigt hätte - aber Morton war er zu effekthascherisch, gelegentlich fast nassforsch. Vielleicht aber gefiel Bitburg gerade das Gefühl, jemanden von der Art her so völlig anderen unter seiner Fuchtel zu haben.

»Wir haben ihm Kopien aller aufgefangenen Gespräche übermittelt und alles, was Steve und Dickerchen über diese Frau zusammengetragen haben.«

Morton grunzte. »Habt ihr es schon mal über sein MRT versucht?«

»Noch nicht.«

Dieses neue Gerät, das »Miniature Receiver Terminal«, erlaubte den Mossad-Agenten den Empfang kurzer Botschaften über den Nachrichtensatelliten. Es war noch im Erprobungsstadium, und Calcanis war einer der ersten gewesen, der diesen Empfänger im Taschenformat erhalten hatte, um ihn im praktischen Einsatz zu testen.

David grinste. »Als wir ihn das letzte Mal darüber anriefen, funktionierte das Ding nicht so ganz, und Costas konnte es nicht abschalten. Er war gerade im Theater und musste behaupten, er sei ein Arzt, der soeben einen dringenden Notruf über seinen Piepser erhalte!«

»Bringt ihn jedenfalls so schnell wie möglich auf Trab. Ich werde mich viel besser fühlen, wenn wir Athen erst mal von unserer Liste streichen können.«

Nachdem Danny wieder vom Bildschirm verschwunden war, schaute Morton einen Augenblick zum Geschwindigkeitsmesser, der anzeigte, dass die Concorde jetzt die Schallmauer durchbrach.

Dann dachte er darüber nach, wie er wohl dieses Gespräch in Deutschland führen würde. In welcher Verfassung würde sie jetzt nach zweijähriger Haft sein?

Der Airbus der Air France aus Tripolis zog nun schon eine halbe Stunde lang seine Warteschleifen über Athen, weil der Computer der Passkontrolle nicht funktionierte.

»Auf jedem anderen Flugplatz«, erklang eine entschuldigende Stimme aus der Pilotenkanzel, »wäre das ein kurzfristig lösbares Problem. Aber die Bodenkontrolle hat uns gerade wieder mitgeteilt, es sei ihnen entschieden lieber, wenn wir hier unseren Treibstoff aufbrauchen, als wenn sie unten lange Passagierschlangen hätten. Ich habe meine Zweifel, ob Aristoteles diese Art von Logik gefallen hätte.«

Raza wandte sich zu Nadine auf ihrem Fensterplatz in der Ersten Klasse und drückte ihre Hand. Sie lächelte ihn an, die Augen strahlend vor Begeisterung.

Bevor sie das Lager verlassen hatten, hatte Raza den Verbindungsmann der Mullah-Clique in Tripolis angerufen und ihm gesagt, was er brauche. Der Mann hatte wiederum mit Athen telefoniert, und schon kurz darauf war diese Computerpanne aufgetreten. Sie wäre frühestens eine Stunde nach der Landung dieses Fluges aus Tripolis behoben.

Sie reisten als frisch getrautes Paar - während des Jahres, das Raza in Moskau verbracht hatte, hatte ihm der Instrukteur des KGB eingebläut, je einfacher eine Verkleidung sei, desto wirkungsvoller, nur die wesentlichen Dinge ändern und sich stets älter erscheinen lassen.

Daher hatte sich Raza Augenbrauen und Haare grau gefärbt und seine Gesichtszüge dadurch verändert, dass eingeschobene Wachspolster seine Nase verbreiterten und Gummipolster innen unter den Wangen Hängebacken bewirkten, die fortgeschrittene Jahrgänge kennzeichnen. Mit grünbraunen Kontaktlinsen hatte er zudem seine Augen aufgehell.

Unter seinem Hemd trug er einen leicht wattierten Umhang, der seine Schultern verbreiterte und vor allem jenen Schmerbauch vortäuschte, der so oft mit Wohlstand und Erfolg einhergeht. Einige seiner Vorderzähne hatte er mit einer rasch trocknenden Goldpaste überzogen, und an einem Finger trug er einen glänzenden Goldring, der ganz dem an Nadines Hand entsprach. Beide reisten mit peruanischen Pässen.

Sich über Nadine hinwegbeugend, warf Raza einen Blick aus dem Fenster, bei dem er erkennen konnte, dass noch weitere Flugzeuge Warterunden drehten.

»Ausgezeichnet!« murmelte er. »Die werden nur noch nervöser an der Pass- und Zollkontrolle.«

Es würde die übliche Reaktion auf einen Computerausfall



ergeben - hastige und flüchtige Kontrollen von Pässen und Gepäck und eiliges Durchschleusen der Passagiere, um Staus zu verhindern. Er hatte schon immer gerade den Athener Flughafen zu schätzen gewusst.

Die Stewardess begann mit dem Einsammeln der Zeitungen. Raza und Nadine hatten sie bisher unbeachtet gelassen.

Raza reichte die *International Herald Tribune* hinüber, deren Schlagzeilen sich auf die Bombenanschläge auf die Hotels, die Katastrophe von Trefontein und das Tankzugunglück in Athen verteilten.

Raza behielt das Blatt nun doch und scheuchte die Stewardess mit einer Handbewegung fort.

Die Berichte aus London, Paris und Washington zeigten, dass die Jagd im vollen Gange war. Das störte Raza nicht er fand, auf einem Gelände, auf dem die Jagd schon stattgefunden hatte, sei man sicherer.

Er wandte sich dem Bericht über diese Explosion in Athen zu. Alle Leichen waren identifiziert worden - mit einer einzigen Ausnahme. Die Gerichtsmediziner befanden, es müsse sich dabei um eine junge Frau gehandelt haben, die eine Anzahl von Flaschen bei sich gehabt haben müsse, denn man hatte Glassplitter zwischen ihren Knochenresten gefunden. Ein Polizeibeamter vertrat die Meinung, es müsse sich um eine dieser herumziehenden Straßenverkäuferinnen gehandelt haben, die in Athen nachgerade zur Plage wurden.

Raza faltete die Zeitung wieder zusammen, tätschelte Nadines Hand und flüsterte ihr ins Ohr: »Kein Grund zur Sorge - diese Hitze muss alles vernichtet haben!«

Die Stewardess erschien mit heißen Handtüchern. Raza nahm sie und gab dabei die Zeitung ab, dann reichte er ebenso schweigend die gebrauchten Handtücher zurück. Weder er noch Nadine hatten mit der Stewardess während des Fluges ein Wort gewechselt. Auch das war etwas, das man ihm in Moskau

beigebracht hatte: jeden unnötigen Kontakt vermeiden!

Eine gute halbe Stunde später überwandten sie erfolgreich die doppelte Hürde der Pass- und der Zollkontrolle. Raza schob die beiden Pässe über den Schalter, der Beamte knallte seinen Stempel darauf und gab sie wortlos zurück. Auf die beiden teuren Lederkoffer malte der Zollbeamte ein Kreidezeichen, ohne ihre Öffnung verlangt zu haben. Auch diesbezüglich hatte Raza den Rat in Moskau befolgt: immer teures Gepäck benutzen, um einen respektablen und ehrbaren Eindruck zu erwecken.

Draußen vor dem Flughafengebäude entdeckte Raza rasch Lila. Er nahm die beiden Koffer auf und drängte sich durch die Menge.

»Willkommen!« murmelte Lila und küsste Raza förmlich auf beide Wangen.

»Es freut mich, dich zu sehen«, antwortete er. Dann warf er einen Blick auf Anna, zeigte aber keinerlei Anstalten, auch sie zu umarmen. Sie lächelte kläglich.

Nachdem Nadine kurz die beiden Frauen begrüßt hatte, gingen sie gemeinsam in unbehaglichem Schweigen weiter. Nadine allein wusste, wie knapp vor einem erneuten Ausbruch wahnsinniger Wut Raza stand - Annas Anblick hatte ihn sofort daran erinnert, wie nahe er plötzlich einem völligen Fehlschlag gewesen war.

Der Mercedes, zu dem Anna sie führte, war eines von mehreren Fahrzeugen, welche die Mullah-Clique in Athen unterhielt. Raza und Nadine nahmen im Fond Platz, nachdem das Gepäck im Kofferraum verstaut war. Lila setzte sich auf den Beifahrersitz, Anna übernahm das Steuer.

Auf dem Weg in die Stadt herrschte gespanntes Schweigen, das schließlich Lila brach.

»Es war wirklich reiner Zufall, dass Zelda ums Leben kam«, sagte sie.

»Ja, ganz bestimmt«, versicherte Anna eifrig.

Raza räusperte sich etwas und erklärte fast flüsternd: »Wir werden darüber sprechen, wenn ich euch das sage!«

Er schaute wieder aus dem Fenster, und Nadine konnte Annas Angst geradezu riechen.

Ohne ein weiteres Wort fuhren sie zu der Wohnung, welche die Mullahs gemietet hatten.

Sie lag zu ebener Erde und bestand aus drei Empfangs- und Aufenthaltsräumen sowie fünf Schlafzimmern, jedes mit einem eigenen Bad. Außerdem gab es eine Küche und ein geräumiges Esszimmer, das auf eine Terrasse hinausging. Das Mobiliar erinnerte Nadine an jenes in der Villa: dunkles Holz und mit Kamelleder überzogene Sessel.

Raza wandte sich an Anna: »Bereite Tee und ruf mich, wenn es soweit ist!«

Ohne ein weiteres Wort trat er auf die Terrasse und umklammerte das Geländer dort fest mit seinen Händen, den Kopf in die Sonne gereckt und die Lippen bewegend, ohne dass man einen Laut vernommen hätte.

»Betet er?« fragte Anna nervös.

»Nein, er betet nicht«, antwortete Nadine mit einem ganz neutralen Blick auf Anna. »Er verflucht das, was geschehen ist, denn alle seine Pläne wären durch Zeldas Dummheit fast zum Scheitern verurteilt worden!«

Dann schleifte sie ihren Koffer in das größte der Schlafzimmer. Neben einem riesigen Doppelbett standen dort Couches und Ottomanen, eine Wand war ganz ausgefüllt von einem großen Schrank. Die Wände des Badezimmers waren mit blutrotem Marmor verkleidet.

Nadine begann auszupacken. Als sie dabei auf ihre beiden Wurfmesser stieß, musste sie an Shema denken, die ihr die Kunst des Messerwerfens beigebracht hatte. An Shema hatte sie

nicht mehr gedacht, seit sie Tripolis verlassen hatten. Ja, sie wünschte sich weiterhin die Freilassung ihrer Schwester - aber sie würde es nicht mehr dulden, von ihr in den Hintergrund geschoben zu werden. Zu ihrer eigenen Überraschung fühlte sie keinerlei Schuldgefühl bei diesem Gedanken.

Als Raza nach ihr rief und ihr befahl, zu ihm in den großen Salon zu kommen, sah sie dort Lila und Anna nebeneinander auf einem Sofa sitzen. Kleine Gläser und ein Glaskrug, gefüllt mit aus frischer Minze bereitetem, duftendem Tee, standen auf einem niedrigen Tisch.

Daneben standen die fünf verbliebenen Parfümflakons mit dem Anthrax-B-C und ein Karton mit zwei Dutzend leerer Parfümfläschchen.

Nadine ging zu einem der schweren Polstersessel hinüber und setzte sich hinein, die Beine nebeneinander gestellt und die Hände im Schoß. Raza legte Wert darauf, dass sie in der Öffentlichkeit so dasaß. Sie sah die Adern an seinen Schläfen pochen - seine Kopfschmerzen mussten nahezu unerträglich sein. Sie erhob sich und schritt zum Tisch, wo sie ein Glas mit Tee füllte und es Raza brachte, der unter einem riesigen goldgerahmten Gemälde stand, das einen düster blickenden Mann in schwarzem Gewand unter einem großen Tarbusch zeigte.

Raza schlürfte in kleinen Schlucken den belebenden Trank, und sein Blick wanderte dabei zwischen Anna und den restlichen Parfümfläschchen hin und her. Warum nur war es diesem dummen Weibsbild nicht möglich gewesen, auch die übrigen Flakons in Sicherheit zu bringen?

»Möchtest du noch mehr?« fragte Nadine und nahm Raza das geleerte Teeglas aus der Hand.

Er nickte schweigend, während seine Augen weiterhin mit jenem schrecklichen Glanz auf Anna ruhten. Auch das nächste Glas leerte er schweigend, und Nadine brachte ihm noch ein

drittes. Dann konnte sie feststellen, dass das bedenkliche Pochen an seinen Schläfen nachgelassen hatte. Raza vollführte eine befehlende Geste, und Nadine nahm wieder in ihrem Sessel Platz.

Endlich ergriff Raza das Wort. »Unser Wohltäter Ayatollah Muzwaz«, seine Augen wanderten zu dem Porträt im Goldrahmen, »vertraut mir als dem Vollstrecker seiner Pläne. Und er vertraut mir deshalb, weil ich ihm immer die Wahrheit gesagt habe.«

Er wandte seinen Blick dem Sofa zu, auf dem Anna neben Lila saß. Seine Augen waren jetzt völlig ausdruckslos, und als er fortfuhr, war seine Stimme plötzlich regelrecht freundlich, als spreche er zu einem Kind. »Hast du gewusst, dass sie die Fläschchen bei sich trug?« Nadine sah die Überraschung auf dem Gesicht des Mädchens angesichts dieses plötzlichen Stimmungsumschwungs. Anna nickte mit gesenkten Augen.

»Hast du versucht, sie davon abzubringen?« Anna schüttelte wortlos den gebeugten Kopf. »Und warum nicht?« fragte Raza im gleichen freundlichen Ton. »Warum nicht?«

Anna hob den Kopf, und man konnte nun die Tränen in ihren Augen sehen. »Ich dachte nicht...«

Raza schaute auf sie hinunter und nickte bedächtig. »Ja, du dachtest nicht...«

»Es tut mir leid«, flüsterte Anna.

Nadine sah, wie dieser schreckliche Ausdruck wieder in Razas Gesicht zurückkehrte.

Raza wandte sich abrupt ab und starrte das Porträt an der Wand an. Das Mädchen musste bestraft werden - aber noch nicht jetzt. Das würde nur die ganze Operation noch weiter gefährden.

Als er sich umdrehte, sah Nadine, dass er sich wieder völlig in der Gewalt hatte. »Es darf keine weiteren Fehler mehr geben«,

sagte er ganz ruhig.

Anna nickte eifrig, und auch Nadine und Lila nickten. »Also gut. Aufgrund dessen, was geschehen ist, muss es einige Änderungen geben«, sagte Raza und begann, zunächst auf die Fläschchen eingehend, mit seinen Erläuterungen.

Östlich von Paris setzte die Concorde zum Sinkflug an.

»Das Kabinett ist ziemlich genau in zwei Hälften gespalten«, berichtete soeben Lacouste auf dem Bildschirm. »Die eine Hälfte ist der Meinung, man soll sie laufen lassen, und zwar sofort. Die andere Hälfte vertritt die Ansicht, es sei gescheiter, die Fedajin noch eine Weile festzuhalten, um so Raza von einem Schlag gegen Frankreich abzuhalten.«

Morton wandte ein: »Das hat so noch niemals geklappt, und es wird auch jetzt nicht klappen. Wenn Ihre Leute jetzt weich werden, kracht alles zusammen. Ich habe jetzt schon Probleme damit, alle zusammenzuhalten.«

»Die Italiener?«

»Und die Deutschen - und die Holländer. Die Politiker dort beginnen bereits damit, sich gegen ein hartes Durchgreifen zur Wehr zu setzen. Ein paar Stunden Aufenthalt an Grenzen und Flugplätzen haben eine merkwürdige Wirkung auf die Wähler. Die beschwerten sich sogleich bei ihren Abgeordneten, und die rennen zu ihren Ministern und die wieder zu ihrem Regierungschef. Und der ordnet dann gleich an, dass die Sicherheitsmaßnahmen gelockert werden. In Rom und Den Haag ist es schon soweit. Wenn jetzt noch Ihre Leute die Fedajin laufen lassen, sind wir wieder da, wo wir immer waren - Europa wird sein wie ein Schweizer Käse, mit einem Haufen von Löchern, durch die Razas Leute nach Belieben ein und aus gehen können!«

»*Merde, merde, merde!*« seufzte Lacouste. »Ich werde noch mal versuchen, Druck dahinterzusetzen.«

Sein Bild verschwand von dem kleinen Fernsehschirm.

Morton wandte sich einem anderen daneben zu, auf dem sich Matti aus dem israelischen Konsulat in New York meldete.

»Wie läuft's bei dir, Matti?«

»Ich habe auch schon bessere Tage erlebt«, musste dieser bekennen. »Der Stand der Dinge ist im Augenblick der: Die ersten fünfhundert Namen auf der Liste, die ich dem Überprüfungsdienst des FBI gegeben habe, sind durch - und sie sagen dazu, sie seien dabei noch nicht mal auf eine Briefmarke gestoßen, die auf irgendeine Verbindung zu Raza hinweisen könnte.«

Der Überprüfungsdienst TRAC, Terrorist Research and Analytical Centre, war vom FBI nach den ersten Flugzeugentführungen nach Beirut aufgebaut worden. Seine Hauptaufgabe war die Überprüfung von Kontakten. »Wie viele muss man noch durchgehen?«

»Über viertausend. Sie brauchen noch drei Tage dafür, sagen sie«, teilte Matti mit.

»Das ist zu lange. Sie müssen es einfach in zwei Tagen schaffen - höchstens!«

»Ich werd's ihnen sagen«, erwiderte Matti. »Ich habe auch schon unsere Leute von ›Swift Renovation angesetzt und sie angewiesen, sich vor allem auf die UNO und die arabischen Botschaften in Washington zu konzentrieren. Die haben alles nur mögliche angezapft - aber das Ergebnis ist bisher gleich Null.«

Matti schwieg einen Moment und schaute auf seine Notizen hinunter.

»Bill Gates - nichts, der Admiral - nichts. Dabei versichert Lou, dass sie sich alle Mühe geben...«

»Wie steht's mit dem Weißen Haus?« Matti zuckte mit den Schultern. »Na ja, Appleton windet sich wie üblich...« Brent Appleton war der Sicherheitsberater des Präsidenten. Vom Tag

seiner Berufung an hatte er seine proarabischen Neigungen nicht verhehlt.

Matti zog eine Grimasse. »Das kann nur noch schlimmer werden, nachdem im November Wahlen sind und der Präsident eine zweite Amtsperiode anstrebt.«

»Was genau tut Appleton?«

»Er versucht sich zu drücken, sagt aber in der Öffentlichkeit das, was die Leute hören wollen. Ihr wollt die Marines haben? Aber ja, könnt ihr haben. Ihr könnt alles haben solange ihr nicht vorhabt, es gegen irgendein arabisches Land einzusetzen!«

Matti schüttelte bekümmert den Kopf. »Insgeheim aber flüstert er dem Präsidenten ständig Erinnerungen daran ins Ohr, wie sich die politischen Hoffnungen im Sand des Irans und Iraks in nichts aufgelöst haben!«

Jimmy Carters Präsidentschaft hatte mit dem vergeblichen Versuch geendet, die ersten amerikanischen Geiseln zu befreien, die man im Nahen Osten genommen hatte - die Angehörigen der US-Botschaft in Teheran. Die acht Jahre von Ronald Reagan im Weißen Haus waren an ihrem Ende überschattet vom Skandal heimlicher Waffenlieferungen an den Iran gegen die Befreiung weiterer amerikanischer Geiseln in Beirut. Der Golfkrieg schließlich hatte dazu geführt, dass George Bush einer Nation vorstand, die so tief gespalten war wie zu Zeiten des Vietnamkrieges.

Morton gelangte zu einer Entscheidung. »Ich muss selbst mit Appleton sprechen. In der Zwischenzeit solltest du eine eigene Prüfung der zweitausend Namen vornehmen, die ich vom Honeywell-Computer habe ausspucken lassen. Natürlich sind die üblichen Akademiker und Geschäftsleute darunter, vielleicht stoßt ihr aber trotzdem auf einen Namen, der irgend etwas hergibt.« Die Concorde näherte sich der französischen Küste, als

Brent Appletons abweisendes Gesicht auf dem Bildschirm auftauchte. In seinem riesigen Lehnssessel wirkte er fast



zwergenhaft, aber Morton wusste sehr gut, dass er das, was ihm an Körpergröße fehlte, bei weitem mit seiner Intelligenz ausglich.

»Guten Tag, Herr Oberst!« Appletons Lächeln war kalt und knapp. »Was kann ich für Sie tun?«

Morton berichtete ihm über die gesplante Haltung des französischen Kabinetts und über die Vorgänge in Deutschland und den Niederlanden.

»Ich verstehe«, sagte Appleton und legte die sorgsam manikürten Finger aneinander. »Im politischen Gesamtzusammenhang kann ich ihre Reaktion nicht nur begreifen, sondern habe sogar ausgesprochenes Verständnis dafür. Die Italiener und Holländer haben immer gute Beziehungen zu den Arabern unterhalten. In gewisser Beziehung haben sie zu ihnen ein Verhältnis entwickelt, das wir uns eigentlich nur zum Vorbild nehmen können. Natürlich ist diese Geschichte mit Raza ein schwerer Schlag für alle Bemühungen, neue Brücken zur islamischen Welt zu schlagen. Ich bin der erste, der sagt, man muss Raza mit Festigkeit begegnen - aber andererseits kann ich nur hoffen, dass nichts unternommen wird, das die schwierigen Verhandlungen mit den Arabern, für die wir uns alle einen erfolgreichen Abschluß wünschen, beeinträchtigen könnte.«

»Wenn ich Raza nicht ausschalte, wird es nichts mehr geben, worüber man verhandeln könnte - das genau ist meine Sorge«, sagte Morton gelassen.

»Aber die Einschätzung der Gesamtsituation müssen Sie schon mir überlassen«, erwiderte Appleton etwas schärfer. »Dem Präsidenten ist nicht nur an einer Aufrechterhaltung seines Dialogs mit Damaskus gelegen, sondern auch an künftigen Gesprächen mit Teheran und Bagdad.«

»Um so mehr ein Anlass, Raza auszuschalten.«

»Aber natürlich«, unterbrach Appleton ihn geschwind.

»Leider betrachten ihn aber viele Menschen in der dortigen Region als einen Helden und meinen, dass das, was er tue, richtig und gerecht sei. Wir können da natürlich ganz gegenteiliger Meinung sein - aber wir müssen das trotzdem berücksichtigen. Der Blickwinkel in Damaskus oder Teheran ist da völlig anders als unserer hier in Washington - oder insbesondere, was diese Geschichte betrifft, in Tel Aviv.«

Morton fühlte Wut in sich aufsteigen. »Sagen Sie das auch Ihrem Präsidenten? Dass eigentlich kein Unterschied besteht zwischen einem Volk, das zu seiner Verteidigung gezwungen ist, um nicht überrannt, ja abgeschlachtet zu werden - und dem sinnlosen Terror, den Raza entfesselt?«

Appleton verschränkte seine schmalen Finger, und als er antwortete, war seine Stimme so kalt und dünn wie die Luft draußen um das Flugzeug.

»Herr Oberst, was ich dem Präsidenten sage, geht nur ihn und mich etwas an. Aber ich kann Ihnen folgendes erklären: Wir werden alles in unserer Macht Stehende tun, um Ihre Arbeit zu unterstützen. Doch ich werde nicht ablassen, den Präsidenten zu drängen, absolut nichts zu tun, was die Zukunft dieses Landes negativ beeinflussen könnte.«

Mortons Gesicht war steinern wie sein Ton: »Sie meinen nichts, was seine Chancen für eine Wiederwahl beeinträchtigen könnte?«

»Nichts, was nur zu nutzlosen Konflikten mit unseren arabischen Freunden führen könnte«, korrigierte ihn Appleton rasch.

Morton sah, wie Appleton betont auf seine teure Armbanduhr blickte.

»Ich muss Ihnen sagen, Mister Appleton, dass ich Sie persönlich dafür zur Verantwortung ziehen werde, wenn Sie etwas äußern oder tun, was meiner Aufgabe zuwiderläuft.«

»Wollen Sie mir drohen, Herr Oberst?«

»Keineswegs - Sie lediglich daran erinnern, wo die wahre Priorität liegt. Tun Sie von mir aus alles zur Wiederwahl Ihres Präsidenten - aber tun Sie es nicht auf meine Kosten. Einen angenehmen Tag noch, Mister Appleton!«

Morton drehte dem Bildschirm, noch bevor er erlosch, den Rücken zu.

Dreißig Minuten später schritt Morton über die Rampe des RAF-Flugplatzes in Northolt, auf dem er die Concorde hatte landen lassen, um den Trubel in Heathrow wegen der verschärften Sicherheitsvorkehrungen zu vermeiden.

Wolfie erwartete ihn in dem Wagen, den Percy West geschickt hatte. Morton warf seine Reisetasche auf den Sitz neben dem uniformierten Fahrer und kletterte in den Fond. Wolfie klopfte ihm sacht auf die Schulter. »Tut mir leid wegen deiner Eltern, David. Fuller hat es mir gesagt.«

»Danke, Wolfie.« Morton drückte kurz seinen Arm. »Schön, dich zu sehen!«

Der Wagen fuhr über den Asphalt auf das Eingangstor zu, dass von Bewaffneten mit Hunden bewacht wurde.

»Fuller sagt, das sei die größte Pleite, seit damals die IRA das Hotel in Brighton in die Luft gejagt habe«, berichtete Wolfie.

»Meiner Meinung nach sind die längst über alle Berge. Aber Raza hat noch weitere in Reserve, jede Wette.«

Morton warf einen Blick durchs Fenster und wandte sich dann wieder Wolfie zu. »Michelle geht's gut?«

»Danke, bestens. Die Italiener haben sich natürlich furchtbar aufgeregt. Das alte Gesumse wegen Verletzung ihrer nationalen Autorität, mangelnder Information und all dieser Quatsch.«

Morton knurrte nur. »Wenn wir denen was erzählt hätten, wäre vielleicht wieder was durchgesickert - wie damals bei Abu Nidal.«

Vor ein paar Jahren hatten sie Abu Nidals Unterschlupf im römischen Nachtklubviertel Trastevere entdeckt. Bitburg hatte damals darauf bestanden, dass die Digos informiert werden müssten, die italienische Anti-Terrorismus-Truppe. Als sie dann die Wohnung gestürmt hatten, war Abu Nidal verschwunden gewesen - er musste rechtzeitig einen Tipp erhalten haben.

»Bitburg kann *mea culpa* sagen, Wolfie.« Nach dem Verlassen des Flugplatzes fuhr der Wagen über Nebenstraßen.

»Es gibt eine Menge Daten über tote Frauen. Ich habe sie alle durch den Computer gejagt - aber es ist nichts dabei herausgekommen«, berichtete Wolfie. »Ist Costas aufgetaucht?«

»Vor etwa einer Stunde hat er ein Fax durchgegeben. Er war außerhalb der Stadt, weil er einem Tipp nachging, dass sich einige der Bombenleger durch Nordgriechenland nach Beirut durchschlagen wollten.«

»Und?«

»Nichts war's. Er kümmert sich jetzt um diese Tanklasterexplosion. Eine Katastrophe ersten Ranges. Vierzig Tote inzwischen. Glücklicherweise ist es spät in der Nacht passiert, sonst hätte es so viele Tote gegeben wie bei den Anschlägen auf die Hotels.«

»Viele Frauen darunter?«

»Costas sagt, ungefähr ein Dutzend - Hausfrauen und zwei, drei Nutten. Und eine, von der sie annehmen, es könnte eine Zigeunerin gewesen sein. Er meint, dass sie sie vielleicht niemals identifizieren werden.«

»Wie kommen sie darauf, dass es eine Zigeunerin gewesen sein könnte?«

Wolfie griff in seine Tasche und zog einen Bogen aus einem Faxgerät hervor.

»Die Athener Polizei meint, es könnte eine Straßenhändlerin gewesen sein wegen der Glasreste, die die Gerichtsmediziner an

ihrem Körper gefunden haben.«

»Was für eine Art von Glas?«

Wolfie warf nochmals einen Blick auf den Papierbogen. »Dazu schreibt Costas nichts. Vielleicht von solchen Glasanhängern. Als ich das letzte Mal in Athen war, waren diese Straßenverkäufer, die einem wer weiß was andrehen wollten, eine wahre Landplage.«

»Haben sie auch Parfüm verkauft?« Wolfie schaute Morton überrascht an und schüttelte den Kopf. »Mein Gott, du glaubst doch nicht, dass sie dieses Zeug bei sich gehabt haben könnte - oder doch?«

Morton lächelte kurz. »Eigentlich nicht - dann würden wir kaum so beieinander sitzen.«

Er ließ sich von Wolfie das Blatt Papier geben, faltete es sorgfältig zusammen und steckte es in eine Innentasche. Dann warf er erneut einen Blick aus dem Fenster.

Es hatte zu regnen begonnen. Noch jedes Mal, wenn er nach London gekommen war, hatte es geregnet. Nan hatte einmal gesagt, das sei ein Omen. Er erinnerte sich daran, dass er sie gefragt hatte, ob es ein gutes oder ein schlechtes sei, aber sie hatte nur rätselhaft gelächelt. Er würde sie später anrufen.

Michelle ließ sie in den Mossad-Unterschlupf ein, eine große, auf zwei Stockwerke verteilte Wohnung. Die Einrichtung sah aus, wie auf Flohmärkten zusammengekauft, nichts passte zueinander. An den Wänden hingen ein paar billig gerahmte Ansichten aus Israel. Michelle umarmte Morton rasch. »Mein Beileid, David, zum Verlust deiner Eltern«, murmelte sie.

»Ich danke dir.«

Für einen Moment standen sie schweigend. Dann wandte sich Morton der nach oben führenden Treppe zu.

»Ich zieh' mal gleich ein!«

Morton stieg die Stufen hinauf und war froh, für einen

Augenblick allein sein zu können. Er hatte noch nie so recht mit Beileidsbezeugungen umgehen können. im Schlafzimmer stand ein hochbeiniges altmodisches Bett mit einem Überwurf darauf, der ebenso abgenutzt wirkte wie die Teppiche. Auf der Frisierkommode stand ein Telefon. Ein hochlehniger Stuhl und ein Garderobenständer bildeten bereits die ganze übrige Ausstattung. Die Jalousie am Fenster war heruntergelassen. Die eine Türe führte ins Bad, die andere, durch die Morton nun trat, in den abgeschirmten Informationsraum.

Dort standen ein Computer mit Bildschirm, mehrere Telefone, ein Aktenvernichter, zwei Faxgeräte und der obligatorische Safe. Billige Plastiksessel boten drei Personen eine Sitzgelegenheit.

Beide Faxgeräte empfingen soeben gleichzeitig Meldungen. Aus Madrid wurde gemeldet, dass die spanische Marine auf der Suche nach Raza jedes Schiff und Boot an den ausgedehnten Küsten des Landes überprüfe. Die Mitarbeiterin des Mossad in Lissabon berichtete von einer ähnlichen Aktion der Portugiesen. Gates hatte einen Zwischenbericht des CIA durchgegeben - leider nichts Neues. Das Büro von Admiral Burness hatte wissen lassen, dass die Satellitenverbindung mit den Spetsnaz-Leuten von General Jertzin vorzüglich funktioniere - zu melden gab es freilich leider noch nichts.

Auch Chantal hatte sich gerührt, und Lou hatte angerufen, um zu verkünden, dass sich Appleton wegen angeblicher Drohungen aufrege. Er verlange vom Präsidenten, dass dieser mit Karschoff rede.

Anwar Salim hatte eine lange Aufstellung darüber übermittelt, dass die ägyptischen Agenten in einem halben Dutzend arabischer Hauptstädte keine Spur von Raza hätten finden können. Das bestätigte nur die entsprechenden Berichte der Mossad-Leute aus denselben Städten.

Lester Finel hatte über den neuesten Stand seiner Arbeit

informiert - sie waren nun dabei, auch die japanischen und sonstigen asiatischen Verbindungen der arabischen Terroristen zu überprüfen. Das bedeutete weitere 17000 Namen und wenigstens einen Tag Arbeit für seine Taubstummen.

Morton überflog das nächste Blatt: Dickerchen verfolgte einen neuen Ansatz - er versuchte jetzt die Aufnahmedaten der Bänder zu bestimmen. Damit ließen sich vielleicht wichtige Rückschlüsse gewinnen. Morton war froh, dass Dickerchen auf eine Schilderung der dabei benutzten Methoden verzichtet hatte - das hätte dann wohl eine ganze Rolle Faxpapier erfordert.

Der Professor hatte eine Zusammenstellung der arabischen Reaktionen auf die Hotelanschläge und das Verbrechen von Trekfontein durchgegeben. Sie wurden einhellig verurteilt, am lautstärksten von Libyen. Der Professor hatte dazu geäußert, dass der Höchste Führer nun wohl auch in den Chor jener einstimmen werde, die Ayatollah Muzwaz rieten, mit seinen Forderungen nach einem Heiligen Krieg aufzuhören.

Schließlich war noch eine Auflistung von mehreren hundert Namen von Frauen und den entsprechenden Todesumständen bei den Unterlagen - weibliche Tote der letzten paar Tage aus einem Umkreis von rund achthundert Kilometern rund um Beirut. Aber Wolfie hatte recht - bei keiner davon sah es danach aus, als könne es sich um die »Schwester von den Parfümen« handeln, die zu ihrem Propheten gerufen worden war.

Nirgends ein Hinweis darauf, wo Raza stecken könnte.

Morton wandte sich von den Faxgeräten ab, als eines der Telefone klingelte - Danny war dran.

»Wir haben den ersten Zipfel erwischt!« jubelte er und konnte seine Begeisterung kaum dämpfen. »Wir haben in den vergangenen vierundzwanzig Stunden geschuftet wie die Irren, und ich habe meine besten Leute drangesetzt, die Impulsfrequenz dieses Anrufs zu vergleichen.«

»Den wegen der toten Frau?«

»Genau. Wir haben die Impulsfrequenz mit der jedes anderen Telefonsystems in dieser Region verglichen. Das hieß, jede Stadt anzurufen, deren Impulsfrequenz zu speichern und dann mit der uns vorliegenden dieses Anrufs zu vergleichen. Natürlich eine Wahnsinnsarbeit! Einige erschienen uns schon fast gleich zu sein - kein Wunder, da inzwischen verschiedene Länder fast identische Frequenzen haben...«

»Woher also kam der Anruf?« unterbrach ihn Morton.

»Aus Athen! Wir haben es ein Dutzend Mal überprüft, und es hat jedes Mal genau gepasst - die absolut gleiche Impulsfrequenz. Das ist wie ein Fingerabdruck!«

»Setz sofort Costas auf die Sache an!«

Dannys Seufzer war auch auf diese Entfernung nicht zu überhören.

»Ich hab's schon versucht. Aber der meldet sich einfach nicht auf seinem MRT!«

Morton begann mit seinen Weisungen: »Veranlasse die Abteilung Verdeckte Ermittlungen, sofort ein Unterstützungsteam nach Athen zu schicken. Und sag Gates, das seine Leute vor Ort sich mit denen kurzschließen, der hat dort ein paar ganz gute Typen. Und bemühe dich weiterhin, diesen Costas aufzutreiben, ich versuche das gleiche von hier aus.«

»Alles klar!«

Bevor er auflegte, fügte Morton noch hinzu: »Ach ja, Danny - sag allen, sie hätten tolle Arbeit geleistet. Und für dich gilt natürlich das gleiche!«



Nadine und Anna erreichten den Syntagma-Platz am späten Nachmittag. Um diese Zeit war der größte Platz Athens wie üblich voll von Touristen.

Die beiden jungen Frauen trugen eine Art von Uniform, bestehend aus einem himmelblauen Faltenrock, einem Bolerojäckchen in gleicher Farbe und einer weißen Bluse dazu. Über die Jäckchen lief eine breite feuerrote Schärpe, auf der in Goldbuchstaben zu lesen war: *Griechische Nächte*.

Jede führte ein kleines Klemmbrett mit sich, Anna trug um den Hals eine Sofortbildkamera, während Nadine einen großen Leinenbeutel über die Schulter gehängt hatte.

Dieser hatte zwei Fächer. Im kleineren waren die fünf Flakons mit dem Anthrax-B-C, im größeren alle anderen Fläschchen, in die Anna und Nadine eine Mischung aus ihren eigenen Parfüms, Razas Rasierwasser, einigen in der Wohnung vorgefundenen Flaschen Kölnisch Wasser sowie Minzetee gegossen hatten. Anna überprüfte mit einem nervösen Blick auf Nadine den Fotoapparat.

»Nur keine Aufregung«, beruhigte Nadine sie. »Du musst nur darauf achten, dass der betreffende Trottel und ich groß drauf sind.«

Sie begannen um den Platz zu spazieren - auf der Suche nach arglosen Touristen, welche die Fläschchen mit dem furchtbaren Gift in die Vereinigten Staaten und nach Großbritannien einschleusen sollten.

»Und denk daran, dass wir nur an solchen Typen interessiert sind, die innerhalb der nächsten zwölf Stunden in ihre Heimat zurückfliegen.«

»Raza ist ja so gerissen.« Anna seufzte. »Meinst du, dass er mir noch böse ist?«

»Aber nein, bestimmt nicht!« Wie leicht sie doch für Raza lügen konnte!

Lila war inzwischen mit dem von Nadine neu besprochenen Tonband zu einer langen Reise aufgebrochen, die sie auf dem Umweg über Asien und den Pazifik in die Vereinigten Staaten bringen sollte.

»Wie war's mit denen?« meinte Anna und stieß Nadine an. Sie deutete mit einem Kopfnicken auf ein älteres Ehepaar an einem der Tischchen vor den Cafés.

Mit einem kurzen Blick konnte Nadine das deutsche Wort »Reiseführer« auf dem Buch erkennen, in das die beiden gemeinsam die Köpfe steckten - ein bisschen Deutsch hatte ihr seinerseits Shema beigebracht.

»Nein, das sind Deutsche«, sagte sie also zu Anna. »Schau dich lieber nach Leuten um, die sich auf englisch unterhalten.«

Sie schlenderten weiter auf dem Platz herum. Nur Nadine wusste, dass Raza irgendwo in der Nähe war, um sie zu beobachten. Das stärkte nur noch ihre Entschlossenheit, ihren Auftrag zu seiner völligen Zufriedenheit zu erfüllen.

»Und wie war's mit dem da?« schlug Anna vor und wies auf einen etwa mittelgroßen Mann hin, der gerade einer Bar neben dem Hotel »Grande Bretagne« zuschlenderte.

Nadine zwang sich zu einem Lächeln. »Dem sehe doch sogar ich auf den ersten Blick an, dass er Grieche ist. Sei doch nicht so ungeduldig, wir finden schon jemanden. Komm, gehen wir mal dort hinüber!«

Sie führte Anna in die Richtung zum Hotel »King George«, während Costas Calcanis seinen Weg fortsetzte.

Der Israeli war sehr stolz darauf, in seinem Maßanzug, seinem Maßhemd und natürlich den handgefertigten Schuhen wie ein

Griechen zu wirken. Die Schuhe erhöhten seine Körpergröße von einem Meter siebenundsechzig wenigstens noch um ein paar weitere Zentimeter. Ein wahres Löwenhaupt und ein ungemein gewinnendes Lächeln glichen seine mangelnde Größe aus.

Das fehlte allerdings gerade jetzt auf seinem Gesicht, das daher nur müde und irgendwie verärgert wirkte. Während der letzten vierundzwanzig Stunden war er unablässig über die schlimmsten Straßen Südeuropas gekurvt, ohne irgendeine Spur von den Bombenlegern zu finden. Und wieder hatte dieses neumodische MRT versagt. In einem Café und ein zweites Mal, als er neben der Straße für ein kurzes Nickerchen gehalten hatte, waren nur laute, knackende Geräusche zu hören gewesen.

Daher hatte er das Gerät abgeschaltet, als er in die Stadt gekommen war. Es steckte in seiner Innentasche dicht neben dem Achselhalfter mit seiner Pistole. Sobald er etwas Zeit hatte, würde er einen ätzenden Bericht über dieses verdammte Ding nach Tel Aviv durchgeben.

Bei der Rückkehr nach Athen hatte er Dannys Doppelblitznachricht vorgefunden, so schnell wie möglich Angaben über alle in den letzten Tagen umgekommenen Frauen zu übermitteln. Nachdem er dem Fax die Namen der bei dem Tanklasterunglück verstorbenen Frauen anvertraut hatte, hatte er die langweilige Aufgabe einer Überprüfung aller Kranken- und Leichenschauhäuser sowie entsprechender Institutionen einem Bekannten bei der Polizei zugeschoben, der froh darüber war, ein Wochengehalt für die Arbeit eines langen Tages einstreichen zu können.

Costas hatte sich in den zwei Jahren seiner bisherigen Tätigkeit einen gewissen Ruf als erfolgreicher Playboy erworben. Er hatte einen Blick für Frauen, von denen er ziemlich sicher sein konnte, dass er sie erst zu einem Drink, dann zu einem Essen einladen und darauf ins Bett abschleppen konnte. Costas Calcanis war überzeugt davon, dass ihn Morton vor allem deswegen auf dem Kieker hatte. Aber solange er seine

Arbeit halbwegs ordentlich erledigte und Bitburgs Schutzgenoss, brauchte er sich wohl keine Sorgen zu bereiten.

Er bestellte sich jetzt einen Pernod und warf einen Blick in die Zeitung, die der Kellner ihm brachte. Die Titelseite wurde noch immer von dem Tanklasterunglück beherrscht. Von der weiterhin noch nicht identifizierten Frau hatte man ein Phantombild angefertigt, und die Leser wurden zur Mitarbeit aufgefordert.

Costas fand, die gesuchte Frau sehe mit ihrem vollen dunklen Haar und den hohen Backenknochen ein bisschen jener ähnlich, die weiter hinten an einem Tischchen saß und in ihrem Kaffee rührte. Amerikanerin, schätzte er. Die letzte, die er gehabt hatte, war sehr erfindungsreich gewesen. Er schickte einen langen Blick hinüber, begleitet von einem schmelzenden Lächeln.

Nancy Olson schüttete noch mehr Zucker in ihren Kaffee und befand, der Mann habe eine gewisse Ähnlichkeit mit Rob - und das allein war schon ein ausreichender Grund, um auf seinen Annäherungsversuch nicht einzugehen.

Ihr gut einjähriges Verhältnis mit Rob hatte ein jähes Ende gefunden, als sie zufällig früher in die Wohnung zurückgekehrt war und ihn dort im Bett mit ihrer besten Freundin gefunden hatte. Einen Monat später war sie dann allein zu diesem vierzehntägigen Griechenlandurlaub aufgebrochen, der ursprünglich gemeinsam mit Rob geplant gewesen war.

Sie war selbst überrascht davon, wie sehr sie das Alleinsein und die neue Freiheit genossen hatte und wie gut sie Rob aus ihren Gedanken hatte verdrängen können. Sie würde mit neuem Schwung wieder an ihre Arbeit als Lehrerin gehen - aber ein Techtelmechtel mit diesem Aufguss von Rob da drüben hätte ihr gerade noch gefehlt!

Costas ließ sich jedoch nicht so rasch entmutigen. Er prostete Nancy lächelnd zu und beauftragte dann den Kellner, ihr ein Glas vom besten Champagner zu bringen - das hatte bisher noch

immer funktioniert.

Verdammt, dachte Nancy Olson, sie war schließlich sechsundzwanzig und sollte sich einen Mann vom Leib halten können, auch wenn sie hier nicht in New York, sondern auf ihrer ersten Auslandsreise war. Da der Kellner es ablehnte, den Champagner in den Abfluss zu kippen, schob sie das Glas betont zur Seite.

»Schau mal, die ist bestimmt Amerikanerin!« sagte Anna.  
»Nur eine Amerikanerin würde sich Champagner bestellen und ihn dann nicht gut genug finden!«

Costas hatte nur kurz aufgeseufzt. Nachgelaufen war er einer Frau in seinem ganzen Leben noch nicht. Dann eben nicht! Er bestellte sich einen neuen Pernod und hielt erneut Ausschau.

Dabei fiel sein Blick auf die beiden Mädchen in ihren attraktiven Uniformen. Die kleinere mit dem blassen Gesicht schied aus, aber ihre Begleiterin war schon nach seinem Geschmack. Dann seufzte er wieder - von Einheimischen ließ er immer die Finger. Das konnte nur allzu leicht zu Problemen mit Ehemännern oder festen Freunden führen. Er fragte sich noch kurz, wofür die beiden wohl verben mochten, dann wandte er sich den Touristen zu, die gerade aus dem »Grande Bretagne« erschienen.

»Diesmal liegst du, glaube ich, richtig«, sagte Nadine zu Anna und konnte ihre Erleichterung und Befriedigung nicht ganz verbergen.

»Ich glaube, sie winkt uns zu sich«, äußerte Anna.

»Langsam«, mahnte Nadine. Raza hatte sie nachdrücklich gewarnt, nicht aufdringlich zu sein - damit könnten sie nur Verdacht erregen. Andererseits hatten sich die englisch Sprechenden, an die sie sich bisher gewandt hatten, alle als Iren oder Australier entpuppt, und Nadine hatte sie mit dem Fläschchen abgespeist, in denen sich die selbstgebraute

Mischung befand.

Vorsichtshalber aber führte Nadine Anna erst mal zu einem anderen Tisch in der Nähe von Nancys Platz, an dem eine Touristengruppe in lärmender, vom Alkohol befeuerter Stimmung saß.

»Guten Abend, meine Damen und Herren«, begann Nadine. »Wir arbeiten für einen der größten griechischen Parfümhersteller und führen gerade eine Markterkundung durch, bei der Sie uns vielleicht behilflich sein können.«

Sie nahm eines der ungefährlichen Fläschchen aus ihrer Tasche.

»Woher kommen Sie?« fragte sie dabei.

»Aus Holland!« antworteten mehrere aus der Runde.

»Ach ja«, sagte Nadine. »Bei Ihnen wird dieses Parfüm im nächsten Jahr eingeführt werden. Aber Sie können dieses Fläschchen jetzt schon haben. - Moment mal!«

Einer der Männer am Tisch hatte ihr den Flakon aus der Hand gerissen und hielt ihn seiner Nachbarin unter die Nase. Als Nadine danach greifen wollte, streckte er seine Hand zur Seite.

»Bitte!« flehte Nadine. »Sie können das Fläschchen ja haben, aber sollten uns doch bitte erst ein paar Fragen beantworten!«

Der Mann warf den Parfümflakon jedoch einer anderen Frau am Tisch zu, die ihn, viel zu überrascht, nicht auffangen konnte. Er zersplitterte auf dem Boden, und es trat ein kurzes, peinliches Schweigen ein. Der Mann zog eine dicke Brieftasche heraus und streckte Nadine einige Scheine entgegen.

»Hier, ich bezahle das natürlich«, sagte er. »Und für jeden am Tisch kaufe ich eins!«

Nadine trat einen Schritt zurück und sagte abwehrend: »Das ist nicht möglich - wir führen hier nur eine Befragung durch!«

Der Mann schnüffelte an einem Glassplitter, meinte dann: »Na, das ist ohnehin nichts Aufregendes!« und steckte seine

Brieftasche unter dem Gelächter der anderen wieder ein.

Nadine wandte sich, weiterhin freundlich lächelnd, ab und trat mit Anna auf Nancy zu.

Der Zwischenfall hatte die Aufmerksamkeit von Costas Calcanis erregt. Das größere der Mädchen war wirklich eine Schönheit, fand er - und keine Griechin. Möglicherweise eine Levantinerin, wer weiß, vielleicht aus Beirut. Er drehte den Kopf, um die Schrift auf der roten Schärpe zu lesen. Ob sie vielleicht diese bei dem Unglück ums Leben gekommene Frau gekannt hatte? Er sollte sie danach fragen...

»Den Kerl haben Sie gut abgewimmelt«, lobte Nancy, als Nadine und Anna zu ihr traten. »Nichts ist so mühsam wie ein Haufen Besoffener!«

Nadine strahlte sie an. »Ach, Ihr Amerikanerinnen seid immer so selbstsicher!«

»Ich bin keine!« Nancy schüttelte den Kopf. »Vielmehr Kanadierin, geboren und aufgewachsen in Toronto.«

»Oh!« Anna konnte kaum ihre Enttäuschung verbergen. »Aber ich lebe tatsächlich in New York«, ergänzte Nancy und sah plötzlich die Stadt und ihre Wohnung dort vor sich. »Ach, ich würde zu gern mal New York besuchen mit all den Wolkenkratzern und den tollen Shows«, schwärmte Nadine, und Anna fügte, ihrer Rolle getreu, hinzu: »Mich locken dort mehr die Hamburger und die Milch-Shakes!«

Die drei jungen Frauen lachten und fühlten eine plötzliche Gemeinsamkeit.

»Sie sind im Urlaub?« fragte Nadine.

»Fast schon vorbei«, erwiderte Nancy.

»Und unser Land gefällt Ihnen?« wollte Nadine wissen.

»Ja, sehr gut«, bestätigte Nancy, »wenn man sich auch an ein paar Dinge erst gewöhnen muss - das Essen etwa oder die Menge von Wein, die jeder dazu trinkt - na ja, und auch die

Männer...«

»Ach ja, die Männer.« Anna lächelte. »Die griechischen Männer sind wie die Stiere!«

Und wieder lachten alle drei.

»Darf ich Sie zu einem Kaffee einladen?« fragte Nancy.

»Nein, danke, wir haben leider noch zu tun«, lehnte Nadine ab. Raza hatte ihnen eingeschärft, sich nicht zu eng mit den Leuten einzulassen. Sie erläuterte Nancy ihren angeblichen Auftrag und stellte vorsichtig eines der Fläschchen mit dem Anthrax-B-C auf den Tisch.

»Wir möchten Ihnen gern ein paar Fragen zu diesem Parfüm stellen.«

Nancy nickte und griff nach dem Fläschchen. »Kann ich mal ein bisschen probieren?«

Nadine holte rasch einen der ungefährlichen Flakons aus ihrer Tasche und tröpfelte daraus ein paar Tropfen auf Nancys Handrücken.

Diese schnupperte daran und meinte dann: »Wirkt sehr leicht!«

Anna notierte kurz etwas auf dem Blatt ihres Klemmbretts. Nancy wollte die beiden Mädchen nicht beleidigen, indem sie erklärte, dass sie das Parfüm ziemlich fade fände.

»Es ist erfrischend, nicht wahr?« fragte Anna. Nancy nickte, und Anna schaute eine Frage auf ihrem Bogen nach.

»Woran erinnert Sie die Form des Flakons?« Nancy dachte etwas nach und antwortete dann: »An ein felsiges Kap, das ich auf Rhodos sah!«

Anna vermerkte die Antwort auf ihrem Erhebungsbogen und fragte als nächstes: »Und die Farbe?«

Wie aus der Pistole geschossen, erwiderte Nancy: »An das Meer von Thessaloniki!«



»Wunderbar«, sagte Nadine, »die besten Antworten, die wir bisher erhielten!«

»Wirklich?« Nancy lächelte und griff nach dem versiegelten Fläschchen. »Darf ich das als Andenken an Griechenland behalten?«

»Nun«, sagte Nadine etwas zögernd, »wir dürfen das eigentlich nur Leuten geben, die innerhalb der nächsten zwölf Stunden das Land verlassen.«

»Kein Problem«, versicherte Nancy fröhlich. Sie konnte das Parfüm immer noch wegschütten, und die attraktive Flasche wäre eine Bereicherung für ihr Badezimmer. »In zwölf Stunden schwebe ich bereits irgendwo über dem Atlantik!«

Nadine blickte weiterhin etwas unsicher drein. »Wissen Sie, unsere Firma ist in diesen Dingen sehr kleinlich - da müsste ich eigentlich erst noch Ihr Flugticket sehen.«

»Auch kein Problem«, entgegnete Nancy, nahm ihr Ticket aus der Tasche und zeigte es vor. Anna notierte sich Nancys Namen und die Nummer des TWA-Fluges auf ihrem Fragebogen.

»Alles klar jetzt?« fragte Nancy und verstaute das Ticket wieder in ihrer Tasche.

»Nur eines noch«, sagte Nadine und spulte sorgfältig den Text ab, den sie auswendig gelernt hatte: »Die Vorschriften verbieten es, dass Sie das Fläschchen öffnen, bevor Sie den amerikanischen Zoll hinter sich haben. Und Sie müssen es in Ihrem Handgepäck mit sich tragen. Leider müssen wir für die Einhaltung bestimmter Vereinbarungen, die für derartige Muster zwischen unseren Ländern getroffen wurden, Sorge tragen.«

»Wenn es sonst nichts ist«, meinte Nancy gutmütig. »Noch etwas?«

»Ja, es wäre schön, wenn wir ein gemeinsames Foto für unsere Hauszeitschrift knipsen dürften!«

»Im Ernst?« fragte Nancy und stellte sich, den Parfümflakon

in der Hand, neben Nadine in Positur.

Anna schoss, wie Raza befohlen hatte, sicherheitshalber gleich mehrere Aufnahmen.

Anschließend fragte Nancy: »Jetzt hätte ich doch noch eine Bitte - die Form des Flakons ist wirklich wunderschön, und meine Vermieterin wird ganz neidisch darauf sein. Das ist eine so nette Frau, dass ich ihr zu gern so ein Fläschchen mitbringen würde. Können Sie mir nicht eines zusätzlich verkaufen?«

Nadine blickte zu Anna und nickte - das lief ja prächtig! Denn was wäre günstiger, als wenn die Frau gleich zwei Fläschchen nach Amerika bringen würde!

»Verkaufen dürfen wir nicht«, antwortete Nadine. »Aber Sie waren so nett, und Ihre Antworten sind so wertvoll für uns, dass wir Ihnen gern noch einen zweiten Flakon schenken!«

Damit reichte sie der Amerikanerin ein weiteres Fläschchen voll des mörderischen Giftstoffs.

Diese bedankte sich und sagte: »Jetzt hätte ich aber noch eine Bitte. Dieser Mann da drüben frißt mich mit seinen Augen auf, aber ich will ihn loswerden. Könnten wir nicht gemeinsam hier weggehen?«

»Gar kein Problem!« sagte Nadine kichernd nach einem Blick auf Costas.

Nancy kippte demonstrativ den Champagner auf den Boden und verließ zwischen Anna und Nadine das Lokal, nachdem sie einen ausreichenden Geldbetrag für ihren Kaffee auf den Tisch gelegt hatte.

Costas zuckte mit den Schultern - nein, diese Amerikanerinnen! Aber mit diesen Werbemädchen musste er reden. Daher legte er das Geld für seine Getränke unter sein leeres Glas und folgte ihnen.

Von einem Fenster des benachbarten »Grande Bretagne« aus hatte Raza den Ablauf der Dinge verfolgt. Die Mädchen hatten

ihre Sache gut durchgeführt. Aber warum hatte diese Gans ihren Sekt weggeschüttet? Und warum ging sie jetzt zusammen mit den beiden Mädchen weg? Das entsprach überhaupt nicht seinen Weisungen. Seine aufsteigende Wut wich nur wenige Augenblicke später einem aufkeimenden Verdacht - die Mädchen wurden verfolgt! Und jener Grieche, der das tat, benahm sich dabei wie ein Profi!

Schleunigst nahm Raza seinerseits die Verfolgung auf.

In der Wohnung in der Foley Street lauschte Morton dem ACC und West, die nach der Berichterstattung in der Downing Street sofort hier erschienen waren.

»Es ging im Grunde nur um eine Frage«, sagte Füller, der ACC, gerade, »nämlich darum: Gibt es für Raza und seine Leute einen Weg, mit diesem verdammten Gift hier einzureisen? Und wir können mit Selbstvertrauen sagen: Nein! Jeder Hafen und Flugplatz ist von uns mit zusätzlichem Personal ausgestattet worden, die Hintertür durch Irland wurde fest verriegelt, alle Privatflüge müssen über Stansted laufen und werden dort scharf kontrolliert, und die Marine ist an der Küste im pausenlosen Einsatz.«

»Mit anderen Worten«, fügte West hinzu, »wir haben uns absolut wasserdicht abgeschottet.«

Morton verließ seinen Platz vor dem ausladenden viktorianischen Kamin im Wohnzimmer und blieb dann vor den beiden in tiefen Polstersesseln versunkenen Männern stehen. Michelle hockte auf der Treppe, und oben konnte man Wolfie hören, der mit Danny telefonierte - man hatte immer noch nicht mit Costas in Verbindung treten können.

»Raza wird überhaupt keinen Versuch unternehmen, mit seinen Leuten durch eure *Zäune* zu schlüpfen«, äußerte Morton. »Er weiß natürlich viel zu gut, dass das nicht zu schaffen ist. Daher hat er sie bereits vor Wochen, wenn nicht Monaten hier

untergebracht.«

»Aber wie will er dann das Anthrax reinkriegen?« fragte West.

»Durch einen unverdächtigen Mittelsmann - einen Studenten vielleicht, das hat er früher schon getan. Oder er setzt einen Drogenschmuggler ein, der alle Schliche kennt«, entgegnete Morton.

Der ACC nickte rasch. »Auch darauf sind wir vorbereitet, David. Wir holen auf den Flugplätzen jeden vierten Passagier, der eintrifft, raus und unterziehen ihn einer Leibesvisitation. Gleiches gilt für die Landungen in Stansted. Und wir nehmen jedes Flugzeug auseinander.«

»Ich habe Leute in jedem planmäßigen Flugzeug sitzen, das aus dem Nahen Osten kommt«, ergänzte West. »Auch die Sonderabteilungen und der MI6 sind mit dran. Bis zum Wochenende haben wir in jeder Maschine, die einfliegt, jemanden sitzen. Und die Luftüberwachung ist natürlich ohnehin alarmiert.«

Morton nickte und schaute Füller an. »Einer von vieren heißt natürlich immer noch, dass drei nicht überprüft werden. Lässt sich das nicht bei jedem zweiten durchführen?«

Der ACC seufzte. »Die Verteidiger der bürgerlichen Freiheiten gehen ohnehin schon auf die Barrikaden. Und natürlich schlägt jeder Exporteur, für den auch nur ein einziger Mann auf Auslandsreisen ist, ebenfalls fürchterlich Krach. Schon mehrere Abgeordnete haben damit gedroht, im Parlament Anträge einzubringen...«

»Die sollen sich doch alle zum Teufel scheren!« entgegnete Morton brüsk.

»Wir sind hier nicht in Israel, mein Lieber«, schnappte West. »Hier gehen die Uhren etwas anders.«

»Aber gewiss doch, Percy«, entgegnete Morton ungerührt und

fügte nach einer betonten Pause hinzu: »Jetzt will ich Ihnen mal sagen, was ich erwarte, bis diese Geschichte hier ausgestanden ist. Ich erwarte, dass jeder zweite Passagier von allen Flügen durchsucht wird, deren Ausgangspunkt zwischen Rom und Teheran liegt. Ihre Leute sollen die Augen nach jeder möglichen Art von Flasche offen halten. Und stecken Sie Lauscher in alle Ankunftsgebiete - in Tel Aviv haben unsere Leute sehr viel durch einfaches Zuhören mitgekriegt.«

»Wir reden hier über zusätzlichen Personalaufwand und Sonderkosten und all diesen Kram. Wer zahlt denn das alles?« zeterte West. »Haben Sie überhaupt eine Vorstellung davon, was alles an Flaschen die Leute jede Stunde auf unseren Flugplätzen mit sich rumschleppen? Die Zöllner sagen, dass sie Tag für Tag allein an die hunderttausend davon beschlagnahmen, zumeist Schnaps und Parfüm. Da müssen Sie ja von bis zu einer Million Flaschen insgesamt innerhalb von vierundzwanzig Stunden ausgehen!«

Nur ein ganz kurzes Lächeln kräuselte Mortons Lippen. »Sie finden da bestimmt einen Weg, Percy, da bin ich ganz sicher.«

Der Beamte vom MI5 schüttelte den Kopf, »Wir können verdammt nicht jede Flasche beschlagnahmen. Da muss eine gewisse Verhältnismäßigkeit...«

»Sie haben doch diese Bilder aus Trekfontein gesehen«, fiel ihm Morton ungnädig ins Wort. »Das ist das einzige, was mich zum Stichwort ›Verhältnismäßigkeit‹ interessiert - dass nämlich so etwas nicht noch einmal geschieht!«

Füller nickte West zu. »David hat leider recht.«

Dann wandte er sich an Morton: »Wir haben schon veranlasst, dass die Armee ihre Suchtrupps aus Ulster zurückzieht. Es wird vierundzwanzig Stunden dauern, bis sie an ihren neuen Einsatzplätzen sind...«

»Das muss schneller gehen«, unterbrach ihn Morton. »Mehr als zwölf Stunden sind nicht drin - wir müssen es einfach

innerhalb der von Raza gesetzten Frist schaffen. Wenn das Zeug nicht schon an Ort und Stelle ist, wird er das meiner Meinung nach innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden bewerkstelligen müssen, da wette ich drauf!«

Der ACC nickte bekümmert, ging zum Telefon und gab seine Weisungen durch.

»Zwölf Stunden«, sagte er fest. »Sie müssen das schaffen - koste es, was es wolle!«

Er legte den Hörer auf und wandte sich Morton zu. »Es wird irrsinnig eng, aber ich denke, wir kriegen es hin!«

»Gut. Und nun darf ich Sie über den neuesten Stand informieren.«

Und Morton berichtete ihnen von dem Durchbruch, den Danny in Bezug auf diesen Telefonanruf aus Athen erzielt hatte.

Nachdem sie die Amerikanerin noch zu ihrem Hotel hinter dem Syntagma-Platz begleitet hatten, fuhren Nadine und Anna mit dem Taxi zum Athener Flughafen.

»Und wenn sie jetzt den Flakon öffnet?« fragte Anna besorgt, während sie in die Abflughalle gingen.

»Wird sie schon nicht«, erwiderte Nadine beruhigend. »Amerikaner sind immer sehr folgsam. Raza sagt, denen braucht man nur was zu sagen, und sie folgen aufs Wort. Er hat das festgestellt, als er ihre Flugzeuge entführte.«

Sie ließen ihre Blicke durch die Halle schweifen. Sie war mit Leuten gefüllt, die auf die Abfertigung warteten.

»Die nicht«, sagte Nadine entschieden. »Die halten uns bloß auf, genau wie diese holländischen Schweine. Diesmal suchen wir uns einen Geschäftsmann aus.«

Von seinem Beobachtungsposten auf der Galerie aus behielt Costas die beiden jungen Frauen im Auge. In zunehmendem Maße hatte er den Eindruck, dass mit denen irgendwas nicht stimmte. Vor dem Hotel dieser Amerikanerin hatte er mitgehört, dass die Levantinerin ihr genau erklärte, wie sie beim Transport mit dem Fläschchen umgehen müsse. Straßenverkäuferinnen kümmerten sich nicht um solche Dinge und blieben außerdem auf guten Standplätzen. Diese beiden Mädchen hatten jedoch den Syntagma-Platz, den Haupttreffpunkt der Touristen, verlassen und waren den weiten Weg hier zum Flughafen gefahren.

Des weiteren konnte er sich keine Werbekampagne vorstellen, die von nur zwei Leuten unternommen wurde. Wenn so etwas durchgeführt wurde, waren immer ganze Scharen unterwegs, die

an jeder Straßenecke Werbematerial und Proben verteilten. Im übrigen war diese Levantinerin viel zu attraktiv, um ihre Zeit mit so einer Arbeit zu verplempern die hatte das Aussehen und den Gang eines Mannequins. Die Neugierde von Costas wuchs - er war jetzt ganz in seinem Element.

Während seiner Fahrt zum Flugplatz hatte er von seinem Autotelefon aus eine Bekannte bei einer Werbeagentur in der Stadt angerufen, und sie hatte ihm gesagt, er könne sie in etwa einer Stunde nochmals anrufen.

Daher ging er jetzt zu einem der Münzfernsprecher auf der Galerie.

»Was rausgekriegt, Susie?« fragte er, nachdem sie abgenommen hatte.

»Nichts«, lautete die Antwort der Australierin, mit der er vor einem guten Jahr einmal eine kurze Affäre hatte, als sie aus Sydney zu einem Besuch in die Stadt gereist war. Als sie sich entschlossen hatte, hier zu bleiben, hatte er das Verhältnis beendet, wobei es ihm gelungen war, gut Freund mit ihr zu bleiben.

»Bei uns selbst läuft nichts dergleichen«, berichtete sie ihm fröhlich, »und ich habe auch die Kollegen gefragt - bei keinem läuft irgendeine Aktion für ein Parfüm.«

»Und irgendein kleinerer Laden?«

»Ganz unwahrscheinlich - die Uniformen, die du mir geschildert hast, leisten die sich nicht.«

»Und jemand von außerhalb?«

»Glaube ich auch nicht - solche Dinge werden hier von Athen aus durchgeführt.«

»Vielen Dank, Susie. Wollen wir nächste Woche miteinander essen gehen?«

»Aber gern - ruf dann noch mal an!«

Costas legte auf und beobachtete weiter die beiden



uniformierten Mädchen.

Raza hatte ihn sofort entdeckt, als er seinerseits in die Halle gekommen war. Diese Galerie war genau der Platz, von dem aus auch er selbst eine solche Überwachung vorgenommen hätte.

Raza hatte einen Beobachtungsposten in einem Souvenirladen bezogen. Ob der Mann ein Detektiv war oder ein Spürhund aus irgendeinem Ministerium? Aber die beiden Mädchen hatten gegen keinerlei Gesetz verstoßen, und Nadine führte wohlweislich alle Papiere mit sich, die sie für eine solche Tätigkeit brauchte, dafür hatte der Mann der Mullahs schon gesorgt.

Wer immer der Kerl war - seine Anwesenheit verhiß Ärger. Raza verließ den Laden und drängte sich durch die Menschenmenge.

Anna sah ihn und wandte sich zu Nadine um. »Was tut er hier? Überwacht er mich etwa?«

»Sei nicht albern, und kümmere dich überhaupt nicht um ihn«, entgegnete Nadine heftig. »Mach ganz einfach deine Arbeit!«

Von der Galerie aus konnte Costas die plötzliche Angst auf dem Gesicht des jüngeren Mädchens sehen und den Anflug von Ärger auf dem Gesicht der Levantinerin, als sie ihre Gefährtin am Arm packte und zur Seite führte. Irgendwas oder irgend jemand musste das Mädchen erschreckt haben. Sein Blick flog über die Menge, aber er konnte dort nichts Ungewöhnliches entdecken. Mit zügigen Schritten verließ Costas die Galerie und ging zum Erdgeschoß hinunter.

»Der dort«, murmelte Nadine und wies mit einem Kopfnicken zu einem der Abfertigungsschalter hinüber, »wirkt ganz wie das, was wir brauchen!«

Anna blickte zweifelnd. »Aber da steht als Ziel Luton wir sollen jedoch nur Flüge nach London anpeilen!«

»Aber das ist doch das gleiche«, sagte Nadine ärgerlich.  
»Luton, Gatwick, Stansted - das sind alles Londoner Flugplätze.«

»Sollen wir uns also ranpirschen?«

Nadine schaute sich um. Von Raza war nichts zu sehen. Dann blickte sie zu der Passkontrolle. Sie fand hinter einer Trennwand statt, und die Passagiere zeigten jeweils eilig ihre Bordkarten dem Polizisten vor, der neben dem schmalen Durchlass stand.

»Nein, wir erledigen das lieber dort drüben - da hat er weniger Zeit zum langen Nachdenken!«

Nadine behielt weiter den blonden und recht Gutmütigen Mann im Auge.

Dieser, Bill Hardiman, nickte dem Schalterbeamten freundlich zu, steckte seine Bordkarte in die obere Tasche seines Anzugs, nahm seine dicke Aktentasche auf und schritt auf die Passkontrolle zu. Achttausend Kilometer hatte er in der letzten Woche wieder zurückgelegt. Nach einem Jahr dieser Tätigkeit begannen Hotels, Restaurants, Flugplätze und Gesichter sich stark zu ähneln. Nur das Geschäft schien etwas härter geworden zu sein.

Das sei wohl etwas für einen ausgesprochen jungen Mann, hatte er seinerzeit zu Fiona, seiner Frau, gesagt, aber sie hatte gemeint, er sei doch noch unter vierzig, und außerdem hätte man ihn ja zweimal in den letzten drei Jahren zum erfolgreichsten Verkäufer seines Unternehmens gewählt.

Seine Tätigkeit für Bio-Grow, Hersteller des umsatzstärksten biologischen Schädlingsbekämpfungsmittels der Welt, erlaubte ihnen einen Lebensstil, um den sie von ihren Bekannten beneidet wurden. Sie konnten sich auch eine teure Ausbildung für ihre beiden Töchter Dervla und Kate leisten, und die für die beiden angelegten Sparkonten wuchsen jeden Monat um einen schönen Betrag. Die Kollegen zogen Bill damit auf, wenn es eine Auszeichnung für den glücklichsten Familienvater gäbe,

würde er wohl auch diese jedes Jahr wieder gewinnen.

Gerade deshalb war er jetzt etwas ärgerlich darüber, dass diese Reise so hektisch gewesen war, dass er es nicht geschafft hatte, ein Mitbringsel für Fiona und die beiden Töchter zu kaufen, wie das sonst üblich war. »Entschuldigen Sie bitte, Sir!« Bill wandte sich um.

»Entschuldigen Sie bitte«, wiederholte Nadine mit einem strahlenden Lächeln. »Darf ich Sie für einen Augenblick stören?«

»Nur ein paar Fragen, bitte«, fügte Anna, gleichermaßen lächelnd, hinzu.

»Was verkaufen Sie denn?« fragte Bill mit einem Blick auf die roten Schärpen der Mädchen.

Nadine schüttelte den Kopf. »Keinerlei Verkauf - lediglich Marktforschung für ein Parfüm. Wenn Sie uns etwas dabei behilflich sein können, bedanken wir uns dafür gern mit einem kostenlosen Muster.«

Bill warf einen Blick auf seine Armbanduhr - na gut, ein paar Minuten Zeit hatte er noch. Er stellte seine Aktentasche ab.

»Also, was möchten Sie denn wissen?«

Anna schaute auf ihrem Klemmbrett nach. »Dürfte ich bitte Ihre Flugnummer und den Bestimmungsort wissen?«

Bill zog seine Bordkarte heraus, um nachzuschauen.

»Britannia Airways, Flug sechzehn nach Luton.«

»Dürften wir auch Ihren Namen und Ihre genaue Anschrift erfahren?«

Bill zögerte. Die Ratschläge des Außenministeriums für Geschäftsreisende warnten ausdrücklich davor. Aber was sollte das bei diesen beiden Mädchen schon bedeuten, deren größeres nun rasch erläuterte: »Alle unsere Antwortbogen nehmen nämlich an einer Verlosung teil, bei der Sie die Teilnahme an der Vorstellung unseres Parfüms gewinnen können - sämtliche

Kosten dafür werden natürlich übernommen!«

Ihre Augen ließen dabei Bill nicht los - und Raza hatte ihr versichert, diesen Augen könne kein Mann widerstehen.

»William Hardiman, 21 River Walk, Putney, London SW 15«, gab er denn auch brav an.

Anna notierte die Angaben.

»Und jetzt unsere Fragen, Mister Hardiman: Sollte ein griechisches Parfüm Sie eher an die Berge oder die See erinnern?«

»Beides, schätze ich.«

»Prächtig.« Nadine lächelte, und Anna schrieb eine entsprechende Notiz auf.

»Sollte ein Parfüm einen Duft haben, der seine Verwendung sowohl tagsüber als auch abends erlaubt?«

Bill dachte daran, dass seine Frau schon einmal so etwas erwähnt hatte, und bestätigte daher: »Meine Frau und wohl auch meine beiden Töchter werden das bestimmt gut finden.«

»Und was sagt Ihnen der Name *Griechische Nächte*, Mister Hardiman?«

Bill lächelte. »Leise Musik, gutes Essen, vorzüglicher Wein und das Mondlicht über dem Meer.«

»Wunderbar«, bestätigte Nadine, während Anna auch diese Antwort notierte.

»Es freut mich, wenn ich Ihnen behilflich sein konnte«, antwortete Hardiman.

› Anna schaute auf und sah gerade Raza nur ein paar Schritte entfernt vor einer Anzeigetafel stehen - dann verschwand er in der Menge.

»Ja, und hier ist dann die Probe für Sie«, verkündete Nadine und holte aus ihrer Tasche ein Fläschchen mit dem Anthrax-B-C.

»Bitte öffnen Sie es aber nicht, bevor Sie den britischen Zoll passiert haben - das ist leider eine Vorschrift, zu deren Einhaltung wir uns verpflichten mussten. Und jetzt möchte ich Sie noch bitten, ein Foto für unsere Hauszeitschrift anfertigen zu dürfen!« Bill Hardiman zögerte. Er hatte davon gehört, dass man solche Fotos zu allen möglichen Zwecken missbrauchen konnte.

»Ich verspreche Ihnen gern, das Parfümfläschchen erst zu Hause zu öffnen. Aber von einem Foto möchte ich absehen«, sagte Bill.

Nadine wirkte ganz geknickt. »Das ist zu schade, Mister Hardiman - ich darf Ihnen aber das Fläschchen nur geben, wenn wir Sie auch fotografieren dürfen. Ich kann Ihnen versichern, dass es ohne Ihre ausdrückliche schriftliche Zustimmung nicht veröffentlicht wird.«

Sie strahlte ihn wieder an und ergänzte rasch: »Ich könnte Ihnen sogar noch zwei weitere Probeflakons für Ihre beiden Töchter geben!«

Nach kurzem Zögern nickte Bill - eine Aufnahme für eine Hauszeitschrift war wirklich harmlos. Und mit den drei Parfümfläschchen war zugleich sein Problem mit den fehlenden Mitbringseln gelöst.

»Nun gut - wo wollen Sie die Aufnahme machen?«

Nadine lächelte erleichtert. »Vielleicht dort?«

Bill schaute sich kurz um und sah dabei den Polizeibeamten neben dem Durchlass zur Passkontrolle. Da hatte er plötzlich eine Idee.

»Wie war's denn dort?« fragte er und wies zu dem schmalen Durchgang.

Nadine nickte - Raza hatte ihnen gesagt, wichtig sei nur eine Aufnahme, auf der man das Gesicht gut erkennen könne.

»Darf ich also um die Proben bitten?« Bill Hardiman streckte die Hand aus.

Nadine gab ihm die drei Fläschchen mit dem Anthrax-B-C, und der Engländer verstaute sie in seiner Aktentasche.

»Ihre Frau wird aber doch nichts dagegen haben, wenn ich mit auf dem Foto bin?« fragte Nadine neckend.

»Aber gar nicht«, entgegnete Hardiman heiter und ging auf die Passkontrolle zu.

Plötzlich erstarrte Nadine - dort vor dem Schalter stand der Mann aus der Bar vom Syntagma-Platz. Im selben Augenblick sah sie Raza. Er stand vor einem Getränkeiosk und verglich betont seine Armbanduhr mit der Zeit auf einer der großen Wanduhren in der Halle. Sie hatten dies als Gefahrensignal vereinbart.

»Schießen Sie viele Fotos?« fragte Hardiman Anna.

»O ja, viele!«

»Na, aber dieses jedenfalls nicht!« rief Hardiman, wedelte kurz mit seiner Bordkarte und eilte hurtig an dem Polizisten vorbei hinter die Trennwand zur Passkontrolle.

»He, so warten Sie doch!« schrie Anna verzweifelt und wollte ihm nachlaufen.

Der Polizist trat ihr jedoch in den Weg und teilte ihr kategorisch mit, hier dürfe ohne Pass niemand durch.

»Aber ich muss doch ein Foto machen!«

Der Polizist zuckte nur mit den Schultern.

Anna war den Tränen nahe. »Aber so lassen Sie mich doch bitte durch. Ich muss unbedingt noch dieses eine Foto erledigen!«

Der Polizist schob sie barsch zur Seite. »Weg da jetzt oder ich lasse Sie festnehmen!«

»Stell dich nicht so an«, sagte Nadine nachdrücklich und packte Anna am Arm. »Wir müssen sofort weg!«

Im Schlafzimmer des Mossad-Quartiers hatte Morton sich den Telefonapparat von der Kommode auf sein Bett geholt und hörte sich gerade an, was Hans-Dieter Müller in seinem Wiesbadener Büro ihm mitteilte.

»Unsere Psychiater sagen, es sei eine echte Wandlung«, versicherte Müller. »Es sei fast so etwas wie eine Konversion auf religiösem Gebiet. Vor sechs Monaten hätte sie kaum eine Regung gezeigt, inzwischen sei sie regelrecht redselig.«

»Auf was führen sie das zurück?«

»Zunächst meinten sie, es sei eine Art innerer Bewältigung ihrer Verzweiflung. Sie erschien ihnen anfangs als Perfektionistin, die voller Selbstvorwürfe darüber war, dass sie sich so dumm angestellt hatte, erwischt zu werden - ohne etwa einzuräumen, dass wir eben schlaue genug waren, sie zu erwischen. Als sie sich zu öffnen begann, erschien es unseren Leuten wie das behutsame Wegziehen eines Vorhangs von einer fast besessenen Persönlichkeit. Bei den ersten Gesprächen war sie bockig, widerspenstig und ungenießbar. Eine Zeitlang war es nur ein ständiges Vorbeireden an den Dingen.«

»Eine unbewusste Blockierung sozusagen?« fragte Morton.

»Genau das«, bestätigte Müller. »Wenn man sich die Tonbänder dieser Gespräche anhört, wirkt es, als ob Stücke daraus herausgeschnitten worden wären. Sie stand unter einem unerhörten geistigen Druck, es schien, als ob neben diesen ihr eingebläuten Vorstellungen nichts anderes in ihrem Kopf Platz hätte.«

»Was haben Ihre Leute dagegen unternommen?«

Müller antwortete nicht sofort.

»Sie haben ihre biochemische Aktivität angeregt«, sagte er schließlich. »Sie haben sie sechs Wochen lang mit Oxidationshemmern behandelt.«

Die Deutschen verfügten über langjährige Erfahrungen im

Einsatz bestimmter Medikamente zur psychologischen Beeinflussung.

»Aber Ihre Leute sind sich sicher, dass dieser Stimmungsumschwung nicht nur eine Folge dieser Medikamente ist?« fragte Morton.

»Absolut - die Medikamente waren bereits zwei Monate lang abgesetzt, bevor diese Wandlung deutlich zu erkennen war. Und sie sind sich sicher, dass sie echt ist, außerdem hat sie angehalten.«

Aus dem Sicherheitsraum erklang das gleichmäßige Geräusch der beiden Faxgeräte. Wolfie fütterte daneben den Computer mit weiteren Namen getöteter Frauen.

»Was hat sie denn in Bezug auf ihre Schwester mitgeteilt, Hans-Dieter?«

Wieder trat eine kleine Pause ein, bevor Müller antwortete: »Da ist sie immer noch ziemlich zugeknöpft. Könnte daran liegen, dass nach ihrer Einlieferung die ersten Befrager ihr sagten, bis sie wieder frei wäre, sei ihre Schwester längst tot.«

»Ziemlich brutal.«

Der Sicherheitschef in Wiesbaden räusperte sich unbehaglich und sagte dann in verteidigendem Ton: »Sie kennen das doch selbst - am Anfang zieht man alle Register, um erst mal diese Mauer zu durchbrechen, die sie alle um sich aufgebaut haben.«

»Wie steht sie denn inzwischen zu Raza?«

»Diesbezüglich hat sie alle Stadien durchlaufen - von der Heldenverehrung bis zum Groll. Inzwischen ist sie nur noch voller Verachtung für ihn. Aber sehr nationalistisch ist sie immer noch - voller Feuer für die Sache der Araber!«

»Das ist gut, sogar sehr gut«, meinte Morton. »Werden Sie morgen dabeisein?«

Müller lachte. »Ich werde mit allen erforderlichen Papieren am Flugplatz sein. So etwas hat es noch niemals gegeben bisher.



Daher musste man einen heftigen Papierkrieg entfesseln, und der Kanzler persönlich muss den entscheidenden Wisch unterschreiben. Er würde das freilich am liebsten mit geschlossenen Augen tun!«

»Lassen Sie ihn wissen, dass ich es wirklich sehr zu schätzen weiß«, sagte Morton noch und hängte auf.

Dann rief er Nans Privatnummer an - es war noch immer belegt. Er rollte sich aus dem Bett und ging in den Nebenraum hinüber.

»Noch immer nichts«, berichtete Wolfie und wandte die Augen nicht vom Bildschirm. Ständig tauchten neue Namen verstorbener Frauen innerhalb eines Bereichs von rund achthundert Kilometern um Beirut auf und verschwanden dann wieder.

»Wenn wir uns an Dannys Erkenntnisse halten, dass aus Athen angerufen wurde, ist es wahrscheinlich, dass sie dort umgekommen ist«, sagte Morton.

»Ich habe Costas noch immer nicht erreichen können«, antwortete Wolfie.

Morton brummte nur und ging wieder in das Schlafzimmer zurück. Dort wählte er erneut Nans Nummer - beim dritten Klingeln nahm sie endlich ab.

»Hallo, Nan!«

»Hallo, David, welch gute Überraschung! Ich bin gerade vom Flugplatz gekommen.« Ihre Nummer war seit einer Stunde belegt gewesen.

»Wie war's denn auf der Konferenz?«

»Ein echter Schlauch. Ich frage mich schon, was mich an so was eigentlich noch reizt.« Sie seufzte. »Von wo rufst du an - aus Tel Aviv? Ich habe deine Nachricht erhalten.«

»Nein, ich bin in London.«

Ein leichtes Zögern ihrerseits war unverkennbar.

»Wegen dieser Bombenanschläge und der Sache in Trefontein, ja?«

»Ja.«

»Einfach schrecklich - ich hörte die Nachrichten darüber während dieser Konferenz.«

»Steve und Dolly waren im Connaught-Hotel, Nan!« Morton konnte hören, wie sie scharf den Atem einzog. »O Gott, David, wie schrecklich. Kann ich dir irgendwie helfen?«

»Nein, danke.« Er berichtete ihr von der Beisetzung.

»O David«, sagte sie nochmals.

Er spürte ihre plötzliche Verlegenheit. Beide schwiegen einen Augenblick, dann sagte Nan: »Ich bin froh, dass du da bist, David. Ich muss mit dir reden.«

Wie doch ein paar Worte die Hoffnung wecken können!

»Hast du Zeit für ein gemeinsames Abendessen?«

Wieder dieses Zögern.

»Ja - fände ich schön.«

»Italienisch oder französisch?«

Das letzte Mal, fiel ihm ein, hatten sie italienisch gegessen.

»Französisch wäre nicht zu verachten«, sagte Nan.

Irgendwas stimmte nicht. Morton bemühte sich, seine Stimme beiläufig klingen zu lassen: »Sonst alles in Ordnung?«

Wieder dieses Zögern. »Wir reden beim Essen darüber.«  
»Wie wär's mit dem ›La Touche‹?« Es war ihm bis zu diesem Augenblick noch gar nicht so richtig klar geworden, wie sehr sie ihm gefehlt hatte. »Ja, das wäre nett - ist vielleicht auch nicht so voll. So gegen acht?«

Es fiel ihm wieder einmal auf, wie sehr englisch sie sprach.  
»Acht passt mir gut.«

»Schön - bis dann also«, sagte sie und legte auf. Aus dem Nebenraum hörte man das Klingeln eines Telefons und dann

Wolfies Stimme: »Bleib dran, Matti, ich hole ihn!«

Morton ging hinüber und nahm den Hörer. »Ja, was ist?«

»Raschid Harmoos - die DEA führt ihn wegen des Verdachts der Geldwäscherei für das kolumbianische Drogenkartell, und das FBI sagt, seine Finanzabteilung habe sich ein paar Monate lang bemüht, Verbindungen zwischen Harmoos und Schweizer Banken nachzuweisen. Es waren zwei Banken darunter, bei denen auch Muzwaz Konten unterhält.«

Harmoos stand bereits seit einem Jahr auf Mortons Liste von Leuten, bei denen man »mal die Augen offen halten« sollte, doch hatte es bis jetzt noch nichts Konkretes gegeben. »Irgendwelche Hinweise auf eine Verbindung von Harmoos mit Raza?«

»Nichts Offenkundiges bisher.«

»Irgendwelche Verbindungen zwischen Harmoos und diesen Mullahs?«

»Nichts, ausgenommen die Tatsache der beiden Genfer Banken, bei denen beide Konten haben. Das könnte natürlich reiner Zufall sein. Wie damals, als wir herausfanden, dass Arafat sein Geld auf derselben Bank liegen hat wie die Jewish Defence League.«

»Haben FBI oder CIA Harmoos angezapft?« Matti murrte ärgerlich: »Der FISC hat das abgelehnt!« Morton fluchte auf hebräisch. Der FISC, Foreign Intelligence Surveillance Court, die Genehmigungsbehörde der USA für die Überwachung verdächtiger Ausländer, war extra eingerichtet worden, um Entscheidungen darüber zu treffen, ob irgendwelche Ausländer, die in Geschäftsverbindung mit den Vereinigten Staaten standen, abgehört werden durften. Sie saß in Washington und prüfte kritisch jeden

Einzelfall.

»Alle sieben Richter haben mit ›Nein‹ gestimmt«, berichtete

Matti. »Wie üblich keinerlei Begründung - und auch keine Berufungsmöglichkeit. Die einzige Chance, die er hat, sagt Gates, sind neue handfeste Beweise.«

»So lange können wir nicht warten«, sagte Morton. »Setz die Leute von ›Swift‹ darauf an. Die sollen sich um die Firma von Harmoos und seine Partner kümmern.«

»Das habe ich bereits veranlasst, David. Aber Gates warnte, wir sollten die Finger davon lassen - er fürchtet, Appleton könnte das spitzkriegen. Und dann wäre bestimmt der Teufel los - Harmoos hat eine Million Dollar für den letzten Präsidentenwahlkampf gespendet und für den nächsten das Doppelte versprochen!«

Morton seufzte. »Trotzdem - das ist dein Job. Danny werde ich veranlassen, ein Team zusammenzustellen, das einfliegen kann. Und du musst dafür sorgen, dass Appleton beigebracht wird, die Leute von ›Swift‹ seien anderweitig voll ausgelastet.«

»Es bleibt ein Risiko«, wandte Matti skeptisch ein.

»Ein Risiko bleibt immer«, entgegnete David und legte den Hörer auf.

Dann rief er Danny in Tel Aviv an und informierte ihn über Harmoos.

»Ich kriege für die nächst erreichbare Maschine ein Team zusammen«, versprach ihm Danny.

»Habt ihr inzwischen Costas erreicht?«

»Nein - ich mach' den Scheißkerl zur Schnecke, wenn er sich endlich meldet!«

»Gut - und dann gibst du ihn gleich an mich weiter. Ich möchte doch zum Teufel wissen, was der dort treibt!«

Als der Mercedes mit den beiden Mädchen im Fond an der zweiten Kreuzung hinter der Akropolis rechts abbog, ließ Costas zwei Fahrzeuge dazwischen und folgte ihnen.

Als er den beiden am Flugplatz nachgegangen war, hatte er sehen können, dass die kleinere der beiden Frauen ständig mit den Tränen kämpfte und die Levantinerin sie wiederholt zu beruhigen suchte. Sie waren deutlich beunruhigt - und das konnte nicht nur wegen dieses Touristen sein, der sie bezüglich dieses Fotos überlistet hatte. Wofür brauchten sie wohl diese Fotos? Und warum waren sie dabei so wählerisch? Weder die Holländer noch die anderen, die sie angesprochen hatten, waren fotografiert worden. Nur diese Amerikanerin und der Geschäftsmann waren ihnen wichtig gewesen - da steckte ein ausgeklügelter Plan dahinter. Um was es dabei auch immer gehen mochte, zu einer Werbekampagne passte es nicht. Und sie waren wie zwei verängstigte Hühner in den Mercedes gestiegen, als dieser an den Bordstein heranfuhr und sofort wieder losbrauste.

Dennoch hatte er gerade noch einen Blick auf dessen Fahrer erhaschen können - einen Gutgekleideten Mann in mittleren Jahren mit einem Mund voller Goldzähne und zweifellos ein Araber.

Das hatte ausgereicht, um Costas zu einer gezielten Verfolgung zu veranlassen. So aufgeregt hatte er sich nicht mehr gefühlt seit jener Verfolgung dieses Tunesiers, der Semtex-Sprengstoff in seiner Arzttasche hatte einschmuggeln wollen. Als er damals die Polizei geholt hatte, um die Wohnung des Tunesiers zu durchsuchen, hatten sie eine solche Menge von Sprengstoff gefunden, die ausgereicht hätte, ganz Athen in ein Ruinenfeld zu verwandeln.

Sein Autotelefon meldete sich. Beim Verlassen des Flughafens hatte er einen guten Bekannten bei der Polizei gebeten, den Halter des Mercedes festzustellen.

»Costas«, sagte der Mann, »nun rate mal!«

»Spann mich nicht auf die Folter!«

»Der Wagen ist zugelassen auf deinen iranischen Freund Ali

Akbar Muzwaz. Auf den laufen übrigens eine ganze Menge Wagen - die müssen eine Riesengarage dort haben!«

Er nannte noch die Adresse im Botschaftsviertel, auf das der Mercedes gerade zusteuerte.

»Herzlichen Dank, Taki!«

»Noch etwas, Costas - ich habe mitgekriegt, dass dein Cousin dich sucht!«

Taki hatte den Leiter der örtlichen CIA-Vertretung stets seinen »Cousin« genannt - Costas hätte nicht mehr sagen können, wann das entstanden war. Er hielt es für ausreichend, ihn später anzurufen.

»Wie steht's mit der Liste der weiblichen Toten?«

»Zweihundertfünfzig bis jetzt.«

»Ich hole sie mir später!«

Costas legte den Hörer auf und holte sein MRT heraus. Als er es einschaltete, war nach einem Knacken und Knistern eine laute Stimme auf hebräisch zu vernehmen:

»Hier Gabriel - Ha-Zoafim anrufen! Hier Gabriel - Ha-Zoafim anrufen! Hier...«

Costas schaltete ab - Gabriel war Dannys Deckname und Ha-Zoafim das Codewort der Woche für den Mossad.

Nachdem er jetzt sicher war, wohin er fahren würde, ließ sich Costas hinter dem Mercedes etwas weiter zurückfallen. Er würde Danny Sparer von seinem Sicherheitsraum aus anrufen. Dann konnte er ihm über die merkwürdige Werbekampagne zweier junger Frauen berichten, die in einem Mercedes davonfuhren, der auf einen der bekanntesten Gegner Israels zugelassen war.

Nachdem er Nadine ausgefragt hatte, war Raza schweigend weitergefahren. Nadine hatte alles berichtet, ohne etwas auszulassen.

Zweimal hatte er im Rückspiegel einen Blick auf den Wagen dieses Mannes geworfen. Konnte das jemand vom griechischen Sicherheitsdienst sein? Aber welches Interesse konnte jemand von dort an einer Beobachtung der beiden Mädchen haben? Oder ging es ihm um die Amerikanerin? Hatten sich vielleicht diese beiden Gänse da hinten ausgerechnet jemanden ausgesucht, der irgendwie unter Verdacht stand? Wegen Drogenschmuggels etwa? Oder bestand ein Zusammenhang mit dem Tod dieses anderen Weibsbilds? Raza schüttelte rasch den Kopf. Daran zu glauben würde bedeuten, das Unvorstellbare einzuräumen - der Mossad! Aber wer wusste schon, was die in ihren Unterlagen hatten doch nicht ein Foto von Nadine? Er hätte sie doch verkleiden sollen. Dann schüttelte er wieder den Kopf. Er war sich so gut wie sicher, dass die Zionisten seine Spur noch nicht hatten aufnehmen können. Aber er musste seine Sicherheitsvorkehrungen noch weiter verstärken.

Raza schaute erneut in den Rückspiegel - der Wagen war verschwunden. Er bog rechts ab, dann noch einmal rechts und noch ein drittes und viertes Mal, und jetzt befand er sich wieder auf der Straße, durch die er gerade gefahren war. Nein, auch vor ihm war der Wagen dieses Mannes nicht zu entdecken.

Raza fuhr ein Stück weiter und wiederholte sein Manöver und tat das gleiche noch mehrfach, ehe er in die Avenue einbog, wo sich die Wohnung befand. Der breite, Baumbestandene Boulevard wirkte verlassen. Trotzdem durchfuhr ihn Raza der ganzen Länge nach und kehrte dann um weiterhin kein Anzeichen vom Fahrzeug dieses Burschen.

Raza fuhr den Mercedes an den Randstein und brach erstmals sein Schweigen.

»Ich parke den Wagen. Bereit in zwischen Tee!«

Costas hatte seinen Wagen ein paar Straßen weiter stehen lassen und war zu Fuß hierher gegangen. Er hatte sich in der Eingangshalle eines Apartmenthauses schräg gegenüber der ihm

genannten Adresse versteckt. Um hineinzugelangen, hatte er die einzige Eigenschaft seines MRT genutzt, der er vertraute - die Kennziffern der elektronischen Schlösser an den Eingangstüren zu entschlüsseln.

Er sah, wie der Mercedes wegfuhr und die beiden Mädchen in das Haus gingen. Als sich die Tür dort wieder geschlossen hatte, wartete Costas noch ein paar Minuten, doch der Mercedes-Fahrer kehrte nicht zurück.

Daher überquerte Costas rasch die Straße und ging auf das Apartmenthaus gegenüber zu. Auch dessen Tür ließ sich nur öffnen, wenn man die richtige Zahlenkombination in das kleine Kästchen an der Tür eingab. Costas drückte sein Gerät dagegen und hörte das Klicken bei den Zahlen, welche die Mädchen eingegeben hatten. Dann öffnete er rasch die Tür, trat ein und schloss sie sofort wieder hinter sich.

Zu beiden Seiten der höhlenartigen Eingangshalle befanden sich Wohnungstüren, im Hintergrund war ein Aufzug zu erkennen.

Costas trat rasch darauf zu und drückte den Knopf. Sofort öffnete sich die Tür - die Mädchen waren also nicht in eines der oberen Stockwerke hinaufgefahren. Er begann, an den Wohnungstüren zu lauschen - hinter den beiden ersten war kein Laut zu vernehmen, hinter der dritten konnte man Stimmen hören.

Costas wühlte in einer seiner Taschen und zog einen kleinen Kopfhörer heraus, an dessen Ende ein Metallknopf zu sehen war. Diesen drückte er vorsichtig an die Tür, während er das andere Ende ins Ohr steckte. Jetzt erkannte er die Stimme der Levantinerin, die gerade über die Fotos sprach. Dann spürte Costas, wie ihm etwas Hartes in den Rücken gebohrt wurde.

»Einfach an die Türe klopfen«, sagte Raza ruhig und verstärkte den Druck seines Pistolenlaufes.



Im »La Touche«, dessen Nummer er für alle Fälle bei Wolfie hinterlassen hatte, bestellte Morton zunächst eine Flasche Dom Perignon, Nans Lieblingschampagner.

Sie selbst erschien im selben Augenblick wie der Champagner - in einem silberfarbenen Kleid mit dem stolzen Gang einer Frau, die weiß, dass sie bewundert wird.

Nachdem er den mit der Speisekarte herbeigeeilten Kellner noch um Geduld gebeten hatte, goss Morton den Champagner in Nans Glas, reichte es ihr und sagte: »Es ist zu schön, dich wieder zu sehen!«

»Ich hätte mir nur einen erfreulicheren Anlass dafür gewünscht«, antwortete sie und tätschelte seine Hand. »Es tut mir schrecklich leid wegen Steve und Dolly.«

Er drückte ihre Hand. »Ich habe ja noch dich!«

Sie lächelte rasch und zog ihre Hand zurück, und wieder stand jenes verlegene Schweigen zwischen ihnen, das schon ihr Telefongespräch überschattet hatte.

»Weißt du, wer es getan hat?« fragte Nan.

»Ja - Raza.«

»O Gott - nicht schon wieder!«

Lautes Lachen erklang von einem großen Tisch in der Mitte des Raumes, der, wie Morton ihrer Sprache nach schätzte, von Schweden besetzt war. Er wartete ab, bis es sich etwas gelegt hatte, und berichtete Nan mit gesenkter Stimme von Razas Drohung, das restliche Anthrax-B-C einzusetzen, wenn nicht alle seine Forderungen erfüllt würden.

Während sich Fassungslosigkeit und Schrecken auf Nans

Gesicht ausbreiteten, wurde es Morton bewusst, wie sehr es ihm doch gefehlt hatte, mit ihr sprechen zu können. Es war ja wenig genug, was er ihr mitteilen konnte - und doch war es mehr, als bisher irgendein Außenstehender von ihm in dieser Sache erfahren hatte.

»Mir bleiben noch fünf Tage, um ihn zu erwischen«, schloss er. »Vielleicht sogar noch weniger.«

»Niemand wird bis dahin genug von diesem PEG-Enzym zur Verfügung haben«, sagte Nan. »Wir werden noch nicht mal ein Prozent von dem haben, was gebraucht würde, wenn Raza seine Drohung ausführt.«

»Wir selbst haben ein Sofortprogramm gestartet und auch allen anderen Ländern, die über die entsprechenden Einrichtungen verfügen, dringend empfohlen, so wie wir mit äußerstem Hochdruck den Stoff zu produzieren.«

»Aber es geht ja nicht nur um ausreichende Mengen dieses Enzyms«, fuhr Nan fort, »es hat ja auch kaum jemand die notwendige Erfahrung in diesen Dingen. Ich schätze, dass hier im Land allenfalls ein Dutzend Leute in der Lage sind, rechtzeitig die Symptome zu erkennen.«

Der Oberkellner erschien erneut mit der Speisekarte. Nan wählte Räucherlachsrollchen, gefüllt mit Krabben und Kaviar, und dann gegrillte Meeräsche, während Morton sich für Entenpastete und in Butter mit Schalotten geschmortes Kalbfleisch entschied.

Ihm fiel ein, dass sie genau das gleiche bestellt hatten, als er sie zum ersten Mal zum Abendessen ausgeführt hatte.

»Sie wollen beim Champagner bleiben, Sir?« fragte der Kellner, und Morton bejahte.

Er schaute dem Mann beim Weggehen nach und scherzte: »Die müssen bestimmt eine eigene Schule haben, die ihnen allein diesen Gang beibringt.«

Nan spielte mit ihrem Glas, und Morton sagte: »Du hast mir wirklich sehr gefehlt, Nan!« Sie schüttelte ein klein wenig den Kopf und antwortete:

»Das glaubst du nur. In Wirklichkeit warst du viel zu sehr beschäftigt.«

Da war wieder dieses kleine Stocken, als ob sie noch etwas anderes hätte sagen wollen.

»Und wie steht's da mit dir? Hast du mich auch vermisst?«

Nan nickte. »Aber natürlich - auch wenn wir ja meist nur über unsere Arbeit reden.« Sie versuchte, mit einem Lächeln ihre Worte zu mildern. »Ich meine nur - na ja, eben tun wir's ja auch wieder. Ich will mich ja nicht beklagen aber ich bin eben nicht sicher...«

»Beschwerde akzeptiert«, antwortete Morton. »Also las uns von etwas anderem reden. Hast du über meinen Vorschlag nachgedacht?«

Sie nickte langsam, aber ohne zu lächeln, und Morton war bemüht, weiter locker zu bleiben.

»Du verstehst es, einen auf die Folter zu spannen.« Schon vor drei Monaten hatte er ihr vorgeschlagen, mit ihm in Tel Aviv zusammenzuleben.

»Ich bin nun einmal, wie ich bin, und kann es nicht ändern«, entgegnete sie.

Sie setzte ihr Glas ab und schaute Morton fest an, und als sie fortfuhr, war in ihrer Stimme eine Entschiedenheit, die bisher gefehlt hatte. »Es tut mir leid, David, wirklich sehr leid. Aber es würde nicht gut gehen.«

Er schaute sie lange unverwandt an, ehe er sagte: »Wenn wir es beide wirklich wollten...«

Doch sie fiel ihm ins Wort: »David, ich liebe dich einfach nicht genug, um alles andere aufzugeben und mit dir nach Tel Aviv zu gehen.«

Er setzte sein Glas ab. Irgendwo hatte er einmal gelesen, dass das Ausfragen einer geliebten Person nur allzu leicht zu Bekenntnissen führe, die man gar nicht hören wolle.

»Gibt es einen anderen?«

Diesmal hielt ihr Schweigen mehrere Sekunden lang an, ehe sie antwortete: »Ja.«

»Ich verstehe. Und - ist es ernst?«

Sie griff über den Tisch und strich über seine Hand. »Es tut mir leid. Ich möchte dich wirklich nicht verletzen, David!«

»Das ist leider nicht gut möglich - ich liebe dich schließlich, Nan.«

»Wir könnten gute Freunde bleiben, David, ich würde mich darüber sehr freuen.«

Der Oberkellner kam in Begleitung eines Kellners, der den ersten Gang servierte, und goss Champagner nach. Morton schaute sinnend zu, wie die kleinen Luftperlen an die Oberfläche stiegen und dort zerplatzten.

Erst als die Kellner wieder gegangen waren, fragte er: »Wie lange kennst du ihn schon?«

»Drei Monate.«

»Das ist nicht sehr viel.«

Nan beschäftigte sich mit ihren Lachsröllchen. »Es ist ausreichend lang, David, um sicher zu sein, dass es mit uns beiden nicht klappen würde. Er ist da, wenn ich ihn brauche - und nicht lediglich irgendwo an einer Telefonstrippe.«

»War das denn nicht dein eigener Wunsch - keine Zwänge, keine enge Bindung?«

»Doch, schon - aber ich habe festgestellt, dass ich damit falsch lag.«

Sie spießte ein weiteres Stück Lachs auf ihre Gabel und fuhr fort: »Und außerdem gab es natürlich Zwänge - ich wusste doch

nie, wann ich dich das nächste Mal sehen würde, und ich konnte keinerlei Pläne schmieden. Wenn ich mit dir nach Tel Aviv ginge, wäre das doch genauso: Ich säße dort und müsste mich ständig fragen, wo du im Augenblick wohl steckst. Ich brauche etwas Stetigeres, David.« Sie lächelte rasch. »Weniger hinreißend als du, sicherlich - und weit weniger aufregend...«

»Willst du ihn heiraten, Nan?«

Sie schob einen weiteren Bissen in den Mund und sagte nach einem Weilchen: »Gefragt hat er mich deswegen zwar, aber ich bin nicht so fürs Heiraten - eher so wie du.«

Ein weiteres Stückchen von der Lachsroulade verschwand, während Morton einwandte: »Ich wollte dich ja durchaus heiraten, Nan ja, will es immer noch!«

Sie wischte sich den Mund mit ihrer Serviette ab, schüttelte den Kopf und meinte: »Aber David, du bist doch mit deinem Beruf verheiratet. Du bist ein typischer Einzelgänger und wirst es auch immer bleiben. Gerade deshalb bist du ja auch bei deiner Arbeit so gut.«

Morton lächelte nicht mehr, als er ernst antwortete: »Ich kann die Regeln auch nicht ändern, Nan. Aber ich habe mich bemüht, dich an meinem Leben teilhaben zu lassen mehr als je bei Shola.«

»Ich weiß das, und ich erwarte bestimmt nicht, dass du die Regeln änderst. Aber du musst einfach begreifen und akzeptieren, dass ich sie nicht für mich gelten lassen will.«

Morton strich sich etwas von seiner Pastete auf den Toast und entgegnete: »Und ich will dich nicht einfach so gehen lassen!«

Sie schob ihren Teller zur Seite und beugte sich ihm entgegen. »Das wird keinerlei Einfluss auf unsere berufliche Zusammenarbeit haben, David. Ich bin immer gern bereit, dir zu helfen. Und du kannst jederzeit anrufen. Und wenn du hier zu tun hast, können wir uns immer treffen - ich Sorge schon dafür, Zeit zu haben, ganz bestimmt. Wir können wirklich gute

Freunde bleiben.«

Er trank einen Schluck, doch der Champagner schmeckte plötzlich schal.

»Das halte ich für eher schwierig angesichts meiner Gefühle. Ich hätte mir früher gar nicht vorstellen können, für jemanden das zu empfinden, was ich für dich empfinde, Nan.« Morton setzte sein Glas ab und schaute sie eindringlich an. »Es ist schön, dass du weiter behilflich sein willst. Aber ich glaube, es ist für uns beide leichter, wenn wir einen klaren Schluss-Strich ziehen.«

Nan strich mit ihren Fingern sacht über Mortons Handrücken und fragte dabei: »Ist das wirklich dein Wunsch?«

Er erinnerte sich an herrliche Stunden mit ihr, die Wärme ihrer Haut, den Geschmack ihrer Lippen.

»Ja.«

Sie zog ihre Hand zurück, aber ihre Augen hielten die seinen fest.

»Gib mir bitte noch etwas Champagner«, sagte sie schließlich.

Er goss ihr neu ein, und sie erhob ihr Glas.

»Auf schöne Erinnerungen!« sagte sie.

»Auf das, was gewesen sein könnte!« antwortete Morton, doch hob er dabei sein Glas nicht.

Der Oberkellner trat an den Tisch, beugte sich zu Morton und flüsterte ihm ins Ohr: »Ein Anruf, Sir!«

Morton stand auf, entschuldigte sich bei Nan und folgte dem Oberkellner zu einem Telefon auf einem kleinen Tischchen neben dem Durchgang zur Garderobe.

»Tut mir leid, dich stören zu müssen«, überfiel ihn Wolfie, »aber Dannys Leute haben gerade einen dieser Privatsender aus Athen abgehört, der Razas Forderung nach Freilassung der in Frankreich festgehaltenen Fedajin ausstrahlte. Danny sagte, es sei exakt derselbe Text wie auf dem Tonband, das Michelle an

sich brachte. Aber es sei die Stimme einer anderen Frau jünger und kein Lispeln.«

»Hat Danny Costas darauf angesetzt?«

»Nein, den konnte er noch immer nicht erreichen, obwohl der Termin für seine vereinbarte Regelmeldung nun auch schon vorbei ist. Das hier zusammengestellte Sondereinsatzteam ist noch unterwegs. Danny hat die Leute von Gates dort unten gebeten, sich ihrerseits mal um die Sache zu kümmern.«

Morton gelangte zu einem Entschluss. »Irgend etwas stimmt dort nicht. Ich komme sofort. Las inzwischen die Taube startklar machen.«

Mit der Concorde konnte er in weniger als zwei Stunden in Athen sein. Er ging zu seinem Tisch zurück und blieb neben Nan stehen.

»Es tut mir leid...«

»Ich weiß schon«, sagte sie. »Du musst mal wieder gehen.«

»Ich könnte dich...«, begann er.

»Nein, ich bleibe lieber«, unterbrach sie ihn. »Es wäre doch wirklich zu schade, wenn wir gleich beide den Küchenchef vergrämen.«

Sie hob ihm ihr Gesicht entgegen, er beugte sich hinunter, und sie küsste ihn rasch auf die Wange.

»Pass auf dich auf, David!«

»Und du auf dich, Nanu«

Morton zahlte und verließ das Restaurant, wobei er sich zwang, nicht zurückzublicken zu dem Tisch, an dem Nan an ihrem Champagner nippte. Es war endgültig vorbei.

Costas saß in einem Sessel im Wohnzimmer und bemühte sich darum, wieder ins Bewusstsein zurückzukehren.

Ein paar Schritte vor ihm stand die Levantinerin und hielt eine

Pistole auf ihn gerichtet. Ihr Gesicht war ruhig und entschlossen. Sie würde ihn ohne irgendwelche Gewissensbisse abknallen. Das andere Mädchen starrte ihn mit einer Mischung von Hass und Furcht an.

In dem Augenblick, als es die Tür geöffnet hatte, hatte Costas von dem Mann einen betäubenden Schlag ins Genick erhalten. Während seiner Bewusstlosigkeit hatte man ihn bis auf die Unterhosen entkleidet und ihn an den Sessel gefesselt. Der Mann drehte Costas den Rücken zu. Plötzlich klang aus dem MRT Dannys gespeicherte Nachricht, in Tel Aviv anzurufen.

Raza wandte sich Costas zu, in der einen Hand dessen Pistole, in der anderen das MRT. So weit wusste er Bescheid, um erkennen zu können, dass dies Hebräisch war. Sein Verdacht verstärkte sich - dieses Schwein hier gehörte entweder selbst zu den Zionisten oder war für diese tätig. Gefahr!

Raza hielt das Gerät hoch. »Was ist das?« Costas zwang sich, ruhig zu bleiben. Morton hatte ihm immer eingeschärft, sich an eine möglichst unkomplizierte Geschichte zu halten, wenn man erwischt wurde - und an eine, die der Wahrheit so nahe kam wie möglich.

»Mein Rufgerät«, sagte er also. »Ich bin Privatdetektiv, besonders für Scheidungsfälle. Daher habe ich auch immer eine Pistole dabei - bei Ehebruch kann es oft recht gewalttätig zugehen!«

Er schaute Raza an, doch dessen Gesicht war völlig unbewegt und ließ weder Zweifel an Costas Worten erkennen noch irgendeinen Hinweis darauf, dass er ihm glaubte. Dann klang erneut Dannys Stimme durch den Raum. Als Raza seine nächste Frage stellte, war seine Stimme unpersönlich und kalt: »Wer ist Gabriel?«

»Das ist ein zionistischer Name!« kreischte Anna. Nadine hob die Pistole und richtete sie auf den Kopf des Gefangenen. Aus den Augenwinkeln konnte sie erkennen, dass Razas Gesicht



düsterer wurde. »Für wen arbeitest du, Jude?«

Costas konnte den aufsteigenden Zorn des Mannes spüren. Zorn und Nervosität - das war eine gefährliche Mischung. Der Mann da hatte sich nicht völlig unter Kontrolle.

»Ich arbeite für mich selbst - und ich bin kein Jude. Wenn Sie mich losbinden, kann ich in meinem Büro anrufen, und meine Sekretärin wird Ihnen sofort meine Angaben bestätigen.«

Wenn er telefonieren konnte, wäre es ihm möglich, die Geheimnummer der israelischen Botschaft anzurufen. Wenn der Zuständige dort hören würde, dass er seine Sekretärin sprechen wolle, würde er sofort versuchen, den Ausgangspunkt des Anrufes festzustellen - »Sekretärin« war das geläufige Codewort des Mossad für einen Notruf.

Raza antwortete mit scharfer, lauter Stimme: »Du hältst mich wohl für blöde? Schon vor sehr langer Zeit habe ich gelernt, niemals einem Juden zu trauen. Das Wort eines Juden ist einen Dreck wert. Also noch einmal - für wen arbeitest du?«

Ohne den Blick zu wenden, sagte Nadine: »Ha-Zoafim nennen die Zionisten die felsige Erhebung in Jerusalem, von der aus man auf die Moschee des Propheten hinabschauen kann!«

Costas hatte Mühe, seine Angst zu verbergen. »Das ist der Geburtsort des Burschen, mit dem die Frau meines Auftraggebers ein Verhältnis hat. Er wohnt hier im Gebäude. Ich habe lediglich versucht, ihn aufzuspüren.«

»Lüg mich nicht an, Drecksjude! Du arbeitest für die zionistischen Terroristen!«

Raza war lauter geworden, und es war spürbar, dass wahnsinnige Wut von ihm Besitz ergriff. Costas kannte diesen Blick - es war der Blick eines Mannes mit dem zwanghaften Verlangen, zu töten.

»Ich habe nichts zu tun mit irgendwelchen zionistischen Terroristen«, beteuerte Costas.

»Warum hast du dann diese beiden Frauen verfolgt?« schrie Raza.

Costas schüttelte den Kopf, obwohl schon die geringste Bewegung ihm Schmerzen bereitete.

»Hab' ich gar nicht!«

»Du bist ihnen von dem großen Platz zum Flughafen gefolgt - warum?«

Costas fühlte seine Hoffnung schwinden. »Sie müssen sich irren. Ich bin ihnen nicht gefolgt. Mir ging es lediglich um den Mann, mit dem die Frau meines Klienten ein Verhältnis hat. Sie treffen sich eben manchmal an diesem Platz oder auch am Flugplatz.«

»Er lügt«, sagte Nadine entschieden. »Er ist uns eindeutig gefolgt.«

Costas schaute sie an. Sein Schreck in den letzten Minuten war nur ein Vorläufer gewesen für die echte Angst, die er inzwischen verspürte. Auch diese Levantinerin wollte seinen Tod.

»Das ist ein Zionist«, versicherte nun auch Anna. »Nur ein Zionist kann derartige Angst haben!«

»Ich bin Grieche!« protestierte Costas. »Und natürlich habe ich Angst - die hätte doch wohl jeder. Bitte, lassen Sie mich mein Büro anrufen, damit ich...«

»Willst du mich für dumm verkaufen?« unterbrach ihn Raza. »Meinst du etwa, du könntest mich täuschen, was diese Verfolgung meiner Leute betrifft? Einfach hier herumschnüffeln, um mich auszuspionieren?«

Raza wandte sich ab. Er war sich jetzt ganz sicher - wenn sogar diese Gans schon spürte, dass sie hier einen verängstigten Zionisten vor sich hatte...

Als er erneut eine Frage an Costas richtete, geschah dies mit einer Stimme, der keinerlei Gefühlsregung anzumerken war:

»Mit welchem Auftrag hat dich Morton hierher geschickt?«

Obwohl ihm eine Woge der Übelkeit vom Magen her in die Kehle stieg, fragte Costas zurück: »Wer soll denn das sein? Ich habe diesen Namen noch nie gehört.«

Raza trat näher, so dass er nun neben Anna stand. »Weißt du, wer ich bin?«

Costas schüttelte den Kopf. »Nein, Sir, ich habe Sie noch nie gesehen.«

Raza schaute aus völlig gefühllosen, steinernen Augen auf Costas hinunter und sagte in das Schweigen hinein: »Ich bin Raza!«

Die folgende Stille wurde nur von dem Geräusch unterbrochen, das mit der Entsicherung der Pistole durch Raza verbunden war. Raza nickte dabei - sein Name hatte dem Burschen durchaus etwas gesagt.

Nadine konnte erkennen, dass wieder der Wahnsinn in Razas Augen trat - niemand konnte ihn jetzt mehr aufhalten. Anna starrte mit zitternden Lippen auf Costas, dann sah sie, wie Raza die Pistole hob.

»Anna«, sagte er leise und ganz ruhig, »du ähnelst sehr diesem Schwein hier - du bist furchtbar dumm!«

Dann schoss er zweimal, und beide Kugeln drangen Anna am linken Ohr in den Kopf und traten am rechten wieder aus. Für einen Augenblick stand sie noch aufrecht. Dann sank sie auf den Boden, wobei ihre Augen, obwohl sie schon tot war, noch flatterten wie die einer Porzellanpuppe. Mit einem letzten Zucken krampften sich ihre Finger in die goldbedruckte Schärpe, dann lag sie still.

»Sie starb schneller, als sie das verdient hat«, sagte Raza zu Nadine. Dann wandte er sich erneut an Costas: »Warum hat Morton dich hergeschickt?«

Costas gab keine Antwort. Er spürte, wie ihm warmer Urin in

die Hosenbeine lief.

»Ist auch egal«, sagte Raza. »Ich werde Al-Najaf an dir rächen.«

Dann schoss er rasch Costas dreimal durch die Brust. Costas sackte in seinen Fesseln zusammen.

Raza drehte sich um und schaute Nadine an, die ihre Pistole langsam sinken ließ. Der Anflug des Wahnsinns in Razas Augen war so rasch verschwunden, wie er erschienen war. Auch sein Tonfall war bei seinen nächsten Worten völlig normal. Nadine fand das einerseits erschreckend, andererseits fast schon wieder befriedigend - ein Mann, der sich so rasch umstellen konnte, musste sich voll in der Gewalt haben. »Komm, wir haben einiges an Arbeit«, sagte er. Sie gingen zusammen in die Küche, wo noch Annas Fotoapparat und die Polaroidbilder und auch Nadines Umhängetasche auf einem Tisch lagen. In der Tasche waren noch ein paar Parfümfläschchen. »Leer sie aus!« befahl Raza.

Nadine schüttete den Inhalt der Fläschchen in den Ausguss und warf sie dann in einen Abfalleimer. Raza breitete auf dem Tisch die Fotos aus, die Nadine mit Nancy zeigten. »Such eines aus«, sagte er dabei aufgekratzt, seine Stimmung war völlig umgeschlagen.

Nadine wählte eine der Aufnahmen aus, und Raza zerriss die anderen zu kleinen Schnipseln, die Nadine ebenfalls in den Ausguss werfen und wegspülen musste. Raza holte inzwischen aus einer Schublade ein Faxgerät und schloss es an eine der Steckdosen an.

Mit Klebeband befestigte er den Schnappschuss auf einem Bogen Fotopapier, legte ihn in das Faxgerät ein und wählte dann eine Reihe von Nummern an. Mit einem hohen Arbeitsgeräusch lief der Bogen durch den Apparat.

Wenige Augenblicke später erreichte die Kopie den Landsitz von Raschid Harmoos in Connecticut.

Nachdem Raza die Eingangsbestätigung dafür erhalten hatte, stellte er eine weitere Verbindung her.

Es meldete sich Faruk Kadumi in London.

Raza teilte ihm die Nummer von Bill Hardimans Flug nach Luton mit und gab entsprechende Weisungen.

»Sie werden gemäß der vereinbarten Ersatzlösung handeln«, befahl er.

Schließlich führte er noch ein Stadtgespräch mit dem örtlichen Vertreter der Mullahs, bei dem es um die Beseitigung der beiden Leichen ging.

»Schafft seine irgendwohin, wo man sie findet - es soll ihnen eine Warnung sein. Ihre dagegen lässt so verschwinden, dass man sie niemals findet«, befahl er.

»Es wird alles weisungsgemäß erledigt«, versicherte sein Gesprächspartner.

Zwei Stunden später saßen Raza und Nadine in einer Maschine, die gerade vom Athener Flughafen abhob.

Die Morgendämmerung drang allmählich durch die Fenster der Wohnung, in der Morton herumwanderte.

Die Concorde hatte den Flug von Northolt nach Athen in hundert Minuten geschafft. Morton hatte die Flugzeit dafür genutzt, um die Jagd auf Raza und die Mörder von Costas zu organisieren. Die Leiche von Costas war vor dem Büro der El AI im Stadtzentrum eine Stunde vor Ankunft der Concorde aufgefunden worden.

Als Morton die Wohnung erreichte, hatten die Athener Kollegen von der Spurensicherung bereits Fortschritte erzielt: Anhand der von Danny aus Tel Aviv gefaxten Fingerabdrücke Razas hatten sie feststellen können, dass sie mit Abdrücken in dieser Wohnung identisch waren.

Andere Spezialisten hatten nachweisen können, dass im

großen Wohnraum zwei Personen getötet worden waren und das Blut der einen identisch war mit dem von Costas. Das zweite Opfer war, aus aufgefundenen Haaren zu schließen, eine Frau. Von Zeit zu Zeit warf Morton einen Blick auf die weiterhin tätigen Experten. Sie arbeiteten zügig, aber sorgfältig, und es schien ihnen nichts zu entgehen.

Zwei Uniformierte nahmen gerade das Porträt des Ayatollah Muzwaz von der Wand. Die gesamte Einrichtung der Wohnung wurde vorsorglich als mögliches Beweismaterial sichergestellt.

Morton blieb an einem der Fenster stehen. Vor wenigen Stunden noch hatte vielleicht Raza an derselben Stelle gestanden. Es war fast, als könne er ihn noch riechen. Hinter ihm erklang eine Stimme.

»Ich habe sämtliche Grenzen sperren lassen. Da schlüpft keine Maus durch!« versprach Zak Constantinos.

Morton drehte sich um und blickte dem Chef der griechischen Sicherheitsbehörde entgegen.

»Der ist schon weg, Zak. So schnell, wie Sie immer noch von der Grundlinie starten.«

Constantinos nickte, wie um zu bestätigen, dass er mit seinen nun gut fünfzig Jahren noch immer ein mörderisches Tennis spielte.

»Die Passagierlisten sind schon verglichen worden?« fragte Morton.

»Na klar. Aber gegen keinen liegt etwas vor - noch nicht mal eine Anzeige wegen Falschparkens!« Grimmig fügte der Grieche hinzu: »Aber der Nachtwächter dort war zu langsam!«

Tatsächlich hatte es der israelische Wachmann des E1-A1-Büros versäumt, Fabrikat und Kennzeichen des Wagens zu notieren, aus dem man die Leiche von Costas vor die Tür geworfen hatte.

»Von morgen an hat er Zeit genug zum Üben«, versprach

Morton. »Da kann er nämlich in der Wüste Sinai die Kamele zählen!«

Sie wichen zur Seite, als zwei Polizisten gerade einen Sessel hinaustrugen, auf dessen Bezug dunkle Blutflecken zu sehen waren.

»Erst haben sie Costas mit seiner eigenen Pistole erschossen, dann haben sie ihm den Schwanz abgeschnitten und in den Mund gesteckt. Richtig nette Leute«, berichtete Constantinos.

»Sie lernen schnell«, meinte Morton. »Die KGB-Leute haben ihnen das mal vorexerziert, als zwei russische Diplomaten in Beirut gekidnappt wurden. Da haben sich die Russen zwei örtliche Hisbollah-Führer geschnappt und sie kastriert. Kaum hatte sich das rumgesprochen, waren die Diplomaten wieder frei.«

»Ob wir das mal bei den Leuten von diesem Sender ausprobieren?« schlug Zak grinsend vor.

»Nein, Zak, ich nehme es ihnen ab, dass sie das Tonband anonym erhielten.« Nachdem Morton offiziell Costas Calcanis identifiziert hatte, war er mit Zak Constantinos zu dieser Rundfunkstation gefahren. Die Leute dort hatten ihm berichtet, sie hätten das Band im Kasten mit den Hörerwünschen gefunden. Niemand habe gesehen, wer es dort deponiert hatte. Morton hatte eine Kopie erhalten, die er von der Concorde aus sofort nach Tel Aviv hatte überspielen lassen.

Dann hatte er sich ausführlich mit Costas' Kontaktmann bei der Athener Polizei unterhalten, der zufällig noch Dienst gehabt hatte, als dessen Leiche eingeliefert wurde. Der war genug auf Draht, um zwei und zwei zusammenzählen zu können, und hatte die Adresse weitergegeben, die er zuletzt Costas genannt hatte. Daraufhin hatte Constantinos mit einer kriegsstarken Abteilung die Wohnung besetzt.

»Ich habe eine allgemeine Fahndung nach jedem ausgelöst, der auch nur den mindesten Bezug zu dieser Wohnung hat«,

meldete Constantinos, »wenn ich auch nicht weiß, ob uns das irgendwie weiterbringt.«

»Einen Versuch ist es allemal wert«, meinte Morton, »wenn auch die Wahrscheinlichkeit groß ist, dass Muzwaz alle seine Spuren verwischen konnte. Darin ist er echt gut!«

Einer der Spurensicherungsleute erschien mit einer Abfalltüte. »Ich finde, dass Sie sich das unbedingt einmal anschauen sollten, Sir!«

Damit schüttete er die Tüte aus, und es fiel ein halbes Dutzend von Parfümflakons auf den Boden. Morton bückte sich hinunter, nahm eines der Fläschchen auf und schnupperte daran.

Dann wandte er sich fragend an seinen griechischen Kollegen: »Können wir feststellen, ob das eine handelsübliche Marke ist?«

Constantinos warf einen Blick auf das Etikett. »*Griechische Nächte*? Nie gehört. Aber wir können das rasch überprüfen. Seit wir der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft angeschlossen sind, müssen alle Markennamen von Luxusgütern registriert sein.« Damit wandte er sich an einen Mitarbeiter und gab ihm einen entsprechenden Auftrag.

Morton nahm ein zweites Fläschchen zur Hand und berichtete seinem Kollegen von dem von Danny mitgehörten Telefonat, das ihn nach Athen geführt hatte.

»Ich möchte Ihre Fachleute bitten, den früheren Inhalt zu analysieren und außerdem zu versuchen, das Glas hier mit den Glassplittern zu vergleichen, die bei der Tanklasterexplosion gefunden wurden.«

Der Sicherheitsdienstchef schaute nachdenklich. »Sie meinen, die Frau könnte Anthrax in solchen Fläschchen bei sich gehabt haben, als sie verbrannte?«

»Wollen erst mal sehen, was Ihre Leute rauskriegen.«

»Ich gehe da selbst mal hin«, sagte Constantinos. »Ich nehme die Flakons mit.«



»Lassen Sie mir einen davon da, bitte.«

Morton ging mit dem Fläschchen in die Küche.

Einer der Experten stäubte gerade das Faxgerät zur Abnahme von Fingerabdrücken ein, ein anderer überprüfte die Sofortbildkamera. Er unterbrach seine Arbeit und schaute Morton an. Dieser hob das Fläschchen hoch und sagte: »Ich hätte gern, dass man das Etikett ablöst.«

Der Mann zuckte jedoch nur mit den Schultern und fuhr in seiner Arbeit fort.

Den gleichen Duft, der aus den Flakons gedrungen war, stellte Morton am Ausguss fest. Warum hatte jemand den Inhalt weggeschüttet? Einen zweiten Wirksamkeitstest brauchte Raza nach Trekfontein nicht mehr. Und sein wertvolles Anthrax würde er sicher nicht in die Kanalisation von Athen gießen.

Morton entdeckte, dass tief unten an der Seite des Abflussrohres etwas Weißes klebte, und bat einen der Griechen, es herauszuholen. Der Mann benutzte dafür eine schmale, lange Zange, und es entpuppte sich als ein kleiner Schnipsel von einer Fotografie.

Morton öffnete den Schrank unter dem Ausguss. Wie üblich befand sich dort ein Rohrknief, das man zur Behebung einer Verstopfung abschrauben konnte. Auf die Bitte Mortons schob einer der Männer einen Behälter darunter und löste mit einem Schraubenschlüssel die Halterungen. Schnipsel von zerrissenen Fotos fielen in den Behälter.

Der Grieche grinste Morton an, und dieser grinste befriedigt zurück. Dann breitete er, während der Mann das Rohrknief wieder befestigte, die Schnipsel auf der Arbeitsplatte der Spüle aus. Als Constantinos zurückkehrte, hatte Morton ein Puzzle aus den Fotoschnipseln zusammengestellt. Man konnte zwei junge Frauen erkennen, von denen eine ein Parfümfläschchen hochhielt. Es war klar identisch mit dem, das Morton neben seine Montage gestellt hatte.

»Das Glas entspricht dem, was man bei der Leiche dieser Straßenhändlerin gefunden hat«, berichtete Constantinos. »Und was den Inhalt der Fläschchen betrifft, hat man bisher Kölnisch Wasser, ein Parfüm, ein Rasierwasser und noch etwas festgestellt, bei dem sie auf Minzetea tippen!«

Der Sicherheitsdienstleiter schüttelte den Kopf. »Minzetea - reichlich komisch. Na, jedenfalls etwas Tröstliches: Man hat nichts Bedrohliches gefunden!«

»Die haben den Tee vielleicht einfach zum Strecken genommen«, meinte Morton. »Vielleicht mussten sie eine ganze Menge dieser Flakons füllen.«

Constantinos spähte auf die Zusammengeschobenen Papierschnipsel hinunter. »Was haben Sie denn da?«

Morton schilderte, wo er die Schnipsel gefunden hatte, und sein Kollege besah sie sich eingehender.

»Die da links sieht aus wie eine Libanesin. Und die andere scheint mir eine Touristin zu sein.«

»Jedenfalls schaut keine wie eine Hausiererin aus.«

»Vielleicht stehen sie mit Raza und dieser Straßenhändlerin in ganz anderem Zusammenhang in Beziehung«, schlug Constantinos vor. »Und nach ihrem Tod wollte Raza jedes Beweismittel vernichten. Vielleicht hat er deshalb das Zeug in den Parfümfläschchen weggeschüttet.«

Morton nickte langsam. »Ich weiß ja nicht, ob eine dieser beiden Frauen auf den Fotos tatsächlich diese angebliche Straßenhändlerin ist. Aber wenn ich von dem Anruf ausgehe, den meine Leute aus Athen abgehört haben, und von der festgestellten Übereinstimmung des Glases, sehe ich eine große Wahrscheinlichkeit dafür, dass diese bei der Explosion getötete Frau eine gewisse Menge von Anthrax-B-C mit sich führte, die mit ihr zusammen verbrannt ist. Wir werden wohl niemals feststellen, wie viel von dem Zeug vernichtet worden ist. Jedenfalls muss Raza einiges davon übrig behalten haben. Es

könnte sein, dass er den Inhalt der Fläschchen ausgegossen und sie statt dessen mit dem Anthrax gefüllt hat. Weil er aber einen Teil von dem Gift bei der Tanklasterexplosion verloren hat, hatte er vielleicht nicht mehr genug, um alle Fläschchen zu füllen, und hat die überflüssigen daher weggeworfen.«

Constantinos schüttelte den Kopf. »Aber für das Umfüllen hätte er doch ein Labor gebraucht - davon sehe ich hier nichts!«

»Das hat er vielleicht woanders getan, und diese Wohnung hier hat als Verteilerzentrale gedient«, meinte Morton.

Der Mitarbeiter, den Constantinos mit der Überprüfung der Parfümmarke beauftragt hatte, kehrte zurück, um zu melden, der Name sei völlig unbekannt. Sein Chef gab ihm den Auftrag, eine sofortige polizeiliche Durchsuchung aller in Frage kommenden Labors im Land zu veranlassen.

»Ich brauche mal ein Telefon, Zak«, bat Morton.

»Nehmen Sie doch das hier«, sagte der Fingerabdruckfachmann und wies auf den zum Faxgerät gehörenden Apparat, dessen Untersuchung er soeben abgeschlossen hatte.

Morton rief Danny Nagier in Tel Aviv an.

»Hör mal, Danny, Sieht so aus, als hätten wir einen möglichen Träger für dieses Anthrax entdeckt, nämlich Parfümfläschchen mit dem Etikett *Griechische Nächte*. Wolfie soll den ACC veranlassen, all seine Spürhunde auf diese Flakons anzusetzen. Auf keinen Fall darf aber eines davon geöffnet werden. Matti und Lacoste müssen entsprechende Information der dortigen Zollbeamten veranlassen. Ich faxe dir eine Kopie des Etiketts durch und außerdem ein Foto.

Höchste Dringlichkeitsstufe für eine Identifizierung der beiden Frauen darauf! Sobald du die Briten, Franzosen und Amerikaner auf diese Fläschchen gehetzt hast, gibst du einen weltweiten Doppelblitz durch, damit man überall nach solchen Flakons Ausschau hält.«

»Wird erledigt«, bestätigte Danny. »Ist Costas dort bei dir? Dann gib ihn mir mal, um ihm gehörig in den Arsch zu treten!«

»Das hat sich leider erledigt«, erwiderte Morton und schilderte Danny kurz, was Costas zugestoßen war.

Nachdem er aufgehängt hatte, ging Morton zu dem Spülbecken, um unter einem Wasserstrahl das Etikett von dem Flakon abzulösen. Er klopfte es mit einem Tuch trocken und klebte es auf einen Bogen Fotopapier, das einer der Spurensicherungsleute in einer Schachtel in einem Schrank gefunden hatte. Dann klebte er die zusammengefügt Schnipsel des Fotos, auf denen die Gesichter der beiden jungen Frauen am besten zu erkennen waren, auf einen anderen Bogen und faxte beide an Danny.

Anschließend rief er den Piloten an Bord der Concorde an und befahl ihm, sich für einen sofortigen Direktflug nach Frankfurt bereitzuhalten.

Die Doppelblitznachricht mit den Kopien des Etiketts der Parfümfläschchen und der rekonstruierten Fotografie der beiden jungen Frauen erreichte den Mossad-Stützpunkt in der Londoner Foley Street nur neun Minuten, nachdem Morton sein Gespräch mit Danny beendet hatte. Nach Londoner Zeit war das zwölf Minuten nach vier Uhr morgens, und es verblieben weniger als vier Tage bis zum Ablauf der von Raza gesetzten Frist.

Im Sicherheitsraum hatte Michelle Dienst, Wolfie hatte seine Schicht um Mitternacht beendet.

Der Faxeingang von da an war nicht allzu stürmisch gewesen. Zunächst ließ General Jertzin wissen, seine Spetsnaz-Leute steckten tief in den afghanischen Bergen und hätten bereits ein gutes Dutzend von Mudschaheddin-Lagern gefilzt, ohne jedoch irgendeine Spur von Raza oder seinen Leuten oder der gesuchten Frau zu finden. Die Bemühungen der Russen würden stark vom Wetter beeinträchtigt.

Wenig später meldete das Büro von Admiral Burness, die Satellitenverbindung mit Jertzins Leuten sei durch einen Schneesturm unterbrochen. Der Wettersatellit, den die NSA über Afghanistan stationiert hatte, verhiieß, dass das Schneetreiben noch weitere vierundzwanzig Stunden dauern könne.

Lester Finel gab durch, seine Taubstummen wären jetzt zur Hälfte durch mit der Überprüfung aller japanischen und sonstigen asiatischen Verbindungen Razas. Bisher jedoch sei man noch auf nichts gestoßen.

Dickerchen hatte eine handschriftliche Notiz durchgefaxt, dass es seinen Spezialisten inzwischen gelungen sei, die Zeit, in der die Tonbänder bespielt worden seien, auf die letzten zehn bis

vierzehn Tage einzugrenzen.

Michelle hatte alle diese Nachrichten für Morton bereitegelegt, zusammen mit weiteren von Interpol, FBI, CIA und einer ganzen Reihe nationaler Sicherheitsbehörden. Der ganze Nachrichtenstapel ließ sich zu dem Ergebnis zusammenfassen: ein Haufen Arbeit, bei dem jedoch erbärmlich wenig herausgekommen war.

Der jetzige Doppelblitz löste am Faxgerät eine Alarmklingel aus, die Wolfie im Schlafraum nebenan aus dem Schlaf riss. Er eilte sofort zum Gerät und konnte die Nachricht noch mitlesen, als sie ausgespuckt wurde. Er fluchte vor sich hin, als er die Meldung über Costas las.

»Wir müssen dem ein Ende setzen!« sagte Michelle bei dieser Nachricht mit ungewohnt lauter Stimme.

Wolfie ersetzte die Namen von Morton und Danny als Absender durch die eigene Deckadresse und gab alles sofort an das persönliche Faxgerät des ACC Harry Fuller weiter.

Der Apparat stand neben einem Feldbett, das sich Füller für die Dauer der Krise in sein Büro im siebten Stock von New Scotland Yard hatte stellen lassen. Der Doppelblitz riss auch den ACC aus einem Schlaf, in den er erst kurz vorher nach einem zwanzigstündigen Arbeitstag gefallen war.

Füller rappelte sich hoch und schaltete die Schreibtischlampe ein. Er las die Meldung und studierte die Fotokopien. Er runzelte die Stirn - dieses Foto war von so mickriger Qualität, dass es schon ein kleines Wunder wäre, damit einen Fahndungserfolg zu erzielen. Und was die Jagd nach den Parfümfläschchen betraf, so sagten ihm dreißig Jahre Erfahrung im Polizeidienst, dass das absolute Glückssache war. Trotz der von Morton erzwungenen Gepäckdurchsuchung und Leibesvisitation eines jeden zweiten Einreisenden konnte solch ein kleines Fläschchen nur allzu leicht der Entdeckung entgehen.

An sämtlichen Kontrollpunkten waren die Zollbeamten bis an

die absoluten Grenzen der Belastbarkeit im Einsatz. Viele von ihnen legten Doppelschichten ein, einige waren bereits im Dienst zusammengeklappt. Überdies mussten sie sich ständig mit verärgerten Passagieren wegen der Verspätungen herumschlagen, die durch diese strengen Sicherheitsvorkehrungen eintraten.

Fuller las die Nachricht noch einmal aufmerksam durch. Da stand kein Wort darüber, wie diese Fläschchen transportiert wurden. Das konnte ebenso gut im Gepäck von Reisenden sein wie als Fracht. Und an einem einzigen Tag erreichten siebenundzwanzig Millionen einzelne Frachtstücke Großbritannien auf dem See- und Luftweg. Jedes einzelne davon zu durchsuchen, würde eine völlige Lähmung des britischen Handels und Wirtschaftslebens bedeuten. Ein derartiger dramatischer und bisher nie dagewesener Schritt konnte nur durch einen Kabinettsbeschluss entschieden werden - immer vorausgesetzt, dass man überhaupt genug Personal hatte, um diese Aufgabe zu bewältigen. Dabei protestierten bereits jetzt einige Minister gegen die Behinderungen durch diese straffen Kontrollmaßnahmen.

Es war auch schon die Frage aufgetaucht, was man denn überhaupt mit den Millionen von Flaschen tun sollte, die inzwischen bereits konfisziert worden waren. Selbst wenn man jeden erreichbaren Wissenschaftler und Labormitarbeiter heranzog, würde es Wochen dauern, bis man sie überprüft hatte. Man hatte auch überlegt, ob man die Flaschen einfach verbrennen solle, doch darüber konnte eine Entscheidung erst fallen, wenn das Umweltministerium im Hinblick auf eine mögliche Verschmutzung keine Bedenken mehr hatte. Das Untersuchungsergebnis dazu konnte aber erst in vier Tagen vorliegen - nicht früher also, als die von Raza gesetzte Frist ablief..

Der ACC las ein weiteres Mal die Nachricht durch. Er hatte durchaus Respekt vor Mortons Instinkten. Aber diese Warnung

konnte von irgend jemandem beim Mossad stammen. Und dort gab es natürlich Leute, die gelegentlich mit Mutmaßungen recht großzügig waren. Es stand nichts davon in der Nachricht, dass diese Fläschchen auch wirklich Anthrax-B-C enthielten. Und es gab keinen definitiven Beweis dafür, dass sie auch wirklich auf dem Weg ins Vereinigte Königreich waren.

Fuller gelangte zu einer Entscheidung. Er rief die Nachtsekretärin herein und fasste den Inhalt der Faxbotschaft unter der Überschrift »Empfehlung« zusammen. Nachdem er den Text unterzeichnet hatte, wies er die Sekretärin an, die beiden Fotokopien anzuheften und das Ganze dem Dienststellenleiter der Einsatzzentrale zu bringen.

Dieser überflog es und reichte es dann seinem Assistenten weiter.

Nachdem der den Text durchgelesen hatte, meinte er: »Das wird uns nur weitere Sympathien kosten. Die vom Zoll verfluchen uns ohnehin schon, weil wir nicht genug Leute abstellen können, um die Abfertigung in geregelten Bahnen zu halten.«

»Jeder außer dem ACC und mir würde das wegschmeißen«, sagte sein Chef. »Sorgen Sie jedenfalls dafür, dass es als schlichte ›Empfehlung‹ und nichts sonst weitergegeben und behandelt wird!«

Der Inspektor übergab also die Unterlagen einem Sergeanten, und der ließ alle Kopien davon mit einem dicken roten Stempel »Nur als Empfehlung« hinausgehen.

Diese Kopien trafen im Innenministerium ein, in der Zentrale des SIS im Century House am Themseufer gegenüber von Westminster, im Hauptquartier des MI5 in Marylebone, bei den vierzehn regionalen Kriminalabteilungen sowie den Zollbehörden auf den Flugplätzen Heathrow und Gatwick und im neuen Cityflughafen in den ehemaligen Docks von London.

Die beiden Flughäfen, von denen aus London ebenfalls



bedient wurde, mussten die Benachrichtigung auf dem Dienstweg über ihre eigenen zuständigen Regionalpolizeistellen erhalten: Luton über die Zentrale für Bedfordshire, Stansted über die Grafschaftspolizei Essex.

Der zuständige Mann in Luton erhielt die Empfehlung im Laufe der dritten Nacht, die er sich nun schon hauptsächlich mit Beschwerden verärgerter Passagiere wegen der strengen Zollabfertigung um die Ohren schlagen musste.

Alles, was er dazu wusste, war, dass dies irgendwie mit den jüngsten Terroranschlägen zusammenhing. Aber mehr und mehr erschien es ihm wie ein völlig überzogener, verzweifelter Rundumschlag der Sicherheitsbehörden - zumal keiner auf seine wiederholten Fragen antwortete, was er denn um Himmels willen mit all diesen Flaschen anfangen solle, von denen inzwischen die Aufbewahrungsräume überquollen.

Der Nachtdienstleiter überflog noch einmal diese »Empfehlung« - auf der Rangliste seiner Prioritäten konnte er ihr keinen hohen Stellenwert einräumen. Viel wichtiger war für ihn jetzt die bevorstehende Ankunft des letzten Fluges, bevor er endlich abgelöst wurde - des Britannia-Fluges Nr. 16 aus Athen.

Er war um vier Stunden verspätet, weil die Maschine wegen einer Triebwerksstörung in Frankfurt hatte zwischenlanden müssen. In wenigen Minuten würden zweihundert hundemüde und nicht weniger stinksaure Passagiere auf die Zöllner zuströmen. Wenn man die nun alle noch nach diesen Parfümfläschchen durchsuchen würde, brächte das nur noch zusätzliche Verzögerungen - und entsprechend neue Beschwerden. Der Nachtdienstleiter warf das Papier in den Posteingangskorb seines am nächsten Tag zuständigen Kollegen - mochte der darüber entscheiden!

In der Ankunftshalle rüsteten sich die Zollbeamten für den Ansturm der Passagiere von Flug sechzehn. Bei einigen der übermüdeten Zöllner setzte sich Entschlossenheit durch, selbst

über die Wichtigkeit einer Beschlagnahme zu entscheiden, statt sich neuen Anfeindungen auszusetzen. Sie hatten längst das Gefühl, die Anweisung zur Konfiskation sämtlicher Flaschen sei eine überzogene Maßnahme.

Unten im höhlenartigen Stapelraum des Zolls für die konfiszierten Waren wurde die so genannte Friedhofsschicht von Asiaten oder Arabern versehen, den einzigen, die bereit waren, für diese niedrigen Löhne auch während der Nacht zu arbeiten.

Einer von ihnen war Salem Arisch. Er war seit einem Jahr hier beschäftigt und hatte rasch begriffen, dass sich sein bescheidener Lohn mit kleinen Diebereien aufbessern ließ. Er hatte sich frühzeitig auf Kleinzeug spezialisiert, das er am Körper verstecken konnte und das sich in der blühenden Londoner Unterwelt der farbigen Minderheiten flott verkaufen ließ.

Vor sechs Monaten hatte ihn dann einer seiner Abnehmer mit einem Mann zusammengebracht, den er noch heute nur als »Effendi« kannte.

Er hatte Arisch ausgequetscht nach den Dingen, die am leichtesten zu klauen waren, und ihm dann hundert Pfund pro Woche nur dafür versprochen, dass er ihn jedes Mal vor Arbeitsaufnahme anrief, um nachzufragen, ob er etwas Bestimmtes stehlen solle.

Monatelang hatte Arisch das Geld eingesteckt, ohne dass der Effendi irgend etwas von ihm verlangt hatte.

Vor einer Woche jedoch hatte er ihn beauftragt, ihm ein Fläschchen französisches Parfüm zu beschaffen, das er einer Kontaktperson auf dem Parkplatz einer Autobahnraststätte an der Autobahn M 1 in der Nähe von Luton übergeben sollte. Arisch würde dafür zusätzlich hundert Pfund erhalten. Er hatte das Parfüm prompt beschafft, sein Geld von dem Kontaktmann erhalten und das Geschäft inzwischen noch zweimal wiederholt.

Arischs arabischer Landsmann hatte ein aufgedunsenes Gesicht mit einer verunstalteten Nase, war ihm aber eher aufgefallen durch eine sanfte, kultivierte Stimme und eine gewählte Ausdrucksweise.

Arisch fand, dass es nicht seine Sache war, wenn dieser Effendi so viel für ein Parfüm zahlte, das er für weniger Geld ohne weiteres in jedem Laden kaufen konnte. Obendrein zahlte er sicher auch noch dem Kontaktmann ein hübsches Sümmchen für die umständliche Übermittlung. Er verkniff sich auch jede Neugierde, was den Effendi selbst betraf.

Gestern Abend hatte dieser nun wieder angerufen, um ihm zu sagen, dass er für drei ganz bestimmte Parfümfläschchen, die mit Sicherheit mit dem Flug Nummer sechzehn der Britannia kämen, jeweils volle zweihundert Pfund zahlen würde.

Der Effendi hatte ihm haarklein die äußere Form der Flakons beschrieben und sich von Arisch mehrfach den Namen auf dem Etikett wiederholen lassen: *Griechische Nächte*.

Als er seinen Dienst angetreten hatte, hatte sich Arisch freiwillig für das Ausleeren der eintreffenden Körbe mit Flaschen gemeldet. Auf diese kreuzbrecherische Arbeit war niemand scharf.

Bill Hardimans Ärger über die erhebliche Verspätung seines Flugs schlug um in echte Besorgnis, als er nun auch noch von Zollbeamten in eine gesonderte Kabine gewiesen wurde. Fiona würde sich schlimmste Sorgen bereiten, wo er denn steckte. Sie hatte sich nie an die Unwägbarkeiten bei Flugreisen gewöhnen können. Je rascher er diese neue Verzögerung jetzt bewältigte, desto besser. In der Kabine stand ein älterer Zollbeamter neben einem Stapel von Drahtkörben und einem Förderband. »Das ist das erste Mal, dass ich gefilzt werde!«

»Überhaupt nicht persönlich gemeint, Sir - wir müssen einfach jeden zweiten Passagier durchsuchen!«

Der Beamte bat Hardiman, seinen Koffer zu öffnen, und dieser befolgte die Weisung. Der Zöllner ging geübt die verschiedenen Lagen sorgfältig zusammengelegter Kleidungsstücke durch.

»Selbst gepackt?«

»Ja.«

»Dann sind Sie bestimmt verheiratet, Sir. So was kann einem nur eine Ehefrau beibringen!«

»Ein bisschen ungewöhnlich das alles, nicht wahr?« meinte Hardiman.

Der Beamte blickte zu ihm auf. »Wir leben in ungewöhnlichen Zeiten, Sir. Die armen Schweine dort in Südafrika und in diesen Hotels sind leider Zeugnis dafür.«

Bill schaute überrascht. »Tut mir leid, aber ich weiß nicht, wovon Sie da reden. Ich habe seit drei Tagen keine Zeitung mehr in der Hand gehabt!«

Der Zöllner berichtete ihm kurz von den Bombenanschlägen auf die Hotels und die Katastrophe von Trekfontein.

»Meine Güte, jetzt verstehe ich das erst. Suchen Sie nur weiter!«

Der Zöllner lächelte. Es war eine recht erfreuliche Abwechslung, auch mal auf einen verständnisvollen Reisenden zu stoßen.

»Bitte nur noch einen kurzen Blick in Ihre Aktentasche, Sir, dann sind wir fertig.«

Hardiman öffnete bereitwillig seine Aktentasche. Der Zöllner nahm die drei Flakons *Griechische Nächte* heraus und schaute bekümmert drein.

»Das muss ich Ihnen leider wegnehmen, Sir. Einerseits liegen Sie damit über der Einfuhrgrenze, andererseits müssen wir ohnehin eine jede Flasche beschlagnahmen. Es hängt mit diesen Geschichten zusammen.«

Während seiner langjährigen Reisetätigkeit hatte sich Bill Hardiman davon überzeugt, der beste Weg, um sich mit einem Zollbeamten zu verständigen, sei der, höflich zu bleiben und die Wahrheit zu sagen. Er berichtete also, wie er diese drei Fläschchen erhalten hatte.

»Lassen Sie mich wenigstens eines behalten«, drängte er dann. »Sonst wird mir meine Frau niemals glauben, dass sie vielleicht die Teilnahme an dieser Parfümvorstellung gewinnen kann!«

Der Zöllner schaute sich die Flakons an - die Verschlussversiegelung war jeweils unversehrt.

»Sie sind sich ganz sicher, dass die niemals außerhalb Ihrer Reichweite waren, Sir?«

Bill nickte. »Absolut. Bitte, lassen Sie mir wenigstens eines für meine Frau!«

Der Zöllner zuckte mit den Schultern. Diese Idee mit der Konfiszierung sämtlicher Flaschen ging wohl ohnehin auf das Hirngespinnst eines dieser Eierköpfe in Whitehall zurück. Und was war der Witz dabei? Es ging das Gerücht um, dass alle diese Flaschen eingeschmolzen werden sollten, ohne sie überhaupt zu öffnen. Das wäre wieder mal typisch Whitehall.

Er entschied: »Also gut - eine!«

Er gab das Fläschchen Hardiman und legte die beiden anderen noch auf den schon bis oben gefüllten Korb. Während Hardiman sein Gepäck wieder verschloss, trug der Zöllner noch in einen Begleitschein ein, dass bei Flug sechzehn der Britannia zwei Fläschchen *Griechische Nächte* beschlagnahmt worden seien. Eine Kopie davon legte er oben auf den Korb, den er dann auf das Förderband stellte, während Bill Hardiman die Kabine verließ.

Unten im Lagerraum nahm Salem Arisch die Körbe vom Förderband und lud die Flaschen in Karren um. Er entdeckte die beiden Parfümfläschchen sofort oben auf einem Korb mit

Whisky, Gin und Likören.

Nach einem kurzen, sichernden Blick steckte er rasch die beiden Parfümflakons in die Tasche. Doch wo war das dritte?

Da er es nirgends entdecken konnte, warf er rasch einen Blick auf den Begleitschein - da war auch nur von zwei Flakons *Griechische Nächte* die Rede. Der Effendi musste sich also getäuscht haben. Arisch steckte schnell auch noch den Begleitschein in seine Tasche und lud dann die übrigen Flaschen um.

Als er damit fertig war, fuhr er den Karren an das andere Ende des Lagerraums, wo zwei andere Männer die Flaschen in Regale einräumten. Sie verglichen dabei die Flaschen jeweils mit den Angaben auf den Begleitscheinen.

Nach Ende seiner Schicht steckte Arisch seine Arbeitskarte in die Stechuhr und verließ die Zollräume.

Vierzig Minuten später fuhr er auf den Parkplatz an der M 1 und blieb wartend in seinem Wagen sitzen. Zehn Minuten später klopfte ein Araber an seine Scheibe, der einen Briefumschlag in der Hand hielt.

»Sie haben drei Parfümfläschchen für mich«, sagte Faruk Kadumi. »Und ich habe das Geld für Sie dabei.«

»Ich habe aber nur zwei Fläschchen«, erklärte Arisch. »Dem Zoll muss das dritte entgangen sein.«

Er zog die Kopie des Begleitscheines heraus. »Hier, sehen Sie selbst!«

Kadumi studierte den Begleitschein und steckte ihn dann in seine eigene Tasche.

»Geben Sie mir die beiden Fläschchen«, sagte er. »Ich werde Sie trotzdem für drei bezahlen.«

Sie tauschten Geld gegen Fläschchen.

Kadumi starrte in den Wagen. Der Browning mit dem Schalldämpfer steckte in seiner Tasche. Er musste jetzt diesen

schmierigen kleinen Dieb erledigen. Wo und wann das geschehen sollte, hatte Raza ihm überlassen. Aber er hatte auch unmissverständlich erklärt, dass er höchstpersönlich es tun müsse. Auf der Fahrt hierher hatte Kadumi an kaum etwas anderes denken können.

Ein Schuss musste genügen.

Aber der letzte Rest der ärztlichen Grundhaltung, die einst für sein Leben bestimmend gewesen war, hatte ihn davor zurückschrecken lassen, mit eigener Hand einen eiskalten Mord zu begehen. Er hatte statt dessen mit sich gerungen, ob er nicht den Effendi um die Erledigung dieser Angelegenheit bitten könne. Aber das Risiko schien zu hoch. Der Effendi war schließlich der höchste Repräsentant der Mullahs in England, den Ayatollah Muzwaz persönlich als unmittelbaren Kontaktmann zu Raza bestimmt hatte. Man musste befürchten, dass er sich erst mit Raza in Verbindung setzen würde, um sich von ihm das Einverständnis zu holen. Und wenn damit Raza erfuhr, dass er sich seinen klaren Anweisungen widersetzt hatte, bestand kein Zweifel mehr daran, dass Faruk Kadumis eigenes Leben bedroht war.

Er starrte weiterhin diesen dummlich grinsenden Narren an. Dann wandte er sich abrupt ab und ging zu seinem eigenen Wagen.

Den größten Teil des langen Fluges von Athen nach New York hatte Nancy Olson schlafend verbracht. Noch eine Stunde von der Landung auf dem Kennedy-Flughafen entfernt, wachte sie von einer Durchsage auf, dass alle Passagiere sorgfältig die Einfuhranmeldung für die amerikanischen Zollbehörden ausfüllen sollten.

Nancy hatte sie in die Einkaufstüte in ihrer Umhängetasche gestopft, in der sie alle Reisemitbringsel ebenso gesammelt hatte wie die beiden Fläschchen mit dem griechischen

Parfüm. Als sie den Wert ihrer Einkäufe addierte, stellte sich heraus, dass sie die Wertbeschränkung für die Einfuhr geringfügig überschritten hatte.

Die ältere Dame auf dem Nebensitz hatte dazu einen Vorschlag. »Packen Sie doch einfach ein, zwei kleinere Mitbringsel aus, und sagen Sie, das hätten Sie persönlich in Gebrauch. Später können Sie sie ja wieder einpacken.«

Nancy lächelte dankbar. Ihre Nachbarin warf einen Blick in die Einkaufstüte.

»Diese Parfümflakons wirken kostspielig. Da würde ich einen davon öffnen.«

Nancy erläuterte, unter welchen Bedingungen sie sie erhalten hatte.

Die ältere Dame lächelte nachsichtig. »Schätzchen, was immer die Ihnen dort in Athen erzählt haben mögen - ich kann Ihnen versichern, dass es derartige Vorschriften, dass irgendwas nicht vor Durchschreiten des amerikanischen Zolls geöffnet werden dürfe, nicht gibt. Ich muss das schließlich wissen - mein verstorbener Mann, Gott hab' ihn selig, war selbst Zollinspektor. Öffnen Sie getrost den Flakon!«

Nancy Olson nahm also eines der Fläschchen mit auf die Toilette, erfrischte sich dort etwas und tupfte sich ein bisschen vom Inhalt des Flakons, nachdem sie dessen versiegelten Verschluss gelöst hatte, auf den Hals und hinter die Ohren. Dabei fiel ihr auf, dass der Moschusduft viel stärker schien als bei der Probe, um deren Beurteilung man sie in Athen gebeten hatte.

Am Kennedy-Flughafen zeichnete ein Zollinspektor ihre Einfuhrerklärung ab, ohne auch nur einen Blick in ihr Gepäck zu werfen.

Er hatte sie etwas besorgt angeschaut und sie gefragt, ob auch alles mit ihr in Ordnung sei. Sie hatte lächelnd genickt, obwohl sie sich tatsächlich ganz plötzlich ungewöhnlich erschöpft



fühlte. Außerdem juckte die Haut an ihrem Hals und hinter ihren Ohren. Das musste an diesem Parfüm liegen - sie würde es wohl nicht wieder verwenden.

Mit ihrem Koffer in der einen und ihrer Umhängetasche in der anderen Hand verließ sie die Zollabfertigung und schritt auf die Bushaltestelle zu, um von dort aus mit dem Autobus nach New York hineinzufahren.

Muktar Sayed wartete bereits ein paar Stunden, um die Gesichter der weiblichen Passagiere mit dem der neben Nadine auf dem Foto abgebildeten Frau zu vergleichen, das aus Athen herübergefaxt worden war.

Nadine hatte sich nicht verändert seit der Zeit, die er mit ihr gemeinsam dort im Lager der Fedajin verbracht hatte und für das Kämpfen und Töten gedrillt worden war. Aber im Gegensatz zu anderen Kameraden, die für Angriffe auf Israel eingesetzt worden waren, hatte man ihn in die Vereinigten Staaten geschickt, um hier für Raschid Harmoos tätig zu werden.

Zunächst war er als Taxifahrer für die von Harmoos betriebene Taxifirma »D & N« - für »Day and Night« wegen der Verfügbarkeit rund um die Uhr - beschäftigt worden. Dann wurde er als Kurier eingesetzt, der im ganzen Land unterwegs war, um Botschaften oder auch Pakete zu überbringen oder abzuholen, deren Inhalt man nicht gern auf dem üblichen Postweg oder auch per Telefon übermitteln wollte.

Vor ein paar Wochen war er nach San Francisco geschickt worden, um dort einen Mann zu beseitigen. Bei seiner Einweisung hatte Nuri, der erste Assistent von Raschid Harmoos, ihm erklärt, der Mann habe den Chef bei einer Drogengeldtransaktion betrogen. Muktar war mit der Morgenmaschine von New York nach San Francisco geflogen, in die Stadt gefahren, hatte dort den Mann mit einem tödlichen Messerstich erledigt und war mit der Nachmittagsmaschine

zurückgekehrt.

Jetzt war Muktar hierher zum Flughafen gefahren, um dieser jungen Frau, die ein paar Schritte vor ihm ging, die Umhängetasche abzunehmen. Er hatte sie sofort erkannt, als sie aus der Abfertigungshalle erschienen war.

Muktar hatte sich seine Strickmütze tief über die Ohren gezogen und den Kragen seiner Windbluse hochgeschlagen. Die Arme ließ er lose am Körper baumeln, sein Schritt war ausgreifend und gleichmäßig. Seine Augen maßen den richtigen Abstand und beobachteten scharf jede Kleinigkeit, die für den Erfolg ausschlaggebend sein konnte.

An den automatisch sich öffnenden Türen hatte ein Wachmann gestanden, als er hergekommen war, doch der war inzwischen verschwunden. Eine ununterbrochene Kette von Passagieren schritt auf die Reihe wartender Taxis zu. Nur ein paar wenige gingen zusammen mit der Frau zur Bushaltestelle. Die meisten davon waren ältere Leute diesbezüglich waren also keine Schwierigkeiten zu erwarten. Muktar beschleunigte seine Schritte, seine Hände öffneten und schlossen sich dabei.

Nancy sah, wie der Bus zur Stadt gerade an den Randstein rollte, als sie durch die Türen trat.

Plötzlich fühlte sie einen heftigen Stoß in den Rücken, der sie zu Boden schleuderte. Aus den Augenwinkeln sah sie, wie ein Mann mit ihrer Umhängetasche davonlief. Er sprintete um den Bus und war damit sofort außer Sicht. Sie hörte jemanden schreien, dann beugte sich ein älterer Mann über sie und bemühte sich, ihr auf die Beine zu helfen. Er sagte immer wieder das gleiche zu ihr.

»Ihren Koffer hat er nicht, Miss. Es ist Ihnen nichts passiert. Ihren Koffer hat er nicht!«

Auch der Koffer war Nancy bei dem Sturz aus der Hand geglitten.

Die Leute standen um sie herum und überlegten laut, ob man

sie bewegen solle oder besser nicht. Von der Flughafenhalle eilte ein Wachmann heran und drängte sich durch die Menge.

»Sind Sie okay, Miss?«

Nancy nickte, sie hasste Aufsehen. Sie wollte nur nach Hause, um sich auszuschlafen. Sie wurde einfach diese schreckliche Müdigkeit nicht los, ebenso wenig das Jucken am Hals und hinter den Ohren.

Der Wachmann half Nancy auf die Beine. Sie berichtete ihm kurz, was geschehen war, und er sprach in sein Sprechfunkgerät: »Die Dame meint, er sei dunkelhäutig gewesen und sicher zu Fuß unterwegs.«

Dem Wachmann war ein Kundenbetreuer der Fluglinie gefolgt. Er wandte sich an Nancy, die an ihrer Haut herumrieb. Der Mann blickte teilnahmsvoll.

»Auf so langen Flügen trocknet leider leicht die Haut aus. Das wird normalerweise gleich besser, wenn Sie daheim erst mal eine schöne kühle Dusche nehmen. Und damit das schneller geht, lasse ich Sie jetzt auf unsere Kosten nach Hause fahren!«

Nancy lächelte dankbar. Ihre Müdigkeit ging in völlige Erschöpfung über, außerdem begann sie sich klamm und kalt zu fühlen.

Während die Limousine nach Manhattan fuhr, wurde es Nancy zunehmend unwohler. Das schmerzhaftes Pochen in ihrem Rücken mochte wohl von dem Stoß herrühren, aber zu den anderen Symptomen hatten sich nun noch schreckliche Kopfschmerzen und ein Schüttelfrost hinzugesellt.

Als der Wagen sie vor dem Haus Park Avenue 510 absetzte, war alles noch schlimmer geworden.

Als sie die Eingangshalle durchquerte, fühlte sich Nancy ganz heiß und schwach, aber als der Aufzug den vierzehnten Stock erreichte, hatte sich der Schüttelfrost wieder verstärkt.

Sie hatte kaum noch die Kraft, die Wohnungstür

aufzuschließen und ihren Koffer hineinzuziehen. Schon das Schließen der Tür empfand sie als Anstrengung.

Mit verschwimmendem Blick las sie die an der Flurgarderobe hängende Nachricht ihrer Vermieterin, dass diese wegen eines familiären Notstandes eiligst nach Kalifornien hätte reisen müssen und frühestens in einer Woche zurückzuerwarten sei. Die Mitteilung trug das Datum vom Vortag.

Nancy stolperte in ihr Zimmer und ließ sich dort auf ihr Bett fallen. Sogar zum Auskleiden war sie zu erschöpft.

Nachdem Muktar den Bus zwischen sich und mögliche Verfolger gebracht hatte, ging er gelassen weiter. Er hatte sein »D & N«-Taxi am Standplatz der übrigen Taxis geparkt und stieg ohne Hast ein. Die Fahrer der anderen Taxis beachtetten ihn kaum, als er wegfuhr. An der Flughafenausfahrt standen immer zwei Polizeifahrzeuge, deren Besatzungen alle anderen Wagen, ausgenommen Taxis, weiterwinkten. Der Polizist dort gab ihm ein Zeichen zur Weiterfahrt.

Den Connecticut Turnpike verließ Muktar bei der Ausfahrt Sweetmont, und nach weiteren fünfzehn Minuten bog er von der Hauptstraße ab in die Privatstraße, an deren Beginn eine große Tafel den Namen »Harmoos« trug.

Muktar fuhr an die zwei Kilometer durch saftige Weiden, auf denen Pferde und Rinder grasten, und durch Felder, auf denen Getreide reifte. Dann gelangte er an die ersten Gebäude. Zur Linken stand eine Art großer Scheune, in der das Personal des Landsitzes hauste. Es waren insgesamt vierzig Leute, alles Araber - Mister Harmoos beschäftigte nämlich ausschließlich Araber.

Hinter der Scheune befand sich, unter Bäumen versteckt, eine große Garage mit Reparaturwerkstatt. Davor standen einige Taxis, die alle das gleiche blaue »D & N«-Zeichen an der Tür hatten wie Muktars Taxi.

Muktar fuhr weitere rund achthundert Meter, wieder durch üppige Getreidefelder, und gelangte an einen Schlagbaum. Ein Araber trat aus einem Wachhäuschen daneben, eine schwere Pistole im Gürtel. Er winkte ihn durch und ging in sein Häuschen zurück.

Nochmals vierhundert Meter weiter tauchte dann das Hauptgebäude im Schutz eines Ringes prachtvoller Nadelbäume auf. Muktar kannte nur ein einziges Haus, das diesem an Pracht ebenbürtig war - das Weiße Haus in Washington. Auch das Haus von Mister Harmoos hatte eine solche säulengeschmückte Vorderfront und Nebenflügel auf jeder Seite. Gepflegte Garten- und Rasenflächen umgaben einen Auffahrtskreisel vor dem Eingang mit einer massiven Doppeltür. Im Gegensatz zum Weißen Haus aber gab es hier stählerne Rolläden an den Fenstern. Als Muktar den Wagen abstellte, sah er, dass ein Vorhang sich bewegte. Mister Harmoos wartete offenbar schon auf ihn.

Fünf Stockwerke über der Wohnung, in der Nancy Olson zunehmend kränker wurde, saß Matti neben Miriam auf einer Couch und hörte ihr zu, während sie von den vergangenen drei Tagen berichtete, die sie im City Center Hospital mit der Versorgung der Opfer der Bombenanschläge auf die Hotels verbracht hatte. Von kurzen Unterbrechungen abgesehen, war sie dort im Dauereinsatz gewesen.

»Die ersten zwölf Stunden waren die schlimmsten«, sagte sie gerade. »Es war alles wie eine einzige riesige Notaufnahmestation. Sie starben uns unter den Händen, bevor wir sie noch auf den Operationstisch bekamen.«

Noch nie hatte er sie so müde sprechen hören, noch niemals hatte sie derart erschöpft ausgesehen.

»Am schlimmsten war es mit den Kindern. Ich musste drei kurz nacheinander aufgeben - zwei Schwestern und einen

kleinen Jungen.«

»Du hast bestimmt dein Bestes getan, Miriam!«

Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter und schlief ein. Ein Weilchen saß er da und lauschte auf ihr Atmen. Dann hob er sie sacht auf und trug sie ins Schlafzimmer. Als er sie auf das Bett legte, rührte sie sich nicht.

Matti schloss leise die Tür hinter sich und ging in den Sicherheitsraum hinüber. Er fuhr dort mit dem Vergleich der Namen von Arabern fort, die Morton ihm übermittelt hatte. Er hatte seinen Computer auf die Abfrage von Verbindungen programmiert, die sie mit Raschid Harmoos haben könnten.

Das einzige Geräusch im Raum war das Ächzen der Federn des handgearbeiteten Sessels unter dem Gewicht von Raschid Harmoos.

Er fuhr fort, seinen Blick zwischen Muktar und der Tasche von Nancy Olson hin und her gehen zu lassen, die vor ihm auf dem Schreibtisch lag. Die beiden Männer, die auf Polsterstühlen zu beiden Seiten von Muktar saßen, verfolgten aufmerksam jede Bewegung von Raschid Harmoos' Augen.

»Bist du ganz sicher, dass dir niemand gefolgt ist?«

»Absolut sicher, Mister Harmoos.«

Der Sessel unter Harmoos ließ ein weiteres gequältes Ächzen hören, als dieser sich vorbeugte und den Inhalt der Tasche auf seinem Schreibtisch auszubreiten begann. Er stapelte die Mitbringsel zu einem kleinen Stoß auf und packte eines der kleinen Paketchen aus. Seine fleischigen Finger enthüllten eine kleine Puppe in griechischer Nationaltracht.

»Diese Amerikaner haben ja so einen schlechten Geschmack«, sagte er seufzend.

Seine Stimme war überraschend hell für einen derartigen Fleischberg. Nicht mal sein Maßanzug konnte die birnenförmige

Masse seines schwabbeligen Körpers völlig bändigen. An mehreren Stellen spannte der Stoff erheblich. Fleischige Falten hingen ihm von Wangen und Hals, und unter den Augen lagen schwere Fettwülste.

»Muss man sich um dieses Mädchen kümmern, Nuri?« Harmoos schaute dabei den jungen Araber mit den harten, kalten Augen eines Straßenkämpfers an.

»Ich habe alles sorgfältig überprüft. Sie ist Lehrerin an einer Mittelschule, und sie wird das, was in Athen geschehen ist, nicht mit dem hiesigen Raub ihrer Tasche in Verbindung bringen. Ich würde in ihrem Fall keine weiteren Maßnahmen empfehlen.«

»Sehr gut, Nuri.« Harmoos warf die Puppe in einen Abfallkorb neben seinem Schreibtisch.

Weiter auf seinen Assistenten schauend, ergänzte er dann: »Wir brauchen uns wohl schon deshalb nicht weiter um sie zu kümmern, weil sie ja dieses eine Fläschchen geöffnet hat.« Dann fügte er mit einem langen, tiefen Seufzer hinzu: »Wenn sich die Leute doch nur an das halten würden, was man ihnen sagt!«

Die drei Männer nickten wortlos.

Mit einer einzigen, für einen Mann von seiner Statur überraschend schnellen Bewegung fegte Harmoos dann sämtliche Mitbringsel Nancy Olsens in den Abfallkorb.

»Solche Sachen beleidigen meinen Sinn für echte Werte«, murmelte er dabei und ließ seinen Blick befriedigt über die Eichentäfelung des Raumes gleiten. Zwei der Wände waren bestückt mit Regalen, auf denen seltene Ausgaben islamischer Bücher standen, an der dritten hingen Originale von Matisse, Picasso und Turner.

Jetzt wandte sich Harmoos an den großen, schlanken Mann, der auf Mukmars anderer Seite saß. Er hatte ein trauriges Gesicht, und auf der Spitze seiner langen Nase saß eine dicke Hornbrille. Ismail war ein ägyptischer Forschungsschemiker, der gerade ein Austauschjahr an der New Yorker Staatsuniversität verbrachte.

Alle Kosten seines Aufenthalts wurden von der Clique der Mullahs getragen.

»Sie haben alles?«

»Ja, Mister Harmoos. Aber ich kann nicht anfangen, ehe die Fläschchen nicht wirklich tiefgefroren sind. Es wird noch fünf Stunden dauern, bis sie die notwendige Temperatur erreicht haben.«

»Sehr gut, Ismail. Sie denken daran, dass sich der Ayatollah voll und ganz auf Sie verlässt.«

Ismail antwortete mit einem raschen, schwachen Lächeln: »Trotz all seiner Weisheit ist der Erhabene kein Wissenschaftler. Das ist eine äußerst delikate Arbeit.«

Harmoos blickte ihn mit einem höflichen Lächeln an. »Deshalb haben wir ja auch gerade Sie gewählt!« Er kratzte sich kurz hinter dem Ohr, weiter lächelnd, und lehnte sich dann in seinem Sessel zurück, die Hände über dem Bauch verschränkt. Er schaute auf ein Blatt Papier auf seinem Schreibtisch hinunter und schien für einen Augenblick in Gedanken versunken. Dann nickte er mit seinem mächtigen Schädel, starrte wieder über die Schreibtischplatte und sagte: »Das wäre alles!«

Die Männer standen auf und gingen auf die Tür zu, doch Harmoos gab Nuri einen Wink, noch dazubleiben. Nachdem sich die Tür hinter den beiden anderen geschlossen hatte, schüttelte Harmoos traurig den Kopf.

»Schade um Muktar. Ich konnte ihn inzwischen richtig gut leiden.«

»Ich habe schon einen Ersatz für ihn im Kopf«, entgegnete Nuri.

Harmoos nahm das Blatt Papier auf. Es war Razas Weisung, dass jedermann getötet werden müsse, der mit dieser Operation in Verbindung stand, sobald sie erst einmal erfolgreich abgeschlossen war.



»Wann?« fragte Harmoos und legte das Blatt wieder hin.

»Wenn er hier wegfahrt. Sein Taxi ist so präpariert worden«, antwortete Nuri, »dass es ganz eindeutig wie ein Unfall aussieht.«

»Wird es keine Probleme mit der Versicherung geben?«

»Nein, die werden zahlen.«

Harmoos lachte leise, wobei sein Bauch schwabbelte. »Sehr gut, Nuri. Es geschieht nicht allzu oft, dass ich einen Gewinn verbuche, wenn ich was für Raza tue. Ich werde ihm ein Fax durchgeben, dass alles in bester Ordnung ist.«

Dann verdüsterte sich sein Gesicht. »Ismail bereitet mir Sorgen, Nuri, und seine Anwesenheit stört mich. Kümmere dich so schnell wie möglich um ihn, sobald er seine Aufgabe erledigt hat.«

Nuri nickte wortlos und verließ den Raum.

In einer kärglich möblierten Wohnung im Westen Londons, die gewöhnlich vom »Fußvolk« der Mullahs benutzt wurde, wenn in England etwas zu erledigen war, brütete Faruk Kadumi weiterhin über dem Text, den er an Raza durchfaxen wollte. Erneut legte er den Stift hin und trat an das Fenster.

Sollte er ihm melden, dass nur zwei Fläschchen eingetroffen waren? Wenn er das tat, konnte es dazu führen, dass sich Raza mit dem Effendi in Verbindung setzte und dabei erfuhr, dass der Dieb vom Flugplatz noch immer am Leben war.

Trotz der Doppelfenster drang der Lärm von der Great West Road laut herein. Das erschwerte es so, sich zu konzentrieren. Aber er wusste, dass er nicht länger zögern durfte.

Er hatte nur noch fünfzehn Minuten bis zur vereinbarten Durchgabezeit.

Er wandte sich vom Fenster ab und ging in die Küche. Seit er diese in ein Mini-Laboratorium verwandelt hatte, war die

Jalousie ständig heruntergezogen. Die Arbeitsplatte war größtenteils mit Reagenzgläsern und Flaschen mit Salzlösung bedeckt, die er sich bei einem Händler in Soho beschafft hatte.

Der ABC-Schutzanzug, den er sich in einem Laden gekauft hatte, der mit Militärkleidung handelte, hing an der Innenseite der Tür. Nach dem Golfkrieg waren diese Anzüge zu gut verkäuflichen Souvenirs geworden.

In dem Schrank über der Spüle lag in einem Schuhkarton der Browning, den er bei seiner Ankunft hier schon vorgefunden hatte.

Neben der Schachtel stand das letzte Ätherfläschchen, das er noch hatte. Er musste sich dringend neuen Äther beschaffen. Das Schnüffeln war die einzige Möglichkeit, seine Nerven in dieser Stresserfüllten, feindseligen Umgebung einer Stadt zu beruhigen, in der die Polizei überall zu sein schien. Mit jedem Tag, den er hier verbrachte, fühlte er die Gefahr der Entdeckung steigen.

Faruk Kadumi entkorkte das Fläschchen und hielt es sich unter die Nase. Er sog langsam den Duft ein und ließ sich den Äther zu Kopf steigen. Für einen Augenblick schwindelte es ihm. Dann wurde diese Empfindung von Wärme und Behagen abgelöst. Er verschloss das Fläschchen wieder und war von neuer Tatkraft erfüllt. Er wusste, dass sie nicht lange anhalten würde. Aber im Augenblick fühlte er sich tatkräftig und entschlossen.

Er hob den Deckel der Gefriertruhe in der Ecke der Küche. Beide Parfümflakons waren mit einer Eisschicht bedeckt. Er überprüfte das Thermometer. Noch eine Stunde, und er konnte beginnen. Er schloss den Deckel wieder, kehrte an den Tisch zurück und begann zu schreiben.

Als er fertig war, las er seine Botschaft noch einmal durch. Befriedigt legte er dann das Blatt in das Faxgerät auf einer Kommode und wählte Libyen an.

Nachdem Miriam aufgewacht war, lud Matti sie zum gemeinsamen Frühstück in das Café an der Ecke des Wohnblocks ein. Als sie zum Apartmenthaus zurückkehrten, stand der Hausmeister auf dem Gehsteig und winkte ihnen dringlich zu.

»*Muy malo!*« rief der Mexikaner, als sie näher getreten waren, und deutete auf die Eingangshalle.

Matti sah sofort die Zusammengekrümmte Gestalt, die halb aus der Tür des Aufzugs ragte.

»Nancy Olson. Mittelschullehrerin. Untermieterin bei einer Witwe«, berichtete er Miriam, während sie auf den Aufzug zuliefen.

Sie blinzelte ihn an: »Du hast wohl jeden hier im Block gespeichert?«

Er grinste nur.

Nancys Gesicht war kreideweiß und schweißbedeckt. Der Hausmeister berichtete, sie hätte ihn angerufen, um zu sagen, dass sie krank sei. Als er gerade hinauffahren wollte, um nach ihr zu schauen, sei sie ihm schon aus der Aufzugtür entgegengefallen. Da sei er rasch auf die Straße hinausgelaufen in der Hoffnung, dort den Señor Talim und die Señora Doktor zu treffen.

»Rufen Sie einen Krankenwagen!« wies Miriam den Hausmeister an, sobald sie Nancy erreicht hatten.

»Wir sollten sie wohl bequemer hinlegen«, meinte Matti und wies auf eine Couch, von der mehrere in der Eingangshalle herumstanden.

Miriam aber schüttelte den Kopf. »Sie könnte sich verletzt haben.« Dann kniete sie neben Nancy nieder. »Was ist denn passiert?«

»Krank - brauche Doktor - fühle mich schlecht...«, murmelte

Nancy.

»Ich bin Ärztin. Sagen Sie mir bitte, wo es Ihnen weh tut«, forderte Miriam.

»Überall!«

Trotz des schweren Mantels, den sie über einem langen Winternachthemd trug, zitterte Nancy erbärmlich.

»Wo tut es am meisten weh?«

Ein tiefer, bellender Hustenstoß erschütterte Nancys Brust, dem gleich darauf ein zweiter folgte.

Miriam fühlte Nancy den Puls; er war unregelmäßig, doch konnte das mit dem Husten zusammenhängen.

»Wie lange fühlen Sie sich schon krank?«

»Gestern...« Ein erneuter Hustenanfall schüttelte Nancy. »Es wird...«, sie versuchte sich aufzurichten, »immer noch schlimmer.«

Erschöpft sank sie wieder auf den Boden nieder.

Miriam bemerkte kleine schwarze Pusteln an Nancys Hals und hinter den Ohren. Auch auf den Armen und Beinen waren sie vereinzelt zu erkennen. Das konnten Insektenstiche sein, die sich entzündet hatten, oder auch die Folge einer nicht sterilen Spritze. Aber Anzeichen dafür waren zunächst nicht zu finden. Und Nancy wirkte nun gar nicht wie jemand, bei dem sich Läuse und Flöhe tummeln.

»Hilfe - so helft mir doch... bitte!« Nancys Flehen wurde unterbrochen von einem weiteren schrecklichen Hustenanfall, blutiger Schleim lief ihr aus dem Mund. Matti zog ein Taschentuch hervor, und Miriam nahm es, um Nancy sanft den Schleim wegzuwischen. Nancys blubberndes Keuchen wies darauf hin, dass sich bereits Flüssigkeit in ihrer Lunge angesammelt hatte. Miriam fragte sich, wie weit der Erreger, der das verursacht haben musste, wohl schon in die Milz und die Lymphknoten vorgedrungen sein mochte. Die starke Bräunung

der jungen Frau mochte wohl dazu beigetragen haben, dass er leichter die erste Abwehrschicht, nämlich die Haut, hatte durchdringen können. Starke Bräunung öffnet die Poren...

»Wo waren Sie denn in den Ferien?« fragte Miriam sanft. »Griechenland - bis gestern...«, brachte Nancy mit Mühe heraus, ehe sie ein neuer Hustenstoß schüttelte. Danach spuckte sie wieder blutigeitrigen Schleim aus. »Ging es Ihnen schon im Urlaub nicht gut?« Nancy fühlte sich zu schwach zum Sprechen und schüttelte nur den Kopf.

»Wie lange waren Sie in Griechenland?« Nancy hob zwei Finger. »Tage?«

Nancys Kopfschütteln endete in einem neuen Hustenanfall.

»Zwei Wochen also?« Nancy nickte.

Miriam rief sich ins Gedächtnis zurück, was sie über Tropeninfectionen und ansteckende Krankheiten gelernt hatte. Undulierendes oder Maltafieber trat in Griechenland immer noch auf und wurde durch infizierte Ziegenmilch übertragen. Die Inkubationszeit dafür lag zwischen fünf und fünfundzwanzig Tagen, doch Husten war damit nicht verbunden. Für Flecktyphus galt die gleiche Inkubationszeit, und auch Fieber und Schüttelfrost traten auf, doch Husten eigentlich auch nicht. Gleiches galt für Sandfliegenfieber und das noch gefährlichere Gelbe Fieber. Pusteln waren jedoch in keinem dieser Fälle erwähnt, und solche wie diese hatte Miriam überhaupt noch nie gesehen.

»Hat Sie im Urlaub etwas gebissen oder gestochen?«

Nancy bemühte sich, den Kopf zu schütteln, und wieder überfiel sie dieser furchtbare Husten.

»Versuch doch mal, diesen Krankenwagen schneller herzukriegen!« rief Miriam Matti zu.

Während dieser zum Telefon in der Eingangshalle lief, blieb Miriam neben Nancy knien, hielt ihre Hand und wischte ihr

immer wieder den Mund ab. Mehr konnte sie im Augenblick nicht tun. Dabei dachte sie weiter nach. Amöbenruhr wäre noch eine Möglichkeit - oder Malaria. Aber weder das eine noch das andere ging mit einem solchen Husten einher oder solchen Pusteln. Das gleiche galt für die Blattern und den Typhus und alle möglichen sonstigen Krankheiten, nach denen und deren Symptomen sich Miriam jetzt ihren Kopf zermartete.

Immer wieder neue Hustenstöße zerrissen Nancy die Brust, und als endlich die Besatzung eines Krankenwagens mit einer Bahre erschien, zitterte und zuckte sie völlig unkontrolliert.

»*Madre de Dios!*« flüsterte der mexikanische Hausmeister und bekreuzigte sich, als Nancy Olson zum Krankenwagen hinausgerollt wurde.

Die deutsche Luftüberwachung hatte der Concorde Vorrang für die Landung auf dem Frankfurter Flughafen eingeräumt. Als sie mit gesenkter Nase niederschwebte, warf die frühe Morgensonne ihren gewaltigen deltaförmigen Schatten auf die Erde. Im Kommunikationszentrum der Maschine saß Morton vor einem der Bildschirme und empfing gerade über den über der Negevüste stationierten Nachrichtensatelliten Lacoste in Paris. Das einzige Anzeichen dafür, dass die Stimme Lacoustes ihren Weg über den Weltraum nahm, war ein minimaler Verlust der Übertragungsqualität und ein gewisser metallischer Beiklang im Ton des französischen Sicherheitschefs.

»Appletons Anruf traf gerade ein, als das Kabinett auseinander gehen wollte«, berichtete Lacoste. »Er wollte wissen, welche Garantien wir von Israel erhielten, dass es nicht seinerseits die Fedajin verfolgt, wenn wir diese freilassen würden. Er erinnerte daran, was sich seinerzeit im Anschluss an München ereignet hatte!«

In München waren 1972 elf israelische Sportler bei der Olympiade von arabischen Terroristen ermordet worden. Morton hatte damals das Team geführt, das auf die Araber angesetzt worden war. Es hatte ihn ein Jahr Arbeit und zwei Millionen US-Dollar an Bestechungsgeldern gekostet, bis er sie alle aufgespürt und beseitigt hatte.

»Appleton weiß von dieser Münchner Geschichte wieder nur, weil Bitburg das den Amerikanern erzählt hat, Pierre.«

Lacoste seufzte. »Ich weiß. Aber Appleton ritt auf diesem Punkt herum, und er sagte auch, Israel würde dann auch den Tod dieser Fedajin bestimmt nicht geheim halten, denn es käme ihm ja darauf an, dadurch seine übrigen Feinde abzuschrecken. Er

erklärte sehr deutlich, dass man von Israels bekannter Politik des ›Auge um Auge, Zahn um Zahn‹ ausgehen müsse.«

Vom Flugdeck erfolgte die Nachricht, dass man in zehn Minuten landen würde. Morton und die Techniker schnallten sich an.

»Was haben Ihre Leute denn Appleton geantwortet?« erkundigte sich Morton.

Lacoste zuckte mit den Schultern. »Sie können sich's ja vorstellen. Es war jedem klar, auf was Appleton hinauswollte. Wenn wir diese Fedajin freiließen und es würde ihnen anschließend was passieren, würde das die arabischen Radikalen und die Gemäßigten dort zusammenschließen wie nie zuvor. Appleton fügte hinzu, da bestehe dann kein Unterschied mehr zwischen Terrorismus und Anti-Terrorismus. Man würde Frankreich beschuldigen, mitschuldig zu sein am Tod dieser zunächst freigelassenen Leute. Von da an lief es natürlich entsprechend. Erst mal jede Menge Geschwätz darüber, dass die Ansprüche der Palästinenser nicht weniger gerechtfertigt seien als die der Juden. Als dann Appleton aufgelegt hatte, ging es entsprechend weiter - Geschäfte in Milliardenhöhe wären gefährdet, ja man müsse von Rachemaßnahmen auf französischem Boden ausgehen. Genau das gleiche wie damals beim Golfkrieg. Nur dass man jetzt so tat, als müsse man damit in den Straßen von Paris rechnen...«

»Was also haben Ihre Leute konkret vor?« fragte Morton.

»Zunächst mal hat der Präsident mit Ihrem Ministerpräsidenten telefoniert«, antwortete Lacoste. »Ich habe aber den Eindruck, dass das nicht sehr hilfreich war - Karschoff meinte nämlich, ehe Frankreich nicht eine definitive Entscheidung getroffen habe, sei da gar nichts weiter zu besprechen.«

Morton sagte kurz und fest: »Da hat er auch völlig recht. Das beste, was Ihr Präsident tun kann, ist, diese Fedajin dort zu



lassen, wo sie hingehören - im Gefängnis nämlich, um die Strafen abzusitzen, zu denen sie gerechterweise verurteilt wurden. Wenn Frankreich sie freilässt, wird das alles nur noch schwieriger für alle.«

Eine Turbulenz schüttelte die Concorde, und Morton hielt sich an seiner Armlehne fest.

In Paris schaute Lacoste nachdenklich drein. »Der Druck hält an, David. Nach ein paar Stunden Schlaf wollen die Minister erneut zusammentreffen.«

Der Cheftechniker meldete, Danny sei aus Tel Aviv in der Leitung, und es sei dringend.

»Ich muss aufhören, Pierre«, sagte Morton daher. »Tun Sie bitte alles, um den Präsidenten dazu zu bringen, diese Fedajin nicht laufenzulassen.«

Lacoste verschwand vom Bildschirm. Wenn Paris die Fedajin nicht freiließ, könnte dies Raza eher dazu bringen, einen Fehler zu begehen. Und schon ein einziger würde ihm, Morton, ja genügen!

Nun war Danny auf dem Bildschirm. »Fuller hat sich bei mir gemeldet - seine Leute vom GCHQ haben eine Nachricht aus dem Großraum London auffangen können!«

Das GCHQ, das britische Gegenstück zur amerikanischen National Security Agency, saß in Cheltenham. Von dort aus hatten dessen Techniker nach den Bombenanschlägen ein elektronisches Netz über London gezogen.

Danny schaute auf seine Notizen hinunter. »Es ist ein Fax und lautet: ›Lieferant hat geliefert und seinen Lohn empfangen. Lieferung kann heute Abend zur vereinbarten Zeit erfolgen.«

Morton schrieb mit und fragte: »Was meint der ACC dazu?«

Danny blickte bekümmert drein. »Er hat den Text über das MI5 erhalten. Zu diesem Zeitpunkt hatte Percy West die entscheidenden Leute schon davon überzeugt, es gebe keine

Hinweise darauf, dass London das Ziel sei. West argumentierte, Großbritannien sei derart solide abgeschottet, dass Raza es mit Sicherheit anderswo in Europa versuchen werde. Er konnte sogar den Premierminister davon überzeugen, dass Raza London lediglich als Übermittlungsstation benutze, um abzulenken.«

»Und was meinst du, Danny?«

»Ich weiß noch nicht so recht, David. Raza könnte natürlich auch in London so einen Transponder stehen haben. Vielleicht sitzt aber auch ein Agent von ihm dort. Ich konnte den ACC dazu kriegen, sich intensiv um diese Möglichkeit zu kümmern. Er hat versprochen, jeden mit etwas Erfahrung in arabischen Angelegenheiten auf die Sache anzusetzen.«

»Gibt es wenigstens einen groben Hinweis auf den Ausgangspunkt?«

»Sie tippen auf den Westen Londons«, berichtete Danny. »Aber das bringt uns nicht sehr viel weiter - dort sitzen etwa drei Millionen Menschen. Und es könnte natürlich von einem tragbaren Faxgerät stammen. Davon wurden allein in London im letzten Jahr eine halbe Million Stück verkauft. British Telecom hat allein vier Millionen Anschlüsse. Man würde eine Woche brauchen, um eine Computer-Überprüfung durchzuführen.«

»Ist mir egal - bring sie dazu, damit anzufangen. Ich erwarte, dass dort jeder Tag und Nacht auf den Beinen ist«, sagte Morton nachdrücklich.

»Wird erledigt«, bestätigte Nagier. »Und noch etwas - ein paar Minuten nach dem ACC hat sich Lou Panchez gemeldet. Die Amerikaner haben einen Satelliten über den Azoren, um den Funkverkehr mit dem Osten der Vereinigten Staaten zu überwachen. Und über den haben sie ein Fax aufgefangen, das ganz ähnlich lautet wie das aus London.«

»Konnte man die Richtung feststellen?«

»Nach außerhalb. Und von irgendwo zwischen Boston und Washington.«

»Setz die Leute von ›Swift‹ darauf an. Es könnte aus einer der Botschaften gekommen sein. Ab wann ist das von dir zusammengestellte Sonderteam in New York einsatzbereit?«

»Ab heute Abend. Soll ich jemanden von dort abziehen?« fragte Danny.

Morton überlegte. Natürlich konnten sich Dannys Spezialisten als nützlich erweisen, um in Washington und New York arabische Botschaften und UNO-Vertretungen abzuhorchen.

»Nein, aber Matti und Lou sollen sich auf die Überprüfung von Verbindungen dieses Raschid Harmoos konzentrieren. Und bring Gates dazu, dass er seine Leute in Kolumbien das gleiche tun lässt.«

Erneut meldete sich der Cheftechniker. »Jetzt haben wir General Jertzin am Enkryptor!«

»Bleib noch dran, Danny!« rief Morton.

Dann nahm er einen Hörer auf einem Gerätebord zu seiner Rechten ab und drückte auf einige Knöpfe. Der Enkryptor war mit der sowjetischen Überhorizonradarzentrale im ukrainischen Nikolajew verbunden. Er bot durch die Verschlüsselung eine abhörsichere Telefonverbindung.

»Schön, von Ihnen zu hören, Herr General!«

Es trat eine kurze Pause ein, in der das Gerät ver- und entschlüsselte, dann drang laut Jertzins Stimme in Mortons Ohr.

»Freut mich ebenfalls. Sie sprachen von zwei Tagen meine Leute haben es schneller geschafft. In einem Dorf nördlich von Kabul haben sie einen Transponder gefunden. Und sie haben festgestellt, dass er von Raza dort bereits vor ein paar Wochen untergebracht worden ist.«

Morton konnte sich schon vorstellen, wie die Russen das herausgefunden hatten. Er hatte sie bei ihrer Tätigkeit in Afghanistan kennen gelernt. Da hatten sie nie lange gefackelt - entweder man redete oder wurde umgelegt.

»Ich möchte Sie bitten, den Transponder so schnell wie möglich nach Tel Aviv schaffen zu lassen.«

»Sie wollen den Ausgangspunkt der Frequenzversetzung aufspüren, richtig?«

»Ja, genau.«

»Aber das können wir für Sie auch in Moskau erledigen lassen«, schlug Jertzin vor.

»Ich zweifle nicht daran, dass Sie das können, Herr General. Aber ich hätte doch sehr gern, dass es in Tel Aviv durchgeführt wird.«

Die Pause war merklich länger, aber dann bestätigte Jertzin doch: »Gut, ich werde einen Direktflug von Kabul nach Tel Aviv dafür veranlassen.«

»Herzlichen Dank, Herr General. Und meinen Glückwunsch an Ihre Spetsnaz-Leute!«

Morton legte auf und wandte sich wieder Danny zu, dem er kurz berichtete, um was es ging.

»Wie lange kann es dauern, bis deine Spezialisten die Quelle der Frequenzversetzung ermittelt haben?«

Danny runzelte die Brauen. »Wenn wir davon ausgehen, dass Raza sie irgendwo auf der ganzen weiten Welt platziert hat, gehen da schon zwei, drei Tage drauf.«

»Da geraten wir verdammt nahe an das Ende der von Raza gesetzten Frist.«

Danny nickte sorgenvoll, dann hellte sich sein Gesicht auf. »Hör mal, es sieht doch so aus, als ob er jetzt das MRT von Costas hätte. Das werde ich nutzen, um ihn ganz schön zum Zappeln zu bringen!«

Er erläuterte Morton sein Vorhaben und verschwand dann vom Bildschirm.

Wenige Augenblicke später bemerkte Morton, wie die Concorde aufsetzte. Die Bodenkontrolle wies ihr einen Standort

in der gesonderten Hochsicherheitszone abseits der Flughafengebäude zu.

Als Morton die Treppen hinunterging, wartete dort bereits Hans-Dieter Müller. In der Nähe waren zwei Regierungsfahrzeuge mit uniformierten Fahrern geparkt.

»Willkommen, David«, sagte Müller verhalten.

»Schön, Sie zu sehen, Hans-Dieter.«

»Erst mal sehen, ob Sie das auch noch sagen, wenn Sie gehört haben, was inzwischen passiert ist.«

Morton starrte ihn einen Augenblick an und fragte dann: »Hat Appleton schon wieder seine Finger drin?«

Der überraschte Blick des deutschen Sicherheitsbeamten war ungekünstelt. »Woher wissen Sie denn das schon wieder?«

Morton berichtete kurz, was er seinerseits von Lacoste erfahren hatte.

Sie gingen nebeneinander auf den ersten Mercedes zu, dessen Fahrer heraussprang, um die hintere Tür aufzureißen. Nachdem Morton und Müller eingestiegen waren, ging er zur Fahrertür und blieb dort in Habtachtstellung stehen.

Müller sagte mit einem Kopfnicken zu dem Fahrer hin: »Die bringen ihnen das in der Ausbildung bei. Der fährt mich nun schon seit einem Jahr, aber ich kann ihm das steife Getue nicht abgewöhnen.«

Der Einsatzleiter begann, sich mit dem Tabak aus einer schmalen Silberdose eine Zigarette zu drehen. »Die gehörte meinem Vater«, erläuterte er dabei. »Er hat sich auf dem ganzen Weg nach Stalingrad 1941 damit seine Zigaretten gedreht - und zwei Jahre später auf dem Rückmarsch ebenso. Er sagte immer, das hätte ihn davor bewahrt, nicht überzuschnappen.«

»Was also hat Appleton angestellt?« bohrte Morton.

Müller zündete seine Zigarette an. »Er hat den Kanzler angerufen und fast eine Stunde darüber gesprochen, wie wichtig

es doch für das ›neue Deutschlands wie er es nannte, sei, seinen Platz in der arabischen Welt zu finden.« Müller nahm einen tiefen Zug, ehe er weiterfuhr. »Er erinnerte den Kanzler daran, dass allein in den alten Bundesländern Aufträge in Höhe von zehn Milliarden Mark aus arabischen Ländern vorlägen, und in den neuen Bundesländern seien es noch einmal so viele. Dort hätte ohnehin die Vereinigung zu ernsthaften Lieferproblemen geführt. Appleton war außerordentlich besorgt, dass diese Aufträge wegen ›überstürzter Maßnahmen gefährdet werden könnten. Er bot den Einsatz seiner guten Verbindungen nach Riad, Kairo und sogar Damaskus an.«

»Und was sagte der Kanzler dazu?«

»Der Kanzler ist ein sehr aufmerksamer Zuhörer - vor allem, wenn Washington spricht. Anders als Kohl vor ihm. Man könnte auch sagen, er spricht Englisch, als hätte er es vom AFN gelernt.«

Müller rutschte unbehaglich in seinem Sitz herum und fügte hinzu: »Von unserer Vereinbarung hat er natürlich nichts gesagt.«

»Das war auch besser so«, meinte Morton.

Müller schickte einen kunstvollen Rauchring zur Decke des Wagens und schaute ihm aufmerksam nach, bis er in einem der verdeckten Lüftungsschlitze verschwand.

»Wie auch immer - nach dem Gespräch mit Appleton ließ mir der Kanzler durch seine Chefsekretärin mitteilen, dass unser Besuch gestrichen sei.«

Morton starrte Müller an.

»Geht alles in Ordnung, David«, versicherte dieser ruhig. »Ich sagte der Chefsekretärin, dass ich persönlich mit dem Kanzler sprechen müsse. Es dauerte ein paar Stunden, bis es sich einrichten ließ. Schließlich hatte er zehn Minuten Zeit für mich zwischen der Überreichung des Beglaubigungsschreibens eines neuen Botschafters und dem Empfang einer japanischen

Handelsdelegation, die sich wegen der Importquoten für ihre Autos beklagen wollte...«

»Und inwiefern geht das in Ordnung?«

Müller nahm einen tiefen Zug aus seinem Zigarettenstummel. »Ich drohte ihm mit meinem Rücktritt, wenn er Sie behindere. Das hat ihn etwas geschockt, und schließlich sind wir zu einem Kompromiss gelangt. Sie haben einen Vormittag mit ihr zur Verfügung, nicht einen ganzen Tag. Freigelassen und mit einer neuen Identität versehen wird sie nur - vorausgesetzt, dass sie überhaupt zur Zusammenarbeit bereit ist -, wenn der Wert ihres Beitrags völlig außer Zweifel steht. Andernfalls muss sie zurück, um den Rest ihrer Strafe abzusitzen. Natürlich wird man ihr das nicht auf die Nase binden.«

Morton bemühte sich um Gelassenheit. »Und wer entscheidet endgültig? Der Kanzler?«

Müller grinste. »Er hält sich an meine Empfehlungen. Und ich mich an die Ihren. Kein Problem also.«

Morton schüttelte den Kopf. »Leider doch, Hans-Dieter. Ein Problem ist da immer noch.«

Er öffnete die Tür des Wagens und lief eilig die Stufen zur Concorde hinauf. Im Kommunikationszentrum dort dösten ein paar der Techniker in ihren Sesseln, andere tranken Kaffee. Der Leiter des Stabes blickte überrascht von dem Klapptisch auf, an dem er gerade den Flugbericht niederschrieb.

»Geben Sie mir das Weiße Haus!« befahl Morton.

»Jemanden bestimmten dort, Herr Oberst?«

»Ja - den Präsidenten der Vereinigten Staaten.«

Der Cheftechniker zögerte. »Aber es ist jetzt zwei Uhr morgens in Washington, Herr Oberst!«

»Verdammt noch mal, reden Sie jetzt nicht herum - holen Sie ihn mir an den Apparat!« fauchte Morton und ließ sich in seinen Sessel fallen.

Der Cheftechniker gab die entsprechenden Weisungen, und seine Leute gingen an die Arbeit. Sie stellten die Verbindung mit dem Weißen Haus her, und kurz darauf erschien auf einem der Bildschirme vor Morton der Diensthabende in der Kommunikationszentrale dort.

»Könnten Sie mir bitte sagen, Sir, weshalb Sie den Präsidenten sprechen wollen?«

»Nein. Holen Sie ihn an den Apparat!«

»Ich kann das nicht, Sir, wenn...«

»Hören Sie gut zu: Ich bin dazu ermächtigt. Wecken Sie ihn, und sagen Sie ihm, Oberst Morton müsse ihn sprechen.«

»Sir, ich kann doch nicht...«

»Sie tun das jetzt!« fuhr ihn Morton an. »Oder Sie verlegen demnächst in Alaska Telefonleitungen!«

Mit einem »Warten Sie bitte, Sir!« verschwand der Marinekapitän vom Bildschirm.

Morton spürte die Spannung rundum. Bei einer solchen Sache mitzuspielen, konnte einen die Stellung kosten.

Ein Lämpchen am Schaltpult des Cheftechnikers leuchtete auf. Er nahm einen Telefonhörer auf, lauschte einen Augenblick und teilte Morton dann mit: »Das war der Stabschef des Weißen Hauses. Sie stellen eine Verbindung zum Schlafzimmer des Präsidenten her.«

Morton knurrte nur.

Einen Augenblick später tauchte auf dem Bildschirm das zerknitterte Gesicht des amerikanischen Präsidenten auf. Obwohl sein Haarschopf zerzaust war, erinnerte er Morton immer noch an den von John F. Kennedy. Der Präsident trug einen Schlafrock, passend zu dem Pyjama darunter.

»Wenn ich Sie recht verstehe, Mister Morton, ist Ihr Anruf so wichtig, dass Sie damit nicht warten konnten, bis ich meine erste ungestörte Nacht seit Beginn dieser Krise hinter mich gebracht



hätte.«

»Es tut mir aufrichtig leid, Herr Präsident, dass ich Sie wecken lassen musste. Aber ich habe ein Problem, das nur Sie lösen können. Und dieses Problem muss leider jetzt sofort gelöst werden.«

Der Präsident schürzte die Lippen. »Um was geht es?«

»Um Appleton. Er behindert meine Arbeit. Ich habe ihn schon selbst angerufen und gebeten, damit aufzuhören. Und jetzt muss ich Sie bitten, ihm das zu sagen.«

Morton beobachtete aufmerksam das Gesicht des Präsidenten. Der Ärger, der sich dort zeigte, war offenbar darauf zurückzuführen, dass er davon nichts gewusst hatte.

»Berichten Sie mir, was vorgegangen ist, Mister Morton! Alles bitte.«

Morton berichtete, und dann gab es eine längere Pause, ehe der Präsident sich äußerte. Seine Stimme war kalt. »Nun gut, Mister Morton. Ich habe keinen Zweifel daran, dass Mister Appleton aus den besten Motiven heraus handelte. Aber er wird Sie künftig nicht mehr stören. Sie haben mein persönliches Wort darauf.«

»Ich danke Ihnen, Herr Präsident.«

Morton sah, wie sich der Präsident müde mit der Hand durchs Haar fuhr.

»Ich muss annehmen, dass Sie noch keine ausreichenden Erfolge verzeichnen konnten, um eine neue Fernsehkonferenz einzuberufen?«

»Leider noch nicht, Herr Präsident.«

»Gute Nacht, Mister Morton.« Der Bildschirm verblasste.

Morton erhob sich und schaute sich um. Der Cheftechniker und seine Leute starrten ihn ehrfürchtig an. In völligem Schweigen stieg Morton wieder aus der Maschine und schritt die Treppe hinunter.

Müller stand wartend neben seinem Wagen, ein Blatt Papier in der Hand. Er schaute Morton neugierig an und fragte, was er denn gemacht habe. Morton sagte es ihm.

»Menschenskind!« sagte Müller. »Sie haben den amerikanischen Präsidenten angerufen - einfach so? Mann-Mann!«

Morton lächelte. »Na ja - Sie haben ja schließlich auch Ihren Kanzler angerufen.«

»Aber den Präsidenten der Vereinigten Staaten!« Müller schüttelte den Kopf. »Hier«, sagte er dann und reichte Morton das Blatt. »Ihre Genehmigung. Der andere Wagen dort wird Sie hinbringen.«

Er vollführte eine steife kleine Verbeugung und stieg in seinen Mercedes.

Der Chauffeur des anderen Wagens hielt bereits die Tür auf. Als Morton einstieg, salutierte er vorschriftsmäßig.

Bill Hardiman hörte das Getrappel kleiner Füße im Flur sofort, als er die Tür des Reihenhauses in Putney aufschloss, von dem aus man auf die Themse blicken konnte. Vor hundert Jahren hatte diese Häuserzeile Arbeiterfamilien beherbergt, heute wohnten hier dagegen vorwiegend Angestellte des Fernsehens und angehende Wirtschaftsbosse, die auf dem Wasserweg in die City pendelten. Bill gehörte ein Eckhaus, von dem aus er sogar zuschauen konnte, wie bei der berühmten Ruderregatta zwischen Cambridge und Oxford die Boote die Brücke von Putney passierten.

Als er durch die Tür trat, fiel ihm zuerst Amy um den Hals - mit ihren sieben Jahren noch stürmisch ihre Zuneigung zeigend - und dann Dervla, mit ihren inzwischen elf Jahren schon ernsthafter und zurückhaltender.

Ihr Vater ließ seine Gepäckstücke zu Boden plumpsen, hob beide Mädchen hoch und drückte sie an sich, wobei er ihren Herzschlag durch ihre Schulblusen hindurch spüren konnte. Mit

den beiden auf den Armen ging er weiter ins Haus, während Fiona aus der Küche stürzte. Sie war so unglaublich schön, und darin würde ihr bestimmt auch Amy nachschlagen, während Dervla offenbar auch ihre ernste Art geerbt hatte.

»Bill! Ich habe mir solche Sorgen gemacht nach all dem, was inzwischen geschehen ist!«

Er küsste sie auf den Mund und erklärte ihr rasch, wodurch die Verzögerungen in Frankfurt und Luton ausgelöst worden waren. Dann küsste er sie noch einmal.

»Vati«, flüsterte Amy fröhlich aufgeregt, »Mutti scheint es zu mögen, geküsst zu werden!«

»Aber!« tadelte Dervla. »Miss Fortescue sagt doch immer, man darf die Leute nicht in Verlegenheit bringen!«

Miss Fortescue war die Direktorin der Privatschule, welche die beiden Mädchen besuchten. Hardiman blickte bekümmert seine beiden Töchter an. »Sie haben mir die Mitbringsel für euch leider weggenommen.«

»Ach nein, Vati«, sagten beide unisono enttäuscht. »Was war es denn?«

Er berichtete von den Parfümfläschchen und der Chance, dass sie vielleicht alle gemeinsam zur Vorstellung dieses Parfüms nach Athen fliegen durften.

Amy hüpfte vor Begeisterung herum, und auch Dervla schaute nicht mehr so enttäuscht. Fiona schüttelte verblüfft den Kopf.

Bill öffnete seine Aktentasche und nahm das Fläschchen *Griechische Nächte* für Fiona heraus.

»O Vati«, krächte Amy, »das ist aber ein hübsches Fläschchen!«

»Es gehört aber Mutti«, betonte Bill Hardiman und überreichte den Flakon seiner Frau.

»Dürfen wir nicht alle ein bisschen davon probieren?« fragte

Amy.

Dervla schüttelte den Kopf. »Miss Fortescue sagt, wir dürfen in der Schule kein Parfüm benutzen!«

Ihre kleine Schwester blickte enttäuscht drein, und Fiona schaute ihre beiden Töchter an.

»Hört mal, wenn ich euch jetzt nicht zur Schule bringe, wird Miss Fortescue noch ganz was anderes sagen!«

Dann wandte sie sich an ihren Mann und schlug ihm vor: »Nimm du jetzt erst mal ein gemütliches Bad, und sobald ich zurück bin, bringe ich dir das Frühstück ans Bett. Deinen Koffer kannst du einfach stehen lassen, ich packe ihn dann später aus.«

Hardiman gab allen dreien nochmals einen Kuss und stieg die Treppen hinauf.

Amy schaute begehrllich auf das Fläschchen. »Bitte, Mutti, könnte ich nicht wenigstens ein ganz kleines Tröpfchen davon haben? Miss Fortescue wird bestimmt nichts davon merken.«

Fiona lächelte Dervla zu. »Das wird wohl stimmen.«

Ihre ältere Tochter nickte bejahend.

Fiona löste die Versiegelung von dem Fläschchen und tupfte mit dem Stöpsel jeder ihrer Töchter einen Hauch von dem Parfüm auf jede Wange und dann sich selbst etwas hinter beide Ohren. Sie empfand den Moschusduft als angenehm. Dann verschloss sie das Fläschchen wieder. »So, und jetzt nehmt eure Schultaschen - und dann nichts wie los!«

Die beiden Mädchen rannten in die Küche, um ihre Schulsachen zu holen. Oben hörte man indessen das Wasser in die Wanne rauschen.

Fiona stellte gerade den Parfümflakon auf ein Regal, als Dervla fragte: »Mutti, was hast du mir eigentlich für unseren Schulbasar besorgt?«

»Wir eröffnen doch einen Basar, um dann Wasser für den Sudan kaufen zu können!« erinnerte Amy.

»Nicht Wasser - eine Maschine, die das Wasser säubert«, verbesserte die größere Schwester.

»Jedenfalls müssen wir dafür was mitbringen«, beharrte Amy.  
»Miss Fortescue hat es gesagt.«

»Meine Güte, das habe ich glatt vergessen«, musste Fiona bekennen. »Ich hatte gedacht, das sei erst nächste Woche. Da müssen wir eben unterwegs noch was kaufen.«

»Aber wir haben dafür keine Zeit mehr, und die Geschäfte sind doch noch gar nicht offen«, wandte Dervla mit einem Kopfschütteln ein.

»Da wird Miss Fortescue aber böse sein«, fürchtete Amy und war den Tränen nahe.

Fiona warf einen raschen Blick auf den Parfümflakon. Sie wollte eigentlich ungern darauf verzichten, aber die beiden Mädchen waren ganz verzweifelt. So sagte sie also: »Wie war's denn damit?«

»Aber das ist doch Vatis Geschenk für dich«, gab Amy zu bedenken.

»Und geöffnet ist es auch schon«, ergänzte Dervla.

»Ich bin ganz sicher, dass Vati nichts dagegen hat, Amy«, beteuerte Fiona und strich sorgfältig die Versiegelung wieder glatt. Bill würde gewiss verstehen, dass sie es den Mädchen zuliebe weggegeben hatte. Sie schaute prüfend das Fläschchen an und sagte: »Seht nur, da merkt niemand, dass das schon offen war.« Dann reichte sie den Flakon Dervla.

Fünf Kilometer von dem Haus der Hardimans entfernt stand Faruk Kadumi in der Küche kurz vor Abschluß seiner Arbeit. Er schlüpfte in den Schutzanzug und vergewisserte sich in der spiegelnden Glastür des Backofens, dass der Anzug über den Schultern dicht schloß. Behutsam die Luft durch den Schutzfilter einsaugend, schlurfte er auf die Tiefkühltruhe zu

und öffnete deren Deckel.

Reihen sorgfältig verkorkter Reagenzgläser füllten mehrere Zwischenböden. Auf dem Boden der Truhe stand das noch zum Teil gefüllte Parfümfläschchen und das andere, das er schon umgefüllt hatte.

Mit einiger Mühe beugte er sich hinunter, um das zweite, auch schon fast leere Fläschchen herauszunehmen, stellte es dann auf die Arbeitsplatte und schloß den Deckel wieder. Dann hielt er das Fläschchen unter warmes Wasser, bis sein Inhalt flüssig zu werden begann. Mit einer Spritze zog er eine kleine Menge des restlichen Anthrax-B-C heraus und füllte sie in eines der Reagenzgläser. Darauf gab er Salzlösung dazu, verkorkte das Glasröhrchen sorgsam und versiegelte es schließlich mit hellem Wachs.

Nach einiger Zeit hatte er auch den restlichen Inhalt des zweiten Parfümflakons vollständig umgefüllt und legte das leere Fläschchen auf den Boden der Gefriertruhe neben das erste.

Er war gerade dabei, sich den Schutzanzug auszuziehen, als es an der Tür klingelte. Kalter Schreck durchfuhr Faruk Kadumi.

Die Leute des Effendi sollten erst am Abend die Reagenzgläser abholen, und zwar, nachdem er deren Anzahl durchgegeben hatte. Das aber würde er erst unmittelbar vor seinem Abflug nach Paris tun, von wo er nach Algier weiterfliegen wollte. Er würde schon über alle Berge sein, wenn die Abholer hier auftauchten. Alles, was er über sie wusste, war, dass ein jeder einen Schlüssel zu dieser Wohnung hatte.

Es klingelte erneut und anhaltend.

Als Kadumi so leise wie möglich durch den Flur zu schleichen begann, wurde der Deckel des Briefeinwurfschlitzes von außen aufgeklappt, und eine Stimme dröhnte herein: »Hier ist die Polizei! Ist niemand zu Hause?«

Kadumi biß die Zähne zusammen und hielt den Atem an. Der Druck in seinem Kopf hämmerte gegen seine Schläfen. Warum

kam die Polizei? Was wollten sie von ihm?

Nach einem Augenblick fiel der Deckel scheppernd zu. Kadumi wagte wieder Luft zu holen, und der Druck in seinem Schädel ließ nach. Aber er konnte nicht verhindern, dass er weiterhin zitterte.

Er hörte, wie vor der Tür draußen zwei Männer miteinander sprachen.

»Kein Mensch ist um diese Zeit zu Hause. Ist ja auch kein Wunder - die Leute hier sind schließlich berufstätig.«

»Ist sowieso Zeitverschwendung, wenn du mich fragst. Was wollen die denn bloß mit diesen ganzen Seriennummern?«

Als Antwort war nur ein unbestimmtes Grunzen zu hören, dann öffnete sich der Deckel über dem Briefeinwurfschlitz erneut und ein Blatt flatterte in den Flur. Kurz darauf konnte Kadumi hören, wie die beiden Polizisten an der Nachbartür klingelten und von einer Frau hereingebeten wurden.

Er befreite sich rasch vollends von dem Schutzanzug und hob hastig das Hereingeflatterte Blatt auf, das mit »Mitteilung der Polizei« überschrieben war.

Darin hieß es, dass die Polizei in jedem Haus die Seriennummern vorhandener Faxgeräte feststellen müsse und die beauftragten Beamten gegebenenfalls auch zu einer Beschlagnahme von Geräten ermächtigt seien, wobei selbstverständlich eine Quittung ausgestellt werden würde. Ein Grund für diese Maßnahme war nicht angegeben. Am Schluss hieß es dann noch, da der Wohnungsinhaber nicht anzutreffen gewesen sei, müsse man später noch einmal kommen - dafür war jedoch weder ein Datum noch eine Zeit angegeben.

Faruk Kadumi zitterte noch stärker. Irgendwie mussten sie von der Nachricht erfahren haben, die er durchgegeben hatte, und jetzt suchten sie nach ihm. Er durfte weder das

Telefon noch das Faxgerät hier nochmals benutzen. Das

Gespräch mit dem Effendi musste er von einem Münzfernsprecher am Flugplatz aus führen.

Jetzt hörte er die Polizisten vor einer weiteren Tür. Er selbst würde nicht wagen, die Wohnung zu verlassen, ehe die Polizei nicht mit dem ganzen Block durch war. Aber das konnte noch Stunden dauern! Faruk Kadumi zitterte immer stärker...

Matti lief unter den aufmerksamen Blicken des Leiters eines Arbeitstrupps von »Swift Renovation«, der ein Klemmbrett in der Hand hielt, in seinem Wohnzimmer herum. Innerhalb der letzten Stunden hatte dieser dort mit seinen Leuten eine kleine Schalttafel mit drei Sende- und Empfangsanlagen, einen zusätzlichen Computer und drei weitere Faxgeräte installiert, davon eines mit einer Querverbindung nach Langley.

Außerdem war das bisherige Mobiliar entlang der einen Wand einer Reihe von Schreibtischen mit Stühlen davor gewichen, vor der anderen standen Kabinen mit Tonbandgeräten. Auf dem Boden lagen zusammengeklappte Feldbetten.

Der graumelierte Teamchef schaute grinsend darauf hinunter. »Kann mir kaum vorstellen, dass sie viel benutzt werden. Aber sie kamen mit der übrigen Standardausrüstung für eine mobile Einsatzzentrale.«

»Ihr Burschen habt das toll hingekriegt«, lobte Matti. »Da können sich Major Nagiers Spezialisten richtig wie zu Hause fühlen!«

Der Teamchef lächelte geschmeichelt und streckte Matti das Klemmbrett entgegen.

»Wenn Sie mir das gerade noch abzeichnen wollen - ich muss dann sofort nach Sweetmont, um da für Dannys Leute ein geeignetes Quartier zu finden. Dort ist das viel schwieriger als hier. Hier kann man kommen und gehen, ohne dass sich jemand drum kümmert. An Plätzen wie diesem Sweetmont dagegen quatscht einen doch ständig jemand neugierig an.«



Gerade hatte Matti die Tür hinter dem Teamchef geschlossen, als in seinem Schlafzimmer das Telefon klingelte. Miriam meldete sich aus der Klinik.

»Matti, ich rufe an wegen Nancy Olson.«

»Wie geht es ihr?«

»Nicht gut - zunehmend schlechter. Sie ist auf der Intensivstation. Aber sie konnte noch einer der Schwestern etwas mitteilen, und die sagte es mir, und ich meine fast, dass ich es dir übermitteln sollte. Andererseits ist es aber vielleicht auch gar nicht von Bedeutung...«

»Nun, so sag mir's schon, Miriam«, drängte Matti. Er war immer wieder überrascht, wie geradezu schüchtern sie außerhalb ihres Arbeitsbereiches sein konnte.

»Nancy ist am Kennedy-Flughafen beraubt worden. So ein übler Bursche hat ihr all ihre Mitbringsel geklaut.«

Matti ließ ein mitfühlendes Schnalzen hören. »Das passiert - leider allzu oft, muss man sagen. Was für Sachen hatte sie denn mitgebracht?«

»Deswegen rufe ich ja an. Es waren zwei Fläschchen mit offenbar recht teurem Parfüm dabei, und sie sagt, sie hätte eines davon geöffnet und sich ein bisschen von dem Parfüm auf die Haut getupft. Es muss irgendeine neue Marke sein, ich habe jedenfalls noch niemals was davon gehört - irgendwas mit ›Griechisch im Namen. Nachdem sie unmittelbar im Anschluss daran erkrankte, führen wir neben den anderen Untersuchungen auch serologische durch. Es könnte ja sein, dass dadurch eine allergische Reaktion erfolgte, durch welche die Symptome ihrer Lungenentzündung verschärft wurden...«

»Bleib doch bitte mal einen Augenblick dran!«

Matti rannte in den Sicherheitsraum hinüber und holte von dort ein Fax - Dannys Doppelblitz mit dem zusammengeklebten Foto und dem Etikett des Parfümflakons. Die Qualität des Fotos

hatte unter der Übertragung gelitten, aber die Kopie des Etiketts war gut lesbar. Matti lief ins Schlafzimmer zurück und nahm dort den Hörer wieder auf.

»Miriam, war der Name des Parfüms *Griechische Nächte!*«

»Ja - aber woher weißt du das?«

»Hör zu, ich muss unbedingt mit Nancy Olson sprechen. Es ist ungeheuer wichtig. Kannst du das bitte einrichten?«

»Würde ich gern tun - wenn sie sprechen könnte! Aber sie liegt inzwischen in einer Art von Koma, wie das in schweren Rilen von Lungenentzündung passiert.«

»Verdammt, das ist vielleicht gar keine Lungenentzündung...«

»Matti, was redest du da!« unterbrach sie ihn scharf.

»Ich bin ja kein Arzt, Miriam - aber dieser Parfümflakon könnte Anthrax-B-C enthalten haben. Daher muss ich unbedingt mit der Frau sprechen, um zu erfahren, wie sie an diese Fläschchen gelangt ist!«

»Matti, jetzt hörst du mir einmal zu«, antwortete Miriam energisch. »Im Augenblick kannst weder du noch sonst irgend jemand mit ihr reden. Sie ist sehr, sehr krank, und sie hat eine klassische Lungenentzündung. In allen Untersuchungen bisher hat sich nichts anderes ergeben. Und wenn die serologischen Tests etwas anderes besagen, wirst du nach mir der erste sein, der davon etwas erfährt.«

Sie hängte wortlos auf, und Matti wusste, dass der Grund dafür diesmal eindeutig ihre Verärgerung war.

Im Wohnzimmer lief im Fernseher - Matti hatte darauf bestanden, dass wenigstens er stehen bleiben müsse - gerade eine lokale Nachrichtensendung. Die erste Meldung war, dass es noch eine volle Woche dauern könne, bis auch die letzten Toten aus den zerstörten Hotels geborgen seien. Dann ging es um die Jagd nach den dafür verantwortlichen Terroristen. Ein

Konsortium von Wall-Street-Leuten hatte eine Million Dollar als Belohnung für ihre Ergreifung ausgesetzt, womit die Gesamtsumme dafür auf sieben Millionen Dollar gestiegen war.

Als drittes folgte eine Reportage über einen spektakulären Unfall auf dem Connecticut Turnpike am späten Nachmittag des Vortages: Ein Taxi war außer Kontrolle geraten und über den Mittelstreifen hinweg frontal auf einen Tanklastwagen geprallt, wobei beide Fahrer ums Leben gekommen waren. Leute vom Bergungstrupp, die interviewt wurden, vertraten die Meinung, mit einem derartigen Unfall habe man schon lange rechnen müssen, weil gerade auf diesem Streckenabschnitt immer sehr schnell gefahren werde. Ein Polizeibeamter nannte als wahrscheinliche Unfallursache, dass an dem Taxi gleichzeitig zwei Reifen geplatzt seien.

Abschließend wurde noch der Name des Lastwagenfahrers mitgeteilt, der aus einem anderen Bundesstaat stammte, und als Fahrer des Taxis ein gewisser Muktar Sayed genannt, ein in Queens wohnhafter Junggeselle. Er sei seit einem Jahr für die Firma »D & N« tätig gewesen, die - so erinnerte der Reporter - dem auch für großzügige Stiftungen bekannten wohlhabenden Araber Raschid Harmoos gehöre. Diesen habe man leider für eine Stellungnahme nicht erreichen können, da er, wie es hieß, kurz vor dem Unfall seinen Landsitz in Sweetmont verlassen hätte.

Matti kritzelte den Namen des Taxifahrers auf einen Zettel und ging in den Sicherheitsraum hinüber.

Nach einer Fahrt von etwa achtzig Kilometern bog der Mercedes mit Morton von der Autobahn ab und fuhr durch sanft gewelltes hessisches Bauernland. Nach einer guten Viertelstunde hielt der Wagen vor einem hohen Drahtzaun, an dem in regelmäßigen Abständen Schilder mit einem Totenkopf und gekreuzten Knochen darunter in verschiedenen Sprachen warnten: »Achtung Hochspannung - nicht berühren!«

Drei Polizisten mit Maschinenpistolen erschienen aus einer Backsteinunterkunft. Zwei von ihnen blieben sichernd stehen, der dritte trat auf den Wagen zu und ließ sich die Pässe zeigen, wobei er die hintere Tür zu einer eingehenden Musterung Mortons öffnete. Dann nickte er seinen Kameraden zu, einer von ihnen ging in das Wachlokal zurück, und Sekunden später begann sich das Tor zu öffnen.

Der Wagen rollte weiter eine Zufahrt entlang, zu deren beiden Seiten der Boden vollständig mit Stacheldrahtrollen bedeckt war. Die Zufahrt endete vor einer Mauer, die höher und schwieriger zu überwinden war als seinerzeit die Mauer, die den Osten in Berlin vom Westen trennte. Die gesamte Außenseite war bedeckt mit Glassplittern, die in einer Plastikschiene verankert waren, der weder Hitze noch Kälte etwas anhaben konnten. An dieser Mauer konnte nicht einmal eine Eidechse hochklettern.

In der Mauer befand sich eine doppelflügelige schwere Stahltür. Sie öffnete sich erst, nachdem wiederum drei schwerbewaffnete Polizisten eine sorgfältige zweite Prüfung vorgenommen hatten.

Dahinter sah Morton einen Acker, auf dem gerade eine Gruppe von Häftlingen in grauer Anstaltskleidung unter starker

Bewachung tätig war. Auch einen Fußballplatz und Spielfelder für Tennis und Volleyball entdeckte Morton.

Die Deutschen hatten diese Anlage errichtet, um hier Antworten auf die vielen Fragen zu finden, die sich in Bezug auf das Verhalten von Terroristen ergaben. Es war ein Hochsicherheitsgefängnis in Verbindung mit einer psychologischen Forschungsstätte, die erste Einrichtung dieser Art in Europa.

Morton überflog noch einmal die Informationen darüber in seinen Unterlagen. Im Augenblick saßen hier siebenundneunzig der einst gefährlichsten Männer und Frauen der Welt ein, bewacht von dreihundert handverlesenen Wärtern. Die Hauptarbeit aber lag bei den fünfzig hier tätigen Wissenschaftlern, lauter Spezialisten auf dem Gebiet der Psychiatrie, Psychologie, Soziologie und der Psychopharmaka. Ihr Ziel war die Aufhellung der Psychologie der Gewalt, die allen terroristischen Handlungen zugrunde lag. Die Untersuchungsergebnisse sollten bei der Bekämpfung von Flugzeugentführungen, erpresserischem Menschenraub, Botschaftsbesetzungen und terroristischen Überfällen eine wichtige Hilfe sein. Sehr deutsch, fand Morton.

Der Wagen hielt vor einem beige gestrichenen Bau an, der einem Schild neben dem Eingang zufolge das Verwaltungsgebäude war. Dahinter ragte die abweisende Festung des eigentlichen Gefängnisses auf.

Der Chauffeur öffnete die Wagentür, um Morton aussteigen zu lassen, und teilte ihm mit, dass er hier auf ihn warten werde.

Morton schritt, mit seinen Unterlagen in der Hand, die Treppe des Verwaltungsgebäudes hinauf, wo er von einem untersetzten Mann empfangen wurde, der sich als Dr. Vogel, Stellvertreter des Direktors, vorstellte.

Morton bat darum, das Gespräch auf englisch zu führen, und überreichte die Genehmigung, die Dr. Vogel ihm abverlangt

hatte.

»Der Herr Direktor würde Sie zunächst gern kennen lernen, Mister Morton.«

»Wie ist denn sein Englisch?«

»Ganz ausgezeichnet - er verbrachte zwei Jahre an der George-Washington-Universität.«

Sie gingen an einer Reihe von Türen vorbei, hinter denen man das Klappern von Schreibmaschinen hören konnte. Danach folgte eine Reihe von Zimmern, deren Türen offen standen. Sie waren weiß gestrichen, karg möbliert und rochen nach Lysol oder so etwas.

»Behandlungsräume?« fragte Morton.

»Ja«, sagte sein Begleiter und klopfte dann an eine Tür, ehe er sie für Morton öffnete.

Der Direktor saß hinter einem mächtigen Schreibtisch, der von Bücherregalen eingerahmt war, in denen sich gebundene Bücher und Stapel von Zeitschriften befanden. Der Raum erinnerte Morton an Bitburgs Allerheiligstes.

Der Direktor erhob sich und nickte seinem Stellvertreter zu.  
»Danke, Herr Dr. Vogel.«

Er wandte sich Morton zu, sprach aber erst weiter, nachdem Vogel den Raum verlassen hatte.

»Ihr Ruf eilt Ihnen voraus, Mister Morton!«

Er trat hinter seinem Schreibtisch hervor und schüttelte seinem Besucher die Hand.

»Es freut mich, Sie kennen zu lernen, Herr Direktor«, antwortete Morton.

»Doktor Schmeißner genügt. Ich habe mir an der Universität drüben die deutsche Förmlichkeit etwas abgewöhnt.«

Er lachte dabei. Er hatte buschige Brauen, eine hohe Stirn und noch dunkles, aber schütteres Haar. Er humpelte leicht -

vielleicht wegen einer Kriegsverletzung, er mochte schon auf die Siebzig zugehen.

»Bitte!« Schmeißner wies auf einen niedrigen Tisch mit ein paar Sesseln darum herum, auf dem ein Tablett mit einer Kaffeekanne, Tassen, einer Zuckerdose und einem Milchkännchen stand.

Sie setzten sich einander gegenüber.

»Kaffee?«

»Danke, gern. Bitte schwarz und ohne Zucker.«

»Wie unsere Araber hier. Wir importieren für sie den Kaffee extra aus Damaskus oder Teheran!«

Dr. Schmeißner goss Kaffee ein. »Kriegt man leichter was aus ihnen raus, wenn man ihnen ihren eigenen Kaffee beschafft?« fragte Morton.

Der Direktor schaute ihn bedächtig an, als ob er ergründen wolle, was alles hinter dieser Frage stecken mochte.

»Alles ist irgendwie nützlich dabei. Unsere Politik hier ist es, alles zu vermeiden, was irgendwie ›anstaltsmäßig‹ wirken könnte. Wir geben uns viel Mühe mit dem Essen und mit den Möglichkeiten zu sportlicher Betätigung. Es ist alles darauf abgestellt, uns das Eindringen in die Köpfe dieser Leute zu erleichtern.« Er reichte Morton eine der Tassen. »Wir überprüfen zum Beispiel Gleichheiten und Unterschiede ihrer Psychopathologie. Was verstehen sie zum Beispiel unter revolutionärem Heldentum? Unsere Soziologen bemühen sich, herauszufinden, inwieweit es eine genetische Disposition für die Neigung zum Terrorismus gibt. Können Sie sich zum Beispiel vorstellen, dass über neunzig Prozent aller Gefangenen hier aus zerrütteten Familienverhältnissen stammen? Als Psychiater finde ich das hochinteressant.«

Morton stellte seine Tasse ab. »Nicht alle Kinder aus gestörten Familienverhältnissen werfen irgendwann mal

Handgranaten. Und ich hätte auch Zweifel, ob die Theorie auf Razas Leute zutrifft, die einen außerordentlich starken Zusammenhalt untereinander haben. Raza ist es gelungen, Terrorismus als Weg zur Schaffung einer neuen idealen Gesellschaft zu rechtfertigen - einer Gesellschaft, in der es eine solche Einrichtung wie diese hier wohl nicht geben würde.«

Plötzlich stand ein lastendes Schweigen im Raum. Als sich Dr. Schmeißner schließlich äußerte, war kein Protest in seiner Stimme.

»Ich denke, es hängt eben alles vom jeweiligen Standpunkt ab. An Ihrem Platz hat die Ausschaltung von Terroristen Priorität - an meinem kommt es in erster Linie darauf an, sie zu begreifen.«

Morton schaute den Direktor an und antwortete mit gelassener Freundlichkeit: »Ich habe Verständnis für Ihre Auffassung, und vielleicht kann ich sie eines Tages sogar in ihrer vollen Bedeutung würdigen. Im Augenblick, muss ich gestehen, fällt es mir noch etwas schwer.« Er leerte seine Tasse und nahm seine Unterlagen auf. »Ich würde jetzt gern mit ihr sprechen. Haben Sie das Tonbandgerät da, um das ich gebeten hatte?«

»Aber sicher.«

Dr. Schmeißner stand auf und humpelte zu seinem Schreibtisch, aus dem er einen Taschenrecorder holte und ihn seinem Besucher reichte. Morton schob ihn in die Tasche, wo er auch schon Kopien der Tonbänder stecken hatte, welche die beiden für Raza tätigen Frauen besprochen hatten.

Dr. Schmeißner begleitete ihn zum Büro hinaus und durch den Flur zurück zu einer gedeckten Brücke. Dabei erläuterte er, von seiner Mission erfüllt und überzeugt: »Wir verstehen uns in gewisser Weise als Alchimisten. Wir suchen nach der *Seele* dieser Leute. Das hilft uns, die komplexen psychologischen Triebkräfte zu verstehen, die hinter ihrem Tun stecken.« Am Ende der Brücke öffnete ein Wachmann eine schwere



Stahltür, durch die sie das eigentliche Gefängnis betraten. Morton wandte sich an den Direktor. »Ich habe mir Ihren Bericht sehr sorgfältig durchgelesen. Aber gibt es vielleicht darüber hinaus noch etwas, das ich wissen sollte?«

Dr. Schmeißner lächelte. »Allenfalls, dass ihre Wandlung tatsächlich echt ist. Besonders beeindruckend finde ich die Art, in der sie die Abneigung eines ›Gruppen-Ego‹, wie unsere Verhaltensforscher das nennen, bewältigt hat. Diesen starken Schutzwall, der sie als Terroristin so leistungsfähig werden ließ, hat sie auch in ihrem neuen Leben wieder um sich. Sie zählt zu den beliebtesten Insassinnen hier.«

Sie gelangten in einen kürzeren Gang, in dessen Mitte etwa ein weiterer Wächter vor einer Stahltür stand, in der sich ein Guckloch befand. Zunächst warf Dr. Schmeißner einen Blick hindurch, dann trat er zurück und gab Morton ein Zeichen, das gleiche zu tun.

Sie stand am Fenster und drehte ihnen den Rücken zu. Sie war größer, als er angenommen hatte, und trug eine rote Strickjacke über einem blauen Kleid. Ihr lackschwarzes Haar glänzte im Sonnenlicht, das durch das Fenster fiel. In dem Raum standen einige lederbezogene Sessel an der Wand, und auf einem Tisch sah man eine Vase mit echten Blumen.

Morton betrachtete sie ein paar Minuten lang und wandte sich dann an Dr. Schmeißner.

»Ich möchte allein mit ihr sprechen!«

Der Direktor nickte. »Aber gern. Ich bin in meinem Büro erreichbar.«

Er humpelte davon, als der Wärter die Tür öffnete und Morton hineinging.

»Hallo, Shema!«

Nadines Schwester drehte sich um und schaute ihm entgegen.

Im Sendestudio des Wüstenbunkers saß Raza wieder vor dem Sprachversetzer.

Noch war es früher Morgen über der Libyschen Wüste, und im Bunker hier war es kühl. Aber dies war nicht der wahre Grund dafür, dass Nadine fröstelte. Der lag vielmehr in Razas Gesichtsausdruck, der ihr noch nie so erschreckend erschienen war.

Zunächst spielte Raza unentschlossen mit den Knöpfen des Geräts herum, ehe er den kleinen Apparat in die Hand nahm; den sie in Athen diesem zionistischen Schwein weggenommen hatten.

Vorhin noch, als sie nach dem langen Flug und der Fahrt vom Flughafen in Tripolis hier angelangt waren, war er ganz überschwenglich gewesen und hatte ihr laut den Inhalt der Faxmeldungen vorgelesen, in denen Faruk Kadumi und Raschid Harmoos den Eingang des Anthrax-B-C bestätigt hatten. Jetzt könne ihn nichts mehr aufhalten, hatte er gejubelt. In so guter Stimmung hatte Nadine ihn seit langem nicht mehr erlebt.

Dann hatte er ihr vorgeschlagen, ihn ins Sendestudio zu begleiten, wo er den kleinen Apparat untersuchen wollte, den sie in Athen erbeutet hatten, um seine Geheimnisse zu ergründen.

Als sie den Raum betreten hatten, flackerte ein Lämpchen am Schaltpult. Fluchend war Raza darauf zugestürzt und hatte den Transponder in Afghanistan angewählt. Als Antwort erklang ein lautes, kreischendes Geräusch. Sobald Raza dessen Bedeutung begriffen hatte, waren seine Schreie nicht mehr nur von schrecklicher Wut geprägt, sondern von der Qual eines in die Enge getriebenen Tieres.

Als sie zu ihm gestürzt war, um ihn zu trösten, hatte er sie zur Seite geschleudert.

Dann hatte er noch zweimal die Nummer in Afghanistan gewählt, doch beide Male ertönte als Antwort nur dieser unerträgliche schrille Ton.

Noch jetzt, eine Stunde später, klangen ihr seine Worte im Ohr: »Jemand hat den Transponder abgehängt. Und das können nur die Russen, die Zionisten oder die vom CIA gewesen sein!«

Raza musste sich bemühen, das Zittern seiner Hände zu unterdrücken. Dann hatte er nach dem Gerät gelangt, das sie dem Zionisten in Athen weggenommen hatten. Als er es einschaltete, war statt einer Wiederholung der Weisung Gabriels, Ha-Zoafim anzurufen, ein für Raza so völlig unerwarteter Text gesprochen worden, dass er auf den Apparat starrte, als sei er eine leibhaftige Verkörperung des Teufels.

Nadine war hingestürzt, um das Gerät abzuschalten.

Seitdem saß Raza wortlos da, starr wie ein Fels in der Wüste. Nun aber streckte er zögernd die Hände nach dem MRT aus, wobei seine Lippen unhörbare Worte formten.

»Nein!« schrie Nadine. »Da ist ein Trick dabei - die Zionisten werden damit feststellen können, wo du bist.«

Er wandte sich um und starrte sie an.

»Ich muss es wissen«, flüsterte er.

»Tu es nicht«, bat Nadine.

Aber er drückte auf den Auslöseknopf, und wieder drang diese furchtbare Botschaft durch den Raum: »Khalil Raza! Wir finden dich, wo immer du auch steckst - und wir werden dich vernichten!«

»Schalt ab«, wimmerte Nadine, »schalt das Ding ab!« Sie begann zu schluchzen, während Raza Costas MRT gegen die Wand schleuderte.

Nach kurzer Stille wurde die Warnung wiederholt.

Raza stürzte hin und schaltete rasch das Gerät aus. Dann gelang es ihm, sein heftiges Atmen wieder unter Kontrolle zu bringen.

»Hör auf zu heulen!« fuhr er sie an. »Da braucht man keine Angst zu haben. Die Zionisten haben die Leiche ihres Spions

gefunden und können sich daher ausrechnen, dass ich den Apparat habe. Er muss mit dem Satelliten in Verbindung stehen, den sie über der Negevwüste stationiert haben. Aber wenn die sich einbilden, ihr kindisches Spiel mit dieser Botschaft könnte mich irgendwie einschüchtern, haben sie sich getäuscht!«

Nadine wischte sich über die Augen. »Und wenn es nun zugleich auch ein Sender ist?«

Raza schaute sich aufmerksam das Gerät an, wobei er sorgfältig vermied, nochmals den Auslöseknopf zu betätigen.

»Da ist kein Senderknopf dran. Und wenn der fehlt, kann das Gerät auch nicht dem Satelliten melden, wo es sich befindet. Es gibt also keinen Grund zur Sorge.«

»Zerstör das Gerät bitte«, flehte Nadine.

»Stell dich nicht so an«, entgegnete Raza. »Das ist eine Waffe. Wenn ich erst mal entdeckt habe...«

Er wurde vom Klingeln des Telefons unterbrochen; Nadine nahm ab, lauschte einen Moment und reichte den Hörer dann schweigend Raza.

Ayatollah Muzwaz verzichtete auf jede förmliche Begrüßung. »Wir sind äußerst besorgt über das, was vorgefallen ist«, sagte er sofort. »Das in Athen war ein schwerer Schlag für uns. Und das ist ja noch nicht alles!«

Raza atmete ein paar Mal tief durch, um seiner Stimme Ruhe und Festigkeit zu verleihen.

»Dieser zionistische Spion musste ausgeschaltet werden, o Erhabener. Aber ich habe viel von ihm erfahren, was uns sehr nützlich ist. Und es läuft alles weiterhin ganz nach Plan...«

»Warum hat dann Ihr Mann in London nicht, wie abgesprochen, den Lieferanten ausgeschaltet?«

»Das muss ein Missverständnis sein. Ich habe dafür seine Bestätigung erhalten.«

Die dünne Stimme wurde schärfer. »Wir haben mit unserem

zuverlässigen Freund in London gesprochen...«

»Dann muss er falsch informiert worden sein! Ich habe die Bestätigung vor einer guten Stunde hier vorgefunden.«

Die Stimme des alten Mannes war eisig: »Unterbrechen Sie mich nicht! Sie werden mir jetzt mit dem schuldigen Respekt zuhören!«

Raza scheuchte Nadine mit einer Handbewegung weg. Er wollte nicht, dass jemand mitkriegt, wie der Alte hier mit ihm sprach. Aber er würde diese Demütigung weder vergessen noch vergeben. Sobald die Zeit gekommen war, würde der Ayatollah dafür büßen müssen.

Die kalte, ferne Stimme fuhr fort: »Vor einer Stunde hat sich unser Bruder in London mit uns in Verbindung gesetzt. Er hat gerade einen Anruf des Lieferanten erhalten, in dem dieser ihm erläuterte, dass nur zwei Fläschchen eingetroffen seien. Wir haben unserem Bruder die Weisung gegeben, sich selbst um den Lieferanten zu kümmern, sobald das Material aus dieser Wohnung dort von den damit beauftragten Leuten abgeholt worden ist. Da sie direkt im Auftrag unseres Bruders dort arbeiten, wird es keine Fehler dabei geben.« Eine kurze Pause war von einem trockenen Husten erfüllt. »Sind Sie auch völlig sicher, dass diese Person, die Sie nach London geschickt haben, ihren Auftrag erledigt hat - nachdem sie ja dieser anderen Weisung nicht entsprochen hat?«

Raza umklammerte nervös den Hörer. »Ich werde feststellen, warum er das unterlassen hat, o Erhabener, und dann werde ich gemäß meinem Eid Ihnen gegenüber mit ihm persönlich abrechnen.« Erneut musste Raza langsam und tief durchatmen. »Aber ich bin sicher, dass er seinen übrigen Auftrag korrekt durchgeführt hat.«

Ein erneutes gebrechliches Husten drang durch das Telefon. »Ich nehme Ihre Zusage zur Kenntnis. Aber da gibt es noch ein weiteres Problem, über das uns unser zuverlässiger und

geschätzter Bruder im Land des Großen Satans informiert hat.«

Raza fühlte, wie ihm das Herz gegen die Rippen pochte. Was mochte Harmoos mitgeteilt haben?

»Ich habe auch von ihm eine Bestätigung, o Erhabener, und er hat auch den Lieferanten...«

»Ja, ja«, unterbrach ihn der Ayatollah gereizt, »diese Bestätigung haben wir ebenfalls von ihm erhalten. Aber er hat dann angerufen, um mitzuteilen, dass sich der Chemiker dort als langsam, unfähig und unsicher in Bezug auf seine Aufgabe erwiesen hat!«

Raza grinste wölfish. »Dann muss der verehrte Bruder dort ihn eben durch einen anderen ersetzen, o Erhabener.«

»Es ist ganz unwahrscheinlich, dass ein geeigneter Ersatz' in der verbleibenden Zeit gefunden werden kann. Wir haben das Problem hier erörtert, und viele meiner Mitbrüder hier sind der Meinung, am besten wäre eine Verschiebung...«

»Nein!« heulte Raza auf. »Vergeben Sie mir, o Erhabener, wenn ich Sie unterbreche. Aber eine Verschiebung wäre eine Katastrophe. Wir stehen unmittelbar vor dem Sieg. Die Bombenanschläge und die Tat von Trekfontein haben den Feinden unsere Macht bewiesen. Eine Verschiebung würde ihnen nur die Möglichkeit geben, ihre Panik zu bewältigen. Es würde schwieriger werden, das zu erreichen, was wir beide uns so sehr wünschen. Ich bitte Sie dringend, o Erhabener, nicht zu verschieben!«

»Was schlagen Sie vor?«

Raza schaute Nadine an, als ob er von ihr eine Lösung erwarte. Sie starrte mit schreckgeweiteten Augen zu ihm zurück. Raza umklammerte den Hörer noch fester, doch als er dann sprach, war seine Stimme sicher und überzeugend.

»Es gibt nur eine Lösung, o Erhabener: Ich muss selbst ins Land des Großen Satans gehen. Und ich werde veranlassen, dass

mein Mann in London mich begleitet. Wenn er seine Aufgabe erfüllt hat, wird er seinen Lohn erhalten, ebenso wie dieser andere Chemiker. Ich schwöre es Ihnen!«

Der Ayatollah dachte offenbar eine ganze Zeitlang nach, doch dann sagte er: »Nun gut, Ihr Vorschlag wirkt annehmbar. Aber es muss Ihnen klar sein, dass wir Sie, nur Sie ganz allein, für verantwortlich halten. Unser geschätzter Bruder im Land des Großen Satans wird nach Ihren Weisungen handeln, und seine Leute werden Ihrem Kommando unterstellt. Aber Sie allein werden für jede Entscheidung die Verantwortung tragen. Und es darf keine weiteren Fehler mehr geben. Ist das klar?«

»Absolut, o Erhabener. Ich werde sofort die entsprechenden Vorbereitungen treffen.«

»Allah sei mit Ihnen, damit wir wieder mit Ihnen zufrieden sein können«, schloß der Ayatollah und legte auf.

Auch Raza legte den Hörer auf, und als Nadine ihn anschaute, sah sie in seinen Zügen nicht den Wahnsinn, sondern die ruhige und felsenfeste Überzeugung, dass nichts seinen endgültigen Sieg aufhalten könne.

Morton hielt ruhig Shemas Blick aus. Sie saß ihm in einem der Ledersessel aufrecht gegenüber. Das durch das Fenster einfallende Sonnenlicht ließ ihr Haar wie frisch gebrochene Kohle glänzen. Ihr Gesicht war wegen des etwas zu großen Mundes und der etwas zu weit auseinanderstehenden Augen nicht im klassischen Sinne schön. Die Farbe ihrer Augen erinnerte ihn an reife Feigen - dunkelbraun und goldgesprenkelt.

Seit einer Stunde war er nun mit ihr ihr bisheriges Leben durchgegangen, ihren Prozess und die Fragen, die ihr dabei und während ihres Aufenthaltes hier von den deutschen Prüfern gestellt worden waren. Er konnte aufgrund seiner Unterlagen sicher sein, dass sie ihm wahrheitsgemäß Auskunft gegeben

hatte. Er hatte jedoch an einer leichten Veränderung ihres Tonfalls erkennen können, dass sie neugierig war, wer er denn eigentlich sei und was er wohl von ihr wolle.

Morton zog also das in Athen zusammengeklebte Foto aus der Tasche, schob es ihr hin und fragte: »Ist das Ihre Schwester?«

»Ja. Woher haben Sie das Foto?«

»Ich habe es gestern in Athen gefunden. Kennen Sie auch die andere Frau?«

»Nein.«

Morton steckte die Aufnahme wieder in die Tasche.

Es entstand ein langes Schweigen, und als Morton das Gespräch fortsetzte, wusste er, dass er jetzt an einem entscheidenden Punkt angelangt war.

»Könnte Ihre Schwester wohl in enger Verbindung mit Raza stehen?«

»In enger Verbindung?« wiederholte Shema. »Was verstehen Sie darunter? Er steht mit allen in enger Verbindung auf diese Weise beherrscht er sie.«

Morton bestätigte sein Einverständnis mit dieser Definition durch ein Kopfnicken.

»Könnten Sie sich vorstellen, dass Nadine so ist wie Sie selbst und die Wahrheit zu erkennen vermag?«

Sie legte die Arme um den Körper, als sei ihr plötzlich kalt. »Das ist sehr schwer, wenn man mit ihm zusammen ist«, erwiderte sie mit einem weisen und etwas hoffnungslosen Lächeln. »Er ist sehr überzeugend.«

»Überzeugend«, wiederholte Morton. »Wenn er so überzeugend ist, wie Sie sagen, wie kommt es dann, dass Sie Ihre Meinung geändert haben?«

»Sie wissen das doch selbst!«

»Aber ich möchte es in Ihren eigenen Worten hören!«



Unter seinem festen Blick klammerte sie die Arme noch enger um ihren Körper.

»Er ist ein Lügner«, sagte sie schließlich. »Er spricht voller Leidenschaft von Palästina, aber er hat gar kein Interesse an seiner Wiedergewinnung. Für ihn ist es nur ein Anlass zum Krieg. Er kann über alles voller Leidenschaft sprechen - aber das einzige, was ihn wirklich leidenschaftlich interessiert, ist er selbst.«

Er sah, wie sich auf ihrem Gesicht die Erinnerung zeigte und wie es sich dabei mit Zorn füllte. Er stieß daher sofort nach.

»Aber er will doch weiterhin alle diese dreckigen kleinen Juden umbringen, die heutzutage Palästina bevölkern!«

»Reden Sie nicht so von den Juden!« fauchte Shema. »Wir Araber sind keine Antisemiten - wir sind lediglich gegen das, was die Zionisten heute tun!«

Morton nickte, sagte aber nichts.

»Haben Sie mit Raza geschlafen?« überfiel er sie.

Sie schaute ihn ganz ruhig an. »Der nahm sich jede, die er wollte.«

Er setzte nach: »Auch Nadine?«

Sie schaute stolz auf einen imaginären Punkt weit hinter Morton.

»Nicht, solange ich dort war. Ich hielt sie gezielt fern von ihm.«

Morton betrachtete sie - ja, auch ihre Haltung und der Schmerz in ihren Augen bestätigten ihm, dass sie die Wahrheit sagte.

Er schaute auf die Unterlagen auf seinen Knien hinunter, tat so, als lese er, und schoss dann seine nächste Frage auf sie ab.

»Wissen Sie, warum ich hier bin?«

Shema schüttelte den Kopf.

Morton berichtete ihr nun rasch, aber ohne etwas auszulassen, von Razas Bombenanschlägen auf die Hotels und dem Massenmord in Trekfontein und seiner Drohung, auch das ihm verbliebene Anthrax-B-C einzusetzen.

Als er geendet hatte, schaute ihn Shema wie betäubt an.

»Wer sind Sie?« fragte sie schließlich.

»Ich bin ein Jude, ein Israeli«, antwortete er knapp. »Die Leute nennen mich Morton - oder auch David.«

Sie schaute ihn wissend an. »Also sind Sie vom Mossad.«

»Ja«, bekannte Morton und fühlte, wie sie heftig mit sich kämpfte.

»Ich bin immer noch Araberin. Sind wir denn nicht alle Terroristen für Sie?«

»Nein.«

Morton wartete, aber sie sagte nichts, wenn auch eine gewisse zögernde Akzeptanz in ihrem Schweigen lag. Er beugte sich vor, und sein Blick hielt den ihren fest.

»Wir wollen doch beide das gleiche«, sagte er behutsam, »nämlich das Recht unserer Völker, gemeinsam in Frieden zu leben. Das war ja auch früher einmal möglich.«

Shema seufzte. »Ich kann mich daran nicht erinnern.«

»Lassen Sie mich Ihnen zeigen, wie es jetzt aussieht.« Morton holte den Taschenrecorder hervor und legte eines der Tonbänder ein.

Lila begann, Razas Forderungen zu verlesen. Shema hörte mit angespanntem, verschlossenem Gesicht zu.

»Kennen Sie diese Frau?«

»Ja - das ist Lila. Ich kenne sie nur unter diesem Namen. Raza hat den Frauen niemals erlaubt, ihren Familiennamen zu benutzen.«

»Was können Sie mir über sie sagen?«

»Sie ist ihm völlig ergeben und war von Anfang an dabei. Sie ist zum Hassen geboren.«

»Wie sieht sie aus?«

Nadine gab eine Beschreibung, und Morton legte das zweite Band ein.

Shema schob die Hand vor den Mund, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

»Nadine«, flüsterte sie, »Nadine...«

Morton ließ das Band mit der Forderung, die in Frankreich festgehaltenen Fedajin freizulassen, vollends ablaufen und sagte dann: »Hören Sie mir jetzt gut zu. Auch dieses Band wurde gestern in Athen entdeckt. Raza war dort - und Ihre Schwester zweifellos zusammen mit ihm.«

»Sie werden sie töten!«

»Ich kenne keinen Grund, Ihre Schwester zu töten.«

»Sie ist nicht wie Lila. Lila ist eine harte Frau. Sie hat schon viele Menschen getötet.«

»Ermordet«, berichtete Morton gelassen.

»Ja gut, ermordet. Sie hat oft mit Al-Najaf zusammengearbeitet. Sie kennen ihn?«

»Ja, ich kenne ihn. Aber er wird niemanden mehr töten.«

Shema warf ihm einen raschen Blick zu und fragte: »Was wollen Sie von mir?«

»Shema, ich bin hier, weil ich Ihre Hilfe brauche. Raza ist wieder untergetaucht, und wir suchen überall nach ihm. Aber wir haben noch keine Spur von ihm. Ich muss ihn jedoch unbedingt daran hindern, seine Drohung auszuführen. Es bleiben mir nur noch drei Tage, um das zu schaffen.«

Sie antwortete rasch: »Aber wenn meine Schwester dabei ist, besteht doch die Gefahr, dass sie ebenfalls dabei getötet wird!«

»Völlig auszuschließen ist diese Gefahr natürlich nicht. Aber

das Risiko ließe sich erheblich vermindern...«

»Wodurch?«

»Wenn Sie dabei bei mir wären...«

Shema zog scharf den Atem ein, als ob sie einen Schlag erhalten hätte. »Sie sind ja verrückt! Die werden mich hier niemals laufen lassen!« Ihre Stimme wurde scharf. »Sie wollen mich nur übertölpeln, damit ich Ihnen helfe!« Sie stand auf. »Ich möchte in meine Zelle zurückgebracht werden!«

»Setzen Sie sich!« sagte Morton energisch. »Setzen Sie sich hin, und hören Sie mir zu! Ich habe nicht lange Zeit, um mit Ihnen zu diskutieren.« Er blätterte rasch seine Unterlagen durch.

»Hier, lesen Sie selbst!« befahl er. »Sie werden auf meine Verantwortung freigelassen, wenn Sie sich zur Zusammenarbeit verpflichten. Hier sind die entsprechenden Papiere dafür.« Er schob ihr die Unterlagen zu.

Shema überflog mit zitternden Händen die Dokumente sie konnte es kaum glauben.

»Wie haben Sie das nur geschafft?« flüsterte sie.

»Weil Raza aufgehalten werden muss«, antwortete Morton. »Und weil ich dafür Ihre Hilfe brauche.« Shema reichte ihm die Papiere zurück. »Aber was wird mit Nadine geschehen?«

»Nichts. Es wird ihr hinterher freistehen, Sie zu begleiten.«

Shema wies mit einer Kopfbewegung auf die Unterlagen. »Davon steht darin nichts.«

»Richtig. Aber Sie haben dafür mein Wort.«

Shema begann, hin und her zu gehen.

»Sie verlangen von mir, jene zu verraten, die einst meine Kameraden waren. Einige von ihnen sind noch heute bei Raza, weil sie weiterhin glauben, dass sein Weg der einzige ist, der zur Gerechtigkeit führt...«

»Shema, wir haben leider sehr wenig Zeit«, unterbrach

Morton.

Sie blieb stehen und blickte ihn an. »Sie könnten alle getötet werden. Sie müssen mir Zeit lassen, darüber nachzudenken.«

Morton sagte langsam: »Gut - zwei Stunden. Mehr ist absolut nicht möglich.«

Shema musterte sein Gesicht, dann nickte sie. »Also gut, einverstanden.«

»Zwei Stunden also«, wiederholte Morton mit einem Blick auf seine Uhr. Als er den Raum verließ, stand draußen Dr. Schmeißner mit einem tragbaren Telefon.

»Erfolgreich?« fragte er.

»Noch nicht ganz«, erwiderte Morton.

Der Direktor drückte Morton das Telefon in die Hand. »Ich habe hier ein Gespräch für Sie - Scotland Yard. Sie sind schon seit einer Viertelstunde in der Leitung. Ich schlug vor, dass Sie zurückrufen würden, aber sie sagten, es sei so wichtig, dass sie lieber warten würden.«

Morton meldete sich, und man bat ihn für einen Augenblick um Geduld. Sekunden später war Füller am Apparat.

»David, wir haben drei bestätigte Fälle einer Infektion mit diesem Zeug - zwei Schulmädchen und ihre Mutter. Sie sind alle in der Klinik für Infektionskrankheiten, und ihr Zustand ist beängstigend.«

»Konnte eine Quelle festgestellt werden?«

»Der Vater brachte drei dieser Flakons aus Athen mit, und zwei davon wurden beim Zoll beschlagnahmt...«

»Und warum nicht alle drei?« fauchte Morton.

»Der Zollbeamte war offensichtlich einer dieser nachlässigen Scheißkerle, denen diese ganze aufwendige Geschichte zum Hals rausging. Er wird...«

»Was ist mit den zwei Flakons geschehen?«

»Das ist der zweite Grund für meinen Anruf. Wir haben den Typ gefunden, der sie mit hoher Wahrscheinlichkeit geklaut hat, einen Libanesen namens Arisch. Seine Wohnung ist voll gestopft wie Aladins Schatzhöhle mit Dingen, die er offensichtlich am Flughafen gestohlen hat. Aber es liegt sonst nichts gegen ihn vor. Ich habe schon alle Angaben an Finel durchgefaxt in der Hoffnung, dass dessen Computer irgendwas hergeben. Aber ich tippe eher darauf, dass man Arisch gerade deswegen ausgewählt hat, weil eben nichts gegen ihn vorliegt. Ich habe natürlich veranlasst, dass er entsprechend ausgequetscht wird, damit wir seine Kontaktpersonen aufspüren.«

»Gut. Und wie ist nun der Vater an diese Flakons gelangt?«

Der ACC berichtete es ihm.

»Setzen Sie sich mit Zak Constantinos in Athen in Verbindung, Harry, und bringen Sie ihn dazu, sich den Flugplatz vorzuknöpfen. Sagen Sie ihm, Sie brauchen die Namen sämtlicher Passagiere, die zu etwa derselben Zeit wie der Vater dieser beiden Mädchen aus Athen abgeflogen sind. Ich gehe davon aus, dass er selber sauber ist.«

»Keine Frage - ein grundständiger Kerl«, antwortete Füller.  
»Der tut, was er kann, um uns zu helfen. Hat uns eine ausgezeichnete Beschreibung der beiden jungen Frauen gegeben.«

Morton gab ihm seinerseits eine Beschreibung Nadines.

»Kein Zweifel, das war eine von ihnen«, bestätigte der ACC.  
»Woher haben Sie das?«

Morton berichtete ihm, dass Shema ihre Schwester auf dem Foto identifiziert habe. Dann fuhr er fort: »Arisch muss einen Auftraggeber gehabt haben. Oder einen Mittelsmann. Das könnte jemand in einer der arabischen Botschaften sein oder auch ein arabischer Geschäftsmann oder einfach jemand, den Raza sonst wie im Griff hat. Wenn ihr Arisch entsprechend

ausgequetscht habt, dann lasst ihn wieder laufen. Mit ein bisschen Glück führt er uns selbst auf die Spur, die wir brauchen.«

Füller zögerte. »Aber angenommen, er entwischt uns?«

»Wolfie oder Michelle sollen draußen warten, wenn ihr ihn gehen lasst. Die wissen dann schon, was zu tun ist. Und sagen Sie Percy West klipp und klar, dass ich jetzt keinerlei Einwände mehr von ihm hören will!«

Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Wer betreut die drei Erkrankten?«

»Eine Frau Doktor Cooper, eine Amerikanerin.«

»In besseren Händen könnten sie gar nicht sein«, sagte Morton und beendete damit das Gespräch.

Dr. Schmeißners Bemühungen, eine Unterhaltung in Gang zu bringen, während sie gemeinsam in dessen Büro zurückkehrten, um dort auf Shemas Entscheidung zu warten, wurden von David Morton nicht ermutigt.

Matti trat mit einem Foto von Muktar Sayed aus dem Sicherheitsraum. Es war eine Vergrößerung, die von einem von Danny Nagiers Technikern in der transportablen Dunkelkammer hergestellt worden war, die in Mattis Badezimmer Platz gefunden hatte. Der Mann hatte dazu ein Original verwendet, das sie vom New Yorker Büro der Einwanderungsbehörde empfangen hatten. In den zugehörigen Unterlagen war lediglich der übrige Papierkram, der bestätigte, dass Sayed eine Arbeitserlaubnis als Taxifahrer bei der Firma »D & N« erhalten hatte. Es war die einzige schriftliche Unterlage über Muktar Sayed in den Vereinigten Staaten. Eine Kopie dieser Unterlagen war nach Tel Aviv übermittelt worden, und Lester Finel hatte Muktar Sayed auch bereits als einen lange gesuchten Bombenleger identifiziert, den man vor zwei Jahren aus den Augen verloren hatte.

Diese Identifizierung hatte gründliche Nachforschungen veranlasst. Der FBI spürte den Verbindungen des Mannes nach. Agenten hatten seine Wohnung in Queens durchsucht, aber nichts Verdächtiges gefunden. Der Unfall auf der Autobahn wurde nochmals gründlich durchleuchtet. Der CIA hatte die mühevolle Arbeit übernommen, Muktars Spuren bis zu seiner Ankunft in den USA zurückzuverfolgen. Die New Yorker Polizei hatte einige ihrer erfahrensten Teams darauf angesetzt, in den Arabergettos der Stadt entsprechende Nachforschungen anzustellen.

Aus Washington hatte sich Gates gemeldet und gebeten, ihm jeden Fetzen an Information zu liefern, der ihm dabei behilflich sein könnte, noch einmal vor die Bundesrichter zu treten und sie doch noch davon zu überzeugen, einer Überwachung von



Raschid Harmoos zuzustimmen. In der Zwischenzeit lagen Dannys Leute heimlich auf der Lauer.

Als ihnen Matti erklärt hatte, welche Anknüpfungspunkte dieser Muktar für die Nachforschungen bot, war ein wissendes und zufriedenes Lächeln auf die Gesichter der zwanzig Männer und Frauen getreten, die er in seiner Wohnung versammelt hatte. Sie wussten jetzt, dass sie die weite Reise von Tel Aviv hierher nicht vergeblich unternommen hatten. In ihrer ruhigen und bestimmten Art hatten sie ein dichtes elektronisches Netz über alles gezogen, was Raschid Harmoos in den Vereinigten Staaten besaß.

Dazu gehörten seine Gesellschaften an der Westküste drei Unternehmen in Silicon Valley zur Fertigung von Mikrochips aller Art und eine Linsenschleiferei in Los Angeles -, eine Öltraffinerie in Houston, eine Großschlächterei in Chicago und eine Farbenfabrik in Detroit. Ein Überwachungsteam saß jetzt in der Nähe einer jeden Fabrik und eines jeden Bürogebäudes.

Seit Stunden war inzwischen die Wohnung erfüllt von dem Gemurmel ein- und ausgehender Gespräche und von den Arbeitsgeräuschen der Sprachverstärker und Tonentzerrer.

In der Mitte des Wohnraums saß ein Techniker mit einem Kopfhörer an einem Ohr und einem Kehlkopfmikrofon und prüfte die Verbindung zu einem Lieferwagen von »Swift Renovations«, der in der Nähe der Harmoos Holdings in der Achtzigsten Straße geparkt war, dem Hauptquartier des Harmoosschen Wirtschaftsimperiums. Gleich ausgestattete Techniker hielten Verbindung zu entsprechenden Teams, die in der Nähe von Harmoos Trucking in Trenton, New Jersey, stationiert waren, ferner in der Nähe von Harmoos Foods in der Bronx; von Harmoos Air Charter auf dem La-Guardia-Flughafen; von Harmoos Brokerage in der Wall Street und der Bank Arabischer Staaten an der Fifth Avenue, deren Großaktionär Harmoos war.

Zwei Teams hatte man in der Nähe des Harmoos-Landsitzes bei Sweetmont postiert, um dort Fernüberwachung zu betreiben. Der Einsatzleiter hatte Matti vor einer Stunde angerufen und ihm berichten müssen, die Suche nach einem geeigneten Unterschlupf in der Gegend sei noch schwieriger, als er sich das ohnehin schon vorgestellt hätte.

Man hatte direkte Satellitenverbindungen mit der auf dem Frankfurter Flughafen stehenden Concorde, mit Danny Nagiers Hauptquartier in Tel Aviv und mit der Londoner Mossad-Niederlassung hergestellt.

In den Kabinen an der Wand waren die Techniker damit beschäftigt, die ersten Mitschnitte vorwärts und rückwärts laufen zu lassen, um wichtig scheinende Gesprächsfetzen auszukoppeln und sie in den Computer einzuspeisen. Er war darauf programmiert, auszuwählen und zu bestimmen, was man an Finéis Computer übermitteln sollte.

Die Faxgeräte erhielten laufend die neuesten Zusammenfassungen von FBI, CIA, Scotland Yard und Interpol. Es ging dabei teils um die Jagd nach den Bombenlegern, teils um die Suche nach den Parfümflakons. Doch von beidem hatte man noch keine Spur.

Aus Athen hatte Zak Constantinos mitgeteilt, seine Wissenschaftler hätten herausgefunden, dass das Glas einer gewöhnlich in Hongkong hergestellten Qualität entspreche. Daher hatte die dortige Polizei eine Durchsuchung bei allen Glaswerkstätten gestartet. Ähnliche Nachforschungen liefen rund um das Pazifische Becken. Insgesamt mussten an die zwanzigtausend Glasbläser überprüft werden.

Trotz all dieser Bemühungen aber war Constantinos noch auf keine Spur von Razas Leuten gestoßen.

Vor einer Stunde hatte Miriam aus dem Krankenhaus Matti angerufen und ihm mitgeteilt, die geschwürartigen Pusteln bei Nancy hätten sich inzwischen über den ganzen Körper

verbreitet, und die ganze Haut hätte begonnen, sich dunkel zu verfärben.

Miriam hatte nicht nur schrecklich erschöpft gewirkt, sondern auch außerordentlich schuldbewusst, als sie eingestehen musste, sich in der Diagnose geirrt zu haben. Sie hatte begonnen, Nancy mit dem winzigen Vorrat des PEG-Enzyms zu behandeln, über den das Krankenhaus verfügte. Er würde bald aufgebraucht sein, und sie war auf der Jagd nach Nachschub.

Die Hersteller des Heilmittels hatten ein Sofortprogramm gestartet, aber es würde dennoch ein paar Tage dauern, bis die ersten Lieferungen erfolgen konnten.

Matti hatte Miriam vorgeschlagen, sich mit dem Pentagon in Verbindung zu setzen. Er konnte sich vorstellen, dass sie dort nach dem Golfkrieg über einen gewissen Vorrat von dem Stoff verfügten. Er hatte sie auch noch einmal gefragt, ob er mit Nancy sprechen könne, und sie hatte ihm versichert, in einer Stunde nochmals anzurufen. Sie hoffte, dass Nancy bis dahin auf das Enzym angesprochen habe.

Matti hatte sich mit der Concorde in Verbindung gesetzt und dem Cheftechniker dort mitgeteilt, er solle Morton darüber informieren, dass es sich bei Nancy Olson inzwischen um einen bestätigten Fall einer Erkrankung durch Anthrax-B-C handle.

Ihr Zustand hatte neue Aktivitäten ausgelöst. Mitarbeiter der Polizei und des FBI waren ausgeschwärmt, um die Mitpassagiere auf Nancys Flug aufzusuchen. Die Witwe, die neben ihr gesessen hatte, erinnerte sich daran, dass Nancy ein Parfümfläschchen geöffnet hatte, und erkannte auch bei der Vorlage einer Fotokopie sofort das Etikett.

Weitere Detektive hatten versucht, die Leute zu finden, die den Überfall auf Nancy Olson am Flughafen beobachtet hatten. Diesbezüglich aber ergab sich keine heiße Spur. Matti musste sich weiter mit Mutmaßungen aufgrund der erhaltenen Informationen begnügen.

Konnte es reiner Zufall sein, dass man Nancys Tasche geraubt hatte, oder war das doch ganz gezielt geschehen? Und wie konnte der Dieb so rasch untertauchen und entwischen? Er mochte sich ganz in der Nähe versteckt haben, um abzuwarten, bis die erste Aufregung vorbei war. Aber das war eher unwahrscheinlich, denn normalerweise versuchte ein solcher Täter so rasch wie möglich Abstand vom Tatort zu gewinnen. Vielleicht hatte er einen Komplizen gehabt, der ihn weggefahren hatte. Aber die Flughafenpolizei hatte sofort die abfahrenden Fahrzeuge überprüft. Matti hatte das geklärt. Nur Taxis waren nicht angehalten worden. War der Dieb mit einem Taxi verschwunden? Oder war er selbst

Taxifahrer? War denn nicht Muktar Taxifahrer? Der Connecticut Turnpike begann nicht allzu weit vom Kennedy-Flughafen. Aber Muktar war aus der anderen Richtung aufgetaucht, als er tödlich verunglückte.

Matti spekulierte noch immer, als Miriam anrief und ihn bat, ins Krankenhaus zu kommen.

Er steckte das Foto von Muktar in die Tasche und sagte dem Leiter des Technikerteams, wo er zu erreichen sei.

Zwanzig Minuten später setzte ihn ein Taxi vor dem Eingang zur Notaufnahmestation des City Center Hospitals ab. Dort kündigte sich der Schichtwechsel an, und man bereitete sich auf den neuen Tag vor.

Miriam saß in ihrer Glaskabine in der Mitte des Behandlungsraums wie in einer Kommandozentrale. Sie war am Telefon, und Matti konnte sehen, wie sie sich mit der Hand durchs Haar fuhr. Diese Geste kannte er an ihr nur als ein Anzeichen schweren Zorns.

Als Matti in die Kabine trat, stand Miriam auf und lief mit dem Hörer in der Hand unruhig hin und her. Mit der anderen Hand zerwühlte sie ihr Haar.

»Nein! Jetzt hören Sie mir mal zu, General Turtle!«

explodierte sie plötzlich. »Unser Labor hat die Diagnose bestätigt, und mir ist das völlig piepe, dass sie Zivilistin ist! Und auch Ihre verdammtten Vorschriften sind mir scheißegal ich brauche einfach noch mehr von diesem Zeug!«

Matti sah Miriam noch einen Augenblick lauschen, dann kochte sie erneut über.

»Ist das Ihr letztes Wort, General?« Sie hörte noch einmal kurz zu und knallte dann den Hörer auf die Gabel, ehe sie sich mit Zornsprühenden Augen Matti zuwandte.

»Dieser verdammte Bastard von Kommisskopf mit seinen Vorschriften!« fauchte sie und ließ sich in ihren Stuhl fallen. Sie schaute müde zu Matti auf. »Die Army hat einen Vorrat von diesem PEG-Enzym irgendwo in Maryland. Aber dieser sture Ochse sagt, er könne das Zeug nicht irgendeinem zivilen Arzt geben, damit der irgendeine Zivilistin damit behandelt...«

»Mit wem hast du da gesprochen?«

Miriam schaute auf ihren Notizblock hinunter. »General Oliver Turtle, Leiter des Sanitätsnachschiebs im Pentagon. Das ist der oberste...«

Matti ließ sie nicht ausreden, sondern sagte kurz angebunden: »Gib mir mal die Nummer!« Dabei griff er schon nach dem Hörer.

Sie zögerte einen kurzen Augenblick, dann wählte sie für Matti die Durchwahlnummer.

Der Teilnehmer meldete sich mit der Stimme eines Nebelhorns: »General Turtle, Leiter des...«

»Ich weiß, wer Sie sind, General. Und hier spricht Matti Talim.«

Nach kurzer, verblüffter Pause ertönte das Nebelhorn erneut: »Wer? Melden Sie sich gefälligst mit Rang und Einheit!«

»Ich bin Zivilist, General, aber im Augenblick stehe ich im Rang über Ihnen!«

»Waaas?«

In Mattis Stimme war plötzlich ein stählerner Unterton, den Miriam niemals zuvor gehört hatte. »Sie stehen auf der Verteilerliste für die Zuständigkeits- und Kommandoregelungen für die derzeitige Krisensituation. Sie sollten daher wissen, dass ich zur Zeit der Stellvertreter von Oberst Morton für die Vereinigten Staaten bin!«

»Warten Sie!«

Man konnte ein Rascheln von Papieren hören, dann ertönte wieder die trompetende Stimme.

»Ja, Sie stehen hier. Warum rufen Sie an?«

»Sie erhielten vor wenigen Minuten einen Anruf der stellvertretenden Leiterin der Notaufnahme des City Center Hospitals, die Sie um eine gewisse Menge des bei Ihnen vorhandenen PEG-Enzyms bat...«

»Ich sagte ihr das, was ich auch Ihnen sagen muss - wir haben unsere Vorschriften.«

»Es geht hier um eine Krisensituation, General!«

»Gerade in einer Krisensituation ist die Einhaltung der Vorschriften wichtiger denn je!«

Matti schwieg einen Augenblick. Als er dann weitersprach, wirkte seine Stimme fast traurig. »Mister General, haben Sie jemals von der ›Operation Arschtritt‹ gehört?«

Der General blökte: »Nein, niemals. Hört sich ganz so an, als könne das bloß so ein verdammter Zivilist erfunden haben!«

»Ganz recht - ich habe das gerade erfunden. Und Sie werden der erste sein, der im Rahmen dieser Operation einen Tritt in seinen fetten Hintern erhält, der ihn aus seinem behaglichen Sessel an einen Ort befördert, von dem er niemals vorher etwas gehört hat - wenn Sie nicht dafür sorgen, dass dieses PEG-Enzym im Blitztempo hierher befördert wird.«

»Sie sprechen mit einem Vier-Sterne-General, Sie

verdammter Zivilist - was erlauben Sie sich! Im Krieg würde ich Sie festnehmen lassen...«

»Wir *sind* im Krieg, General Turtle«, antwortete Matti gefährlich ruhig. »Und Sie haben jetzt genau zehn Sekunden, um mir zu bestätigen, dass Sie das Zeug absenden werden, ehe ich diesen Hörer auflege. Beim nächsten Anruf erhalten Sie dann nur noch Ihre Marschorder.«

»Talim! Sind Sie verrückt geworden?« röhnte der General.

Matti blickte ruhig auf seine Uhr. »Noch acht Sekunden.«

Miriam starrte ihn fassungslos an. Im Telefonhörer war ein ersticktes Geräusch zu hören.

»Heute Mittag kann das Zeug dort sein!«

»Noch nicht schnell genug, General - sagen wir bis zehn!«

»Verdammt...«

»Noch fünf Sekunden, General...«

»Also gut - bis zehn!«

»Vielen Dank, General Turtle!« Sanft legte Matti den Hörer auf.

Miriam starrte ihn weiter fassungslos an, ehe sie schließlich sagte: »Meine Güte. Gibt's denn so was?« Zum ersten Mal, seit er in ihre Kabine gekommen war, lächelte sie.

»Wie geht's Nancy?« fragte er.

Miriam griff nach dem Telefon und wählte eine interne Nummer. Sie bat um einen Zustandsbericht, lauschte kurz, legte dann auf und erhob sich.

»Sie ist wieder bei Bewusstsein - gehen wir.«

Auf dem Weg zur streng abgeschotteten Intensivstation erläuterte Miriam: »Nach der neuen Diagnose haben wir sofort die Intensivstation von anderen Patienten geräumt. Glücklicherweise haben wir auf der Chirurgie noch zwei weitere solche Stationen, so dass es sich einrichten ließ. Wir haben auch

strengste Maßnahmen gegen Ansteckungsgefahr ergriffen.«

»Ich muss ihr ein Foto zeigen«, sagte Matti und zog das Passbild von Muktar aus der Tasche. »Wenn sie darauf den Räuber ihrer Tasche erkennt, könnte uns das viele mühsame Umwege ersparen.«

Miriam warf einen kurzen Blick auf die Aufnahme, als sie die Doppeltür zur Intensivstation aufstieß.

»Wir müssen aber eine sterile Plastikhülle darumtun«, sagte sie.

Sie gingen durch eine weitere Tür, die in den Umkleideraum der Intensivstation führte. Miriam reichte Matti eine versiegelte Plastikpackung und nahm sich selbst eine andere. Sie schob die Fotografie in eine Plastikhülle, schlüpfte rasch in die Schutzkleidung, die sie aus der Plastikpackung zog, und half Matti beim Überstreifen seines eigenen Schutzanzugs, zu dem auch eine Kopfbedeckung, Überschuhe und Handschuhe gehörten. Dann holte sie von einem Regal zwei Gesichtsschutzmasken.

Nachdem sich Miriam vergewissert hatte, dass Matti korrekt eingehüllt war, führte sie ihn in die Intensivstation. Das Foto von Muktar hielt er in seiner Hand. Sie gingen an einem fahrbaren Gerätestand mit rotem Oberdeck vorbei, dessen Unterteil mit Materialien und Gerätschaften angefüllt war.

»Unser Notfallkarren«, erläuterte Miriam. »Enthält alles, was wir im Fall eines Herzstillstands brauchen.«

In der Mitte der Station befand sich ein hufeisenförmiges Pult, von dem aus man Einblick in alle Kabinen hatte. Über eingebaute Monitore konnten die beiden diensthabenden Schwestern die entscheidenden Funktionen der in den Kabinen befindlichen Patienten laufend verfolgen.

Nancy lag in einer Kabine zur Linken.

»Wenn du ihr das Foto gezeigt hast«, murmelte Miriam Matti



zu, »beschränkst du bitte deine Fragen auf das absolut notwendige Minimum!«

»Geht in Ordnung.«

Sie blieben für einen Augenblick am Eingang der Kabine stehen.

In Nancy Olsens Nase steckten die Plastikstöpsel am Ende eines Schlauches, der mit einem Auslass an der Wand versehen war und die regelmäßige Sauerstoffzufuhr sicherte. Von ihrer Brust führten Kabel zu einem Herzrhythmusmonitor auf einem Ständer neben ihrem Bett, der einen zwar schwachen, aber doch regelmäßigen Herzschlag anzeigte. Am Kopfende des Bettes war ein Gestell mit Behältern für

Tropfinfusionen angebracht. Aus einer der Flaschen lief eine glasklare Flüssigkeit allmählich in eine Ader am rechten Arm der Patientin.

»Der Rest unseres PEG-Enzyms«, erläuterte Miriam mit einer Handbewegung zu der Flasche hin. »Wenn wir es auf diesem Wege verabreichen, hoffen wir, seine Wirksamkeit zu erhöhen.«

Sie trat zu Nancy Olson ans Bett und sagte zu ihr: »Das wird Ihnen gut tun, Nancy!«

Ein gequältes Husten war die einzige Antwort.

Matti blieb am Fußende des Bettes stehen. Die äußerliche Veränderung, die bei Nancy Olson eingetreten war, erschreckte ihn. Die Haut hatte die Farbe von Holzkohle und war mit nässenden Bläschen bedeckt. Eines saß über dem linken Auge, ein anderes im Mundwinkel. Um den Hals lief ein ganzer Kranz solcher Bläschen, weitere waren auf den Armen zu sehen.

Miriam nickte Matti heran und sagte zu Nancy: »Nancy, Matti hier möchte Ihnen gern ein Foto zeigen, geht das?«

Als Antwort erfolgte eine nahezu unmerkliche Lippenbewegung der jungen Frau.

Matti hielt ihr den Abzug dicht vors Gesicht. »Erkennen Sie

diesen Mann hier, Nancy?«

Sie starrte auf das Foto.

»Ist das der Mann, der Sie beraubt hat?« drängte Matti. »Bitte nicken Sie einfach, wenn er es war.«

Ein neuer Hustenanfall schüttelte Nancys Körper. Matti wollte noch einmal fragen, doch plötzlich riss ihn Miriam zurück.

»Stufe eins!« rief sie. »Aus dem Weg, Matti!«

Er sah, dass auf dem Herzrhythmusmonitor die Oszillatorkurve Lücken zeigte und dann ganz abbrach. »Stufe eins« bedeutete Herzsstillstand.

Matti wich rasch einer Schwester aus, die zur Unterstützung Miriams herbeistürzte. Sekunden später tauchte bereits ihre Kollegin mit dem Notfallkarren auf.

Die erste Schwester drückte auf einen roten Knopf an der Wand über dem Kopfende des Bettes. Das löste den Ablauf eines Tonbandes aus, wobei zugleich alle anderen Durchsagen innerhalb des Krankenhaus-Kommunikationssystems unterbrochen wurden. Über das Tonband wurden alle Ärzte der Klinik über den Notfall informiert und gebeten, sich einerseits für einen eventuell notwendigen Einsatz bereitzuhalten und andererseits für alle Fälle ihren derzeitigen Standort durchzugeben.

Miriam hatte inzwischen Nancy von allen Zuleitungen abgehängt und war mit der einen Schwester ruhig und umsichtig am Notfallkarren beschäftigt. Die zweite Schwester hatte eine Stoppuhr in der Hand und zählte halblaut.

»Dreißig Sekunden!« rief sie dann laut - es war die Zeit, die seit der Ausrufung der »Stufe eins« vergangen war. Es blieben rund vier Minuten, allenfalls sechs, in denen man eine erfolgreiche Wiederbelebung versuchen konnte, ohne dass man mit bleibenden Hirnschäden rechnen musste.

Ein zweiter Arzt war eingetroffen und hatte Nancy bereits einen Loftschlauch in den Hals geschoben. Er war mit einer beutelartigen Maske verbunden, die jetzt von der Schwester mit der Stoppuhr bedient wurde - sie pumpte damit Sauerstoff in die Lungen der jungen Frau.

»Fünfundvierzig Sekunden!« meldete sie dabei.

Miriam schlitzte rasch das Hemd der Patientin auf. Der zweite Arzt bestrich am Notfallkarren die zwei Elektrodenenden eines Defibrillators mit einer Kontaktpaste. Miriam legte sie an der Brust der Patientin an, je eine dicht unter der rechten und der linken Brustwarze.

»Fertig!« meldete Miriam, nachdem sie sich mit einem

Blick auf die Anzeige vergewissert hatte, dass der Apparat auf Höchststärke gestellt war.

Mit dem Druck auf die Auslöseknöpfe an den beiden Elektroden schickte Miriam einen dosierten Elektroschock in das Herz der Patientin. Dann löste sie die Elektroden wieder. Der Defibrillator brauchte neun Sekunden für die Wiederaufladung.

Als der Stromstoß Nancys Körper durchlief, hatten sich ihre Muskeln zuckend verkrampft, ihre Wirbelsäule sich zu einem Bogen aufgewölbt, und die Beine waren ganz steif geworden.

»Eine Minute!« rief die Krankenschwester.

»Noch einmal!« befahl Miriam.

Sie jagte einen zweiten Elektroschock durch den Körper der Patientin, wartete wiederum neun Sekunden und ließ dann einen dritten folgen. Nancy bäumte sich auf, sank dann aber wieder leblos zurück. Ein vierter Stromstoß - aber das Ergebnis blieb das gleiche.

»Noch einmal!« sagte Miriam.

Keine Änderung.

»Weiter!«

Wieder kein Erfolg.

Noch einmal zwei Stromstöße - dann wandte sich Miriam an die anderen und musste bekennen: »Wir haben verloren.«

Sanft drückte sie Nancy die Augen zu.

Miriams Kollegen, von denen inzwischen ein paar weitere erschienen waren, verließen mit neugierigen Blicken auf Matti den Raum. Miriam griff am Überwachungspult zum Telefon und rief den Pathologen der Klinik an. Dann trat sie wieder auf Matti zu.

»Wir werden jetzt sofort eine Autopsie durchführen«, sagte sie. »Das wird uns hoffentlich eine bessere Vorstellung davon vermitteln, auf welche Weise dieses Zeug die Abwehrkräfte des Körpers ausschaltet.«

In der Kabine waren die beiden Schwestern damit beschäftigt, den Notfallwagen wieder aufzuräumen. Dann rollten sie ihn weg und kehrten mit einem Laken zurück, das sie über die Leiche von Nancy Olson breiteten. Schließlich schoben sie das Bett aus der Kabine in einen Raum neben dem Umkleidezimmer.

Schweigend entledigten sich Matti und Miriam ihrer Schutzkleidung und verließen die Intensivstation.

»Nancy war zäh«, sagte Matti nachdenklich, als sie in die Notaufnahmestation zurückkehrten.

»Aber ich hätte viel früher ihre Behandlung mit dem PEG-Enzym aufnehmen müssen«, sagte Miriam mit betrübtem Kopfschütteln.

Matti nahm sie tröstend um die Schultern. »Du solltest dir jetzt keine Vorwürfe machen, Miriam.«

Sie schaute zu ihm auf. Er zog sie an sich und vergrub den Kopf in ihrem Haar.

»Ich liebe dich«, murmelte sie.

»Und ich dich auch«, antwortete er.

Dann löste sie sich von ihm. »Ich muss mich jetzt um die

Autopsie kümmern!«

»Ich rufe dich später an!«

»Ja, aber lieber zu Hause«, antwortete Miriam und ging rasch einen Flur hinunter.

Sie winkte ihm dabei zu, blickte aber nicht zurück. Matti schaute ihr nach und wandte sich zum Gehen. Er beschloss, seinen Wagen zu nehmen und zum Kennedy-Flughafen hinauszufahren, um Lou abzuholen, der aus Washington zurück erwartet wurde. Dann könnte er da draußen noch das Foto von Muktar Sayed herumzeigen. Dabei war ihm klar, dass seine Chance, dort wirklich jemanden aufzutreiben, der sich an das Gesicht erinnerte, nicht größer war als jene, die Nancy Olson für ihr Überleben gehabt hatte.

## 25

Genau zwei Stunden, nachdem Morton Shema verlassen hatte, kehrte er zurück. Shema stand vor dem Fenster, dem sie den Rücken zuwandte, und Morton blieb in der geöffneten Tür stehen. Sie schauten einander wortlos an.

»Nun?« fragte Morton schließlich.

Shema verharrte noch einen Augenblick schweigend, dann sagte sie mit leiser, aber entschlossener Stimme: »Ich bin dabei.«

Beide lächelten - aber ihr Lächeln galt nicht dem jeweils anderen.

»Ich danke Ihnen«, sagte Morton förmlich und trat erst jetzt in den Raum. Er hielt ihren Blick fest, als er fragte: »Wo ist Raza?«

»In Libyen.«

»Und wo dort?«

Sie sagte es ihm, und Morton verlor keine weitere Zeit. »Also, gehen wir.«

Morton ging hinaus, und Shema folgte ihm. Eine Viertelstunde später saß sie in derselben Kleidung, die sie bei ihrer Festnahme getragen hatte, neben Morton im Fond der Regierungslimousine.

Nachdem der Wagen das Gefängnis verlassen hatte, überschüttete Morton das Mädchen sofort mit einer Fülle von Fragen, ohne sich oder ihr eine auch nur kurze Verschnaufpause zu gönnen.

Erst musste sie ihm den Grundplan der Gesamtanlage schildern, dann die Villa und jeden einzelnen Bunker. Er ging

mit ihr den jeweiligen Tagesablauf durch und dann genauso das, was gewöhnlich während der Nacht ablief. Besonders interessierten ihn feste Zeiten - übliche Nachtruhe, Termine der Appelle, Essenszeiten und vor allem die Stunden der Wachablösung.

Gelegentlich zögerte sie, als ob die Bilder in ihrer Erinnerung unscharf wären. Dann schloß sie die Augen, um sich besser zu konzentrieren. Sobald sie sie wieder geöffnet hatte, fuhr sie in der gleichen ruhigen und gesammelten Art fort, die ihm an ihr gefiel.

Ab und zu unterbrach Morton sie mit einem: »Sind Sie da ganz sicher?«

Ihre Antwort war immer gleich - ein bestätigendes Kopfnicken, dem nähere Erläuterungen folgten.

Als der Wagen auf die Autobahn einbog, kam Morton auf Razas Gewohnheiten zu sprechen.

»Wann geht er gewöhnlich zu Bett?«

»Spätestens gegen Mitternacht.«

»Schließt er die Schlafzimmertür ab?«

»Nein, niemand würde wagen, hineinzugehen.«

»Schläft er allein?«

»So gut wie nie.«

»Auf welcher Seite des Bettes liegt er?«

»Gegen das Fenster zu. Er sieht sehr gern das erste Morgenlicht.«

»Schildern Sie den Raum.«

Mortons Augen ließen sie nicht los, als sie nacheinander jedes Stück der Einrichtung beschrieb. Sofort fragte er weiter.

»Nimmt er eine Pistole mit ins Bett?«

»In der Regel hatte er eine Pistole unter dem Kopfkissen und außerdem eine Kalaschnikow unter dem Bett. Und in der

Frisierkommode befand sich meist ein Kasten mit Handgranaten.«

Der Chauffeur zog gerade an einer Kolonne von schweren Lastern vorbei, und Morton wiederholte: »Handgranaten?«

»Ja, er stellte sie selbst her, und er war sehr gut darin.«

»In welcher Schublade?«

Shema schüttelte den Kopf. »Daran kann ich mich wirklich nicht mehr erinnern. Vielleicht in der zweiten.«

»Wie viele Schubladen gibt es dort?«

»Vier.« Sie schloß für einen Moment die Augen. Dann öffnete sie sie wieder und korrigierte sich: »Nein, drei!«

»Gut, und jetzt sein Büro...«

Raum für Raum der Villa ging er mit Shema durch und bestand darauf, dass sie auch das Gemälde von Beirut im Esszimmer sowie die dunklen Möbel und die Ledersessel beschrieb. Nichts war Morton zu geringfügig oder nebensächlich, um darüber nichts erfahren zu wollen.

»Der Boden«, sagte er plötzlich. »Was ist damit?«

»Er ist mit Teppichen bedeckt - Raza sammelt sie. Oft liegen sie sogar übereinander.«

Morton nickte, als ob es die natürlichste Sache der Welt sei, Teppiche übereinanderzulegen.

»Jetzt die Nachtwachen«, sagte er dann. »Wir sollten das noch einmal durchgehen.«

Von der äußersten Umzäunung ausgehend, ließ er sie nochmals alles wiederholen, was sie über die Patrouillen wusste, die ihre Runden gingen, und über die ständigen Wachen vor Ort in der Villa und den einzelnen Bunkern.

Shema war gerade dabei, den Appellplatz näher zu beschreiben, als der Wagen von der Autobahn abbog und auf die Zufahrt zum Flughafen rollte. Nur wenige Minuten später hielt



der Mercedes vor der Concorde.

Shema schritt neben Morton die Stufen hinauf. Oben am Eingang standen der Cheftechniker und ein Flugbegleiter, dem Morton Shema übergab. Er ging zum Flugdeck und befahl dem Flugkapitän, sich auf den sofortigen Start nach London vorzubereiten. Dann begab er sich in die Kommunikationszentrale.

»Stellen Sie Verbindung her, nach Tel Aviv her!« befahl er dort dem Cheftechniker. »Ich brauche den Ministerpräsidenten, die Oberkommandierenden von Heer und Luftwaffe und ihre Stabschefs. Rufen Sie Danny an, und sagen Sie ihm, er soll den Krisenraum benutzen.«

Morton ließ sich in einen Sessel fallen und fuhr mit seinen Anweisungen fort: »Alle eingehenden Gespräche müssen zunächst warten, ausgenommen, es ist Lacouste dran, oder es geht um eine Meldung, die Raza ganz persönlich betrifft. Und speichern Sie mir bitte die inzwischen eingegangenen Meldungen ein, während Sie die Verbindungen herstellen.«

Auf dem kleinformatischen Monitor zur Rechten Mortons erschienen die entsprechenden Informationen.

Jertzin hatte bestätigt, dass der Transponder in Kürze auf dem Weg sei, eine russische Tupolev würde ihn von Kabul nach Tel Aviv bringen. Lester Finel hatte bei seiner Überprüfung möglicher asiatischer Kontaktleute Razas kein Glück gehabt. Lacouste hatte angerufen - das französische Kabinett hatte sich noch immer nicht zu einer Entscheidung durchringen können. Gates hatte sich gemeldet: Ja, er würde noch mehr seiner Leute nach Kolumbien schicken. Der FBI hatte durchgegeben, sie hätten in ihren Computern niemanden finden können, auf den Lilas Beschreibung passen würde. Die amerikanischen Einwanderungsbehörden hatten diese Beschreibung an alle Grenzübergangsstellen übermittelt. Wolfie hatte mitgeteilt, sowohl die beiden Töchter Hardimans als auch seine Frau seien

inzwischen verstorben. Die Obduktion hätte in allen drei Fällen als Verursacher das Anthrax-B-C erwiesen. Das Parfümfläschchen hatte jedoch durch ein entsprechend ausgerüstetes Team noch rechtzeitig in der Schule sichergestellt werden können. Auf geradezu wunderbare Weise hatte es noch niemand berührt. Matti hatte angerufen und den Tod Nancy Olsens geschildert. Und Bitburg hatte sich bereits zweimal gemeldet und um eine Zusammenfassung des neuesten Standes der Dinge gebeten.

»In dreißig Sekunden steht die Verbindung«, meldete der Cheftechniker.

Morton schaltete mit einem Knopfdruck den Bildschirm frei von Meldungen.

Die Concorde war inzwischen bereits in Startposition gerollt. Jetzt donnerte sie über die Piste, hob ab und zog in nördlicher Richtung davon. Zugleich zeigte sich auf dem kleinen Bildschirm vor Morton eine Weitwinkleinblendung des Krisenraumes in Tel Aviv.

Dort war ein gutes halbes Dutzend von Männern um Ministerpräsident Karschoff geschart. Es waren die Oberkommandierenden von Heer und Luftwaffe, zu denen sich Danny Nagier gesellt hatte. Bitburg saß unmittelbar hinter dem Ministerpräsidenten. Hinter den Oberbefehlshabern saßen deren Stabschefs. Auch Adjutanten waren anwesend, um sich durch jetziges Zuhören exakt auf späteres Entscheiden vorzubereiten.

Nach einem kurzen Austausch von Begrüßungen schwenkte eine der im Raum fest installierten Fernsehkameras in Großaufnahme auf Karschoff.

»Wir sind alle versammelt«, sagte der Ministerpräsident.  
»Und wir hören!«

Morton blickte ruhig in die kleine Kamera über seinem eigenen Bildschirm, die auf dem Weg über den Satelliten sein eigenes Gesicht nach Tel Aviv übertrug.

»Raza hat eine geheime Basis in Libyen. Mit allergrößter Wahrscheinlichkeit hat er dort die ganze Aktion geplant«, berichtete er sachlich und bestimmt. »Und sehr wahrscheinlich ist er auch im Augenblick dort. Ich schlage also vor, dass wir dieses Lager angreifen und zerstören.«

Ein allgemeines tiefes Atemholen dort drüben im Krisenraum von Tel Aviv war unüberhörbar. Dann begann man, sich gegenseitig in die Ohren zu flüstern. Bitburg ließ seinen Blick herumkreisen und sagte etwas zu Karschoff.

Der Ministerpräsident forderte mit einer Handbewegung Schweigen ringsum, dann beugte er sich vor und erklärte mit einem kurzen, freudlosen Lachen: »Libyen angreifen? Guter Gott, ich hoffe doch, dass Sie an die Konsequenzen gedacht haben, David - die Konsequenzen für uns und für die ganze Welt!«

»Es ist eine einmalige Chance, Raza und seine Leute auszuschalten«, sagte Morton fest.

Bitburg hatte den Kopf zwischen den Ministerpräsidenten und den Oberkommandierenden der Luftwaffe geschoben und wandte jetzt ein: »Aber verzeihen Sie - woher wollen Sie wissen, dass sich Raza dort befindet? Das dortige Gebiet wurde sorgfältig von unseren eigenen Satelliten und den Amerikanern abgesucht, und man hat nichts gefunden außer ein paar Beduinen und ihren Kamelen.«

»Von dieser Villa abgesehen, ist alles andere unter dem Sand verborgen. Auch Satelliten sind nicht unfehlbar. Wir haben das ja bereits im Golfkrieg feststellen müssen.«

Das hohlwangige Gesicht des Luftwaffen-Oberkommandierenden wandte sich Bitburg zu: »Ich könnte einen Aufklärungsflug organisieren, bei dem jede Stoppel in Razas Gesicht zu sehen wäre!«

»Wenn er überhaupt dort ist«, wandte Bitburg rasch ein. »Das ist eben die Frage, Mosche - ist er wirklich dort?«

»Ganz genau werden wir das natürlich erst nach einem entsprechenden Angriff wissen«, räumte Morton ein. »Aber alles, was ich erfahren habe, weist eindeutig darauf hin - die Art, wie er nach Athen gelangte und wieder weg von dort zum Beispiel. Und Libyen war auch der ideale Ausgangspunkt für seine Bombenleger, welche die Hotels zerstörten, und für diese Frau, die den Anschlag auf Treckfontein verübte.«

»Wir sollten die Quelle Ihrer Informationen kennen«, sagte Bitburg.

»Sie werden einen Bericht darüber erhalten«, versprach Morton.

»Wir wollen keine Zeit verschwenden«, polterte Karschoff. »Wir saßen jetzt nicht hier zusammen, wenn Mortons Informationen nicht fundiert wären!«

Danny Nagier blickte ruhig von dem Schreibblock auf seinen Knien hoch, auf den er sich etwas notiert hatte, und sagte: »Libyen wäre auch der ideale Standort für diesen Sprachversetzer Razas.«

Karschoff warf einen Blick zu ihm hinüber, ein stoppeliger Bartanflug unterstrich die düstere Besorgnis auf seinem Gesicht.

»Ja, Libyen - das bleibt das Hauptproblem. Wenn wir den Oberst dort angreifen, fällt wieder die ganze so genannte zivilisierte Welt über uns her«, sagte er erbittert. »Und wir hätten nicht den Hauch einer Chance, jemandem zu erklären, dass wir anders sind als Raza.«

Bitburg nickte nachdrücklich, aber Morton sagte: »Ich schlage vor, dass wir den Höchsten Führer über unser Vorhaben informieren, Herr Ministerpräsident.«

Diesmal wurde das tiefe gemeinsame Atemholen drüben im Krisenraum begleitet von einem ebensolchen Geräusch, das von den Technikern ertönte, die in Mortons Nähe saßen. Er selbst schaute jedoch ruhig in die Kamera.

»Sie meinen allen Ernstes, ich solle den Höchsten Führer anrufen und ihm mitteilen, dass wir vorhätten, dieses verdammte Lager dort draußen in seiner Wüste zu bombardieren? Das schlagen Sie tatsächlich vor?« fragte Karschoff.

»Sie brauchen ihn keineswegs selbst anzurufen, Herr Ministerpräsident. Das werden seine Freunde in Damaskus, Algier und Tunis besorgen«, erwiderte Morton. »Und es werden unsere Verbündeten sein, die sie dazu bringen, ihn anzurufen...«

Bitburgs Kopf schoss vor. »Welche Verbündeten?«

»Die Deutschen, die Franzosen. Die haben sich immer eine Verbindung nach Tripolis offen gehalten, und sie werden gewisse Vorteile darin sehen, als Boten aufzutreten. Sie müssen lediglich übereinstimmend das gleiche sagen: dass es nämlich Raza gelungen sei, ohne Wissen des Obersten in Libyen unterzuschlüpfen. Und ich würde das jetzige Ermittlungsergebnis herausstellen, dass es nämlich den Satelliten nicht gelungen sei, etwas herauszufinden. Auch das sei ein Grund dafür, dass niemand dem Höchsten Führer irgendeine Schuld zuschieben wolle.«

Karschoff hatte zu nicken begonnen. Als ihm jetzt Bitburg etwas ins Ohr flüstern wollte, scheuchte er ihn unwirsch beiseite.

Morton fuhr fort: »Jeder wird dem Höchsten Führer die gleiche Botschaft übermitteln - dass niemand von ihm erwarten könne, die eigenen Kräfte gegen Raza einzusetzen gemäß seiner bekannten Position, dass nicht Araber gegen Araber kämpfen dürften. Aber dass sich hier die Chance für ihn biete, sich gegenüber den anderen arabischen Staatsmännern und gegenüber der ganzen Welt zu profilieren als ein Araber mit Weitblick, der die Dinge längerfristig sieht.« Morton lächelte. »Vielleicht könnte ja auch Appleton ihn anrufen. Der hat doch sicher am meisten Zeit für so etwas im Augenblick.«

Von Karschoff war ein tiefes Kichern zu vernehmen. »Ich

habe davon gehört, David, dass Sie den Präsidenten angerufen haben.«

»Es war notwendig.«

»Ich habe ihm das auch gesagt.« Karschoff dachte kurz nach, ehe er fortfuhr: »Es könnte tatsächlich klappen, David. Der Höchste Führer ist in ausreichendem Maße Egoist und Pragmatiker, um das als günstige Gelegenheit zu erkennen. Und die Welt wird ihm auf alle Fälle Beifall zollen - so wie sich Saddam Hussein des Beifalls der Welt sicher sein konnte, als er den Iran angriff. Oder in den dreißiger Jahren Hitler, als er sich gegen die Kommunisten wandte. Eine der merkwürdigsten Eigenschaften der menschlichen Rasse ist es ja doch, dass sie stets im Bösen noch etwas Gutes zu entdecken vermag...«

Der Ministerpräsident unterbrach sich und wandte sich um, da ihm durch einen der Adjutanten ein Blatt Papier zugereicht wurde. Indessen war hinter Morton der Cheftechniker an einem Telefon fieberhaft damit beschäftigt, etwas auf einen Notizblock zu kritzeln. Er riss den Zettel herunter und reichte ihn Morton im selben Augenblick, als Karschoff das ihm zugereichte Blatt zu überfliegen begann.

»Haben Sie's mitgekriegt?« fragte er Morton.

»Ja, Lacoste hat es mir gerade durchgegeben«, bestätigte dieser.

»Verdammt, verdammt, verdammt - diese Scheißfranzosen!« brüllte Karschoff. »Diese verdamnten Franzosen haben«, er warf dabei einen Blick in die Runde, »die Freilassung der Fedajin beschlossen. Sie haben gebeten, nach Tripolis ausgeflogen zu werden, und Libyen hat »aus humanitären Gründen« entschieden, sie aufzunehmen. Und die Air France wird dafür großzügigerweise und gratis ihre neueste »747« zur Verfügung stellen!«

In das bekommene Schweigen im Krisenraum drang die Stimme des Luftwaffenchefs: »Aber wir können doch nicht

einfach ruhig hier sitzen und diese Terroristen ausfliegen lassen! In einer Woche sind die wieder auf der Westbank und bringen unsere Leute um! Ich kann mit unseren Maschinen diese ›747‹ noch weit vor dem libyschen Luftraum abfangen.«

Morton fiel ein, das der Luftwaffen-Oberbefehlshaber ein ganz ausgezeichnete Pilot gewesen war. Aber mit seiner jetzigen Aufgabe schien er ihm schlicht überfordert.

Jetzt wandte sich der Oberkommandierende des Heeres an den Ministerpräsidenten: »Wir sollten sie am besten hierher schaffen und vor Gericht stellen. Das haben wir ja früher auch schon getan. Oder wir halten uns einfach an die schon gegen sie verhängten Strafen und lassen sie ihre Zeit hier absitzen!«

Morton beugte sich vor und wandte ein: »Damals ging es aber nur darum, eine DC-3 wenig außerhalb unseres eigenen Luftraums zu schnappen. Jetzt aber reden wir davon, eine ›747‹ der Air France über das halbe Mittelmeer hinweg zwangsweise umzuleiten. Wenn wir das tun, haben wir im Nu die gesamte französische Luftwaffe am Hals!«

Der Heeres-Oberbefehlshaber schaute krieglerisch in die Kamera und fragte: »Was schlagen Sie denn vor?«

»Dass wir sie ganz einfach laufen lassen. Die landen dann nämlich ganz bestimmt in diesem Lager. Und dort werden wir uns mit ihnen befassen«, antwortete Morton.

Sein Vorschlag löste nachdenkliches Schweigen im Krisenraum aus.

»Und wann?« fragte schließlich Karschoff nur.

»Morgen in den frühen Morgenstunden«, empfahl Morton.

»Was also brauchen Sie?« fragte der Ministerpräsident ohne weiteres Zögern.

Und Morton sagte es ihm, während die Concorde den Kanal zu überfliegen begann.

Fuller hatte den Lieferwagen besorgt. Er hatte auch den

Fahrer und einen Techniker gestellt, der zusammen mit Wolfie und Michelle im hinteren Teil des Wagens saß. Dieser drehte gemächlich weiter seine Runden um die Polizeistation Paddington Green, in der gerade Salem Arisch von Beamten der Anti-Terrorismus-Abteilung von Scotland Yard ausgequetscht wurde.

»Ich weiß nicht, wie ihr Leute das aushaltet«, meinte der Techniker, der auf einem am Wagenboden verschraubten Schemel hockte. Er war ein junger Mensch, der sein Haar in einen modischen kleinen Pferdeschwanz gebunden hatte, komplett in Jeansstoff gekleidet war und eine großväterliche Nickelbrille trug.

»Ach, man gewöhnt sich daran«, sagte Wolfie. Er hatte sich zwischen zwei Oszillographen gequetscht, die Knie mit den Armen umklammernd. »Es wollen uns ja auch nicht *alle* abmurksen«, fügte Michelle hinzu, »- nur die meisten.«

Sie kauerte mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden neben einem Gerät, mit dem sich Telefonanrufe verfolgen ließen und auf dessen Anzeigebildschirm die Nummern durcheinander wirbelten.

»Ich war mal ein Weilchen in Hongkong«, sagte der Techniker und hielt dabei die Augen auf einen an der Wand des Wagens befestigten Monitor gerichtet. »Ich hatte dort ein ähnliches Gefühl. Ob Araber oder Chinesen - die sind sich gleich. Verdammte Ausländer.«

Auf dem Monitor waren alle öffentlichen Telefonzellen mit ihren Nummern in einem Umkreis von einer Meile um die Polizeistation markiert.

»Unser Typ da wird wahrscheinlich erst mal ein Stückchen marschieren«, sagte der Techniker nach einiger Zeit. »Im allgemeinen bringen sie gern ein bisschen Abstand zwischen sich und die Wache.«

Der Lieferwagen wartete gerade an einer Verkehrsampel.



Dann setzte er seine langsame Fahrt durch die Straßen rund um das Polizeirevier im Westen Londons fort. Draußen hatte es zu regnen begonnen.

Auch in Mexico City regnete es, als die Boeing 737 der Aeromexico aus Medellin landete. Dreißig Minuten nach der Ankunft hatte Raza die Einreiseformalitäten hinter sich und saß in einem Wagen, der ihn zu einem Stützpunkt des Drogenkartells brachte, der in einem Gebäude am »Platz der drei Kulturen« lag.

In der geräumigen, luftigen Wohnung empfing ihn gravitatisch ein Bediensteter.

Dieser überreichte ihm eine Ledermappe mit den Worten: »Die Unterlagen für Sie, Señor!«

Zugleich eilte ein Dienstmädchen herbei und brachte seinen Koffer in ein Schlafzimmer. Der Bedienstete geleitete Raza in die Bibliothek, wo kurz darauf das Dienstmädchen mit einem Krug frisch gepresster Zitronenlimonade und einer Schale voller mit Bitterschokolade überzogener Kekse erschien. Man erinnerte sich noch von seinem letzten Besuch her an Razas Vorlieben.

Das Mädchen goss ihm ein Glas voll.

»Danke«, sagte er und scheuchte sie weg. »Ich rufe, wenn ich etwas brauche.«

Der Diener verbeugte sich, das Mädchen knickste, und beide verschwanden. Raza trank einen Schluck und öffnete dann die Ledermappe, um die Meldungen durchzugehen.

Obenauf lag die Nachricht des Ayatollahs, dass die Franzosen nachgegeben hätten. Marcel Bolot, der Kontaktmann des Drogenkartells in Frankreich, ergänzte sie durch ein Fax, dass noch vor Mitternacht die Fedajin in Libyen wären. Einmal mehr hatte der Korse bewiesen, dass er seine Fühler überall hatte.

Nuri hatte angerufen - Lila war wohlbehalten in Sweetmont eingetroffen.

Von Nadine war ebenfalls ein Fax da. Sie teilte ihm mit, dass ihr eine Kontaktaufnahme mit Faruk Kadumi in London nicht möglich gewesen sei. Er hatte weder das Telefon abgenommen noch das Fax bestätigt, in dem sie ihm mitgeteilt hatte, dass er nach Erledigung seines Auftrags sogleich nach New York fliegen solle.

Raza runzelte die Stirn und wählte sofort die entsprechende Nummer in London. Er ließ es eine volle Minute lang klingeln, dann erst legte er den Hörer auf.

Matti ordnete sich mit dem Lincoln auf der Autobahn in die Abbiegespur nach Sweetmont ein, während Lou in einer Lederschatulle mit Visitenkarten kramte.

»Ossie Oakes. Vertreter für Blechtonnen«, las er vor. »Wo hast du denn den aufgetan?«

»In Miami«, antwortete Matti.

»Verstehst du was von Blechtonnen?«

»Nicht die Bohne. Aber die Musik darauf gefällt mir«, blödelte Matti.

Lou schüttelte den Kopf und wühlte weiter in den Visitenkarten.

Am Kennedy-Flughafen waren sie als Überprüfungsbeauftragte einer Versicherung aufgetreten, die noch offene Fragen wegen des Schadenfalles bei dem von Muktar Sayed gefahrenen Taxi hatten. Sie hatten Muktars Foto überall herumzeigt, vor allem natürlich bei den übrigen Taxifahrern, und gefragt, ob sich irgend jemand daran erinnern könne, ihn am Tage seines Todes am Flughafen gesehen zu haben. Aber niemand konnte das.

»Wie wäre es mit der Reifenfirma Sure-Grip?« fragte Lou und

zog zwei Karten heraus.

»Genau richtig«, bestätigte Matti. »Denen geht's im Augenblick gar nicht gut. Daher wäre es höchst verständlich, wenn sie zwei geplatzen Reifen nachgehen.«

»Aber angenommen, ›D & N‹ verwendet deren Reifen überhaupt nicht?«

»Tun sie aber - habe ich schon geprüft.«

Lou schüttelte erneut den Kopf.

Wenig später bogen sie in die Privatstraße zum Landsitz von Raschid Harmoos ein.

Sie zeigten ihre Visitenkarten dem Mann in seinem Wachhäuschen und fuhren kurz darauf vor dem gewaltigen Wohnhaus vor, »Ganz im Stil von ›Vom Winde verweht‹«, murmelte Lou.

»Als ob er das Weiße Haus hierher versetzt hätte«, ergänzte Matti, während sie auf die Eingangstür zutraten.

»Wetten, dass jeder das sagt?« Lou grinste und drückte auf die Klingel neben dem Eingang.

Ein Dienstmädchen öffnete die Tür. Es hatte stumpfe und müde dunkle Augen, und man sah, dass es füllig zu werden begann. Wie eine Bauchtänzerin im Ruhestand, befand Matti - er hatte schon welche kennen gelernt.

»Was wünschen Sie bitte?«

Den Akzent, mit dem sie ihr Englisch sprach, stufte Matti als algerisch ein.

»Wir möchten uns gern kurz mit Mister Harmoos unterhalten«, sagte er, gab ihr seine Visitenkarte und erläuterte knapp den angeblichen Zweck seines Besuchs.

Die Frau zögerte. »Mister Harmoos ist nicht hier.«

»Wann wird er denn zurückerwartet?«

»Wer sind Sie?« fragte Nuri, der gerade um die Ecke des

Hauses bog.

Er hielt ein Gewehr lässig in der Hand, wie Matti das an Fedajin beobachtet hatte. Er fuhr auf arabisch die Frau an, wieder an ihre Arbeit zu gehen.

Dann streckte er die Hand aus. »Ihre Karten bitte!« Er unterstrich seine Aufforderung mit einer kurzen Bewegung seiner Waffe und überflog die Visitenkarten.

»Diese Angelegenheit ist erledigt«, sagte er dann.

»Wir hätten dazu wirklich nur noch ein paar Fragen«, erklärte Matti. »Wie lange die Reifen auf Mister Sayeds Taxi schon gefahren wurden, ob regelmäßige Überprüfungen stattfanden und solche Dinge.«

»Das dauert doch wirklich nur ein paar Minuten«, fügte Lou hinzu.

Nuri zögerte. Harmoos hatte gesagt, niemand dürfe ins Haus, wenn Ismail und Lila anwesend seien. Aber sie waren ja im Untergeschoß in dem provisorischen Labor. Und Harmoos war noch für einen weiteren Tag in Florida. Es war sicher vernünftiger, die Fragen dieser Ungläubigen jetzt gleich zu beantworten, als dass sie noch einmal erschienen, wenn Harmoos selbst im Haus war.

»Schönes Gewehr«, meinte Matti mit einer Kopfbewegung zu Nuris Waffe hin.

»Ich jage gern, es gibt eine Menge Waldmurmeltiere hier«, antwortete Nuri kurz.

Mit einer Bewegung seines Gewehrs deutete er an, dass sie hineingehen sollten. Die Geste war, fand Matti, teils widerstrebend und teils ärgerlich.

Sie betraten die mächtige Eingangshalle des Hauses. Auf dem Teppich standen Bronzebüsten auf Marmorsäulen und große bemalte Vasen. Hohe Türen führten in die anderen Räume.

»Es geht uns darum, eindeutig festzustellen, dass Mister

Sayeds Unfall nicht auf einen Fabrikationsfehler an unseren Reifen zurückzuführen ist«, erklärte Matti.

»Das war ein ganz normaler Unfall«, entgegnete Nuri.  
»Kommen Sie.«

Er lehnte sein Gewehr an die Wand und führte seine beiden Besucher in das große Büro von Raschid Harmoos. Matti schaute mit anerkennenden Blicken auf die wertvollen Bücher und die Gemälde ringsum.

»Welch ein Sammler, dieser Mister Harmoos!« sagte er, gebührend beeindruckt.

»Ja!« knurrte Nuri nur und trat auf den Schreibtisch seines Chefs zu, um dort einen dünnen Aktendeckel in die Hand zu nehmen.

»Der Unfallbericht«, erläuterte er dabei. »Mister Harmoos legt großen Wert darauf, dass ihm alles persönlich vorgelegt wird.«

Dann überflog er die Unterlagen und berichtete: »Die Reifen wurden erst zwei Monate vor dem Unfall aufgezogen. Sie wurden nach fünfhundert und noch einmal nach tausend Meilen kontrolliert. Der Kundendienst am Taxi wurde eine Woche vor Sayeds Tod durchgeführt.«

Er klappte den Hefter zu. »Eine Tragödie. Aber die Polizei sagt, es sei nichts zu beanstanden.«

Matti nickte freundlich. »Es sieht ganz danach aus.«

»Vielen Dank für Ihre Hilfe«, ergänzte Lou.

Nuri geleitete sie aus dem Raum.

In der Halle lächelte Matti einer dort stehenden Dame zu und grüßte höflich.

Sie schaute die beiden Besucher an, sagte aber kein einziges Wort.

Auch Matti und Lou verloren kein Wort, ehe sie nicht das Gelände des Landsitzes hinter sich hatten und wieder auf dem

Weg zur Autobahn waren.

Schließlich brach Lou als erster das Schweigen: »Ich hätte ihm sein Spielzeuggewehr am liebsten über den Schädel gedroschen.«

»Harmos unterhält dort eine regelrechte Privatarmee«, antwortete Matti. »Neben dem Kerl in seinem Wachhäuschen habe ich sechs weitere gesehen, die in Bäumen hockten. Dazu kommen sicher noch welche im Haus.«

Wieder fuhren sie ein weiteres Stück schweigend, ehe Lou fragte: »Was hältst du von der Frau?«

»Ein gefährliches Weib!«

Sie fuhren an einem Lastwagen der Firma »Swift Renovation« vorbei, der neben der Straße parkte. Der Fahrer schien über seinem Steuer zu schlafen.

Mit einem Blick zu dem Lkw hinüber sagte Lou: »Sie schien mir eher eine Italienerin denn eine Araberin zu sein.«

»Sie ist Araberin, glaub mir's. Und solche Augen hat jemand nur, wenn er ans Töten gewöhnt ist.«

Er griff nach dem Autotelefon. »Ich rufe den Laster an und gebe denen eine Beschreibung durch.«

»Er kommt!« meldete der Techniker Wolfie und Michelle.

»Ich hab' ihn im Blick!« bestätigte der Fahrer.

Der Lieferwagen fuhr gerade langsam an der Polizeistation Paddington Green vorbei, als Salem Arisch die Station verließ. Der Techniker hantierte geschäftig mit Knöpfen und Steckern und reichte Wolfie und Michelle Kopfhörer mit Mikrofonen daran.

»Der ACC will Sie sprechen!« sagte er dazu.

»Unser Mann überquert die Straße«, berichtete der Fahrer, »und an der ersten Telefonzelle ist er erst mal vorbeigegangen.«

Fullers Stimme drang aus den Kopfhörern. »Das ist ein zäher Brocken. Und gerissen bis dorthinaus. Alles, was er zugibt, sind ein paar kleinere Diebereien. Aber er leugnet rigoros, irgend etwas von diesen Parfümfläschchen zu wissen. Wir haben ihn gegen Kautio n freigelassen, damit er euch zur Verfügung steht, und ihm eine Vorladung für das Gericht übergeben. Wenn ihr mit ihm fertig seid, werden wir ihn uns schon vorknöpfen!«

»Prächtig«, versicherte Wolfie.

»Sieht aus, als will er sich ein Taxi nehmen«, meldete der Fahrer.

Michelle stieß eine Reihe französischer Flüche aus.

»Nein, er geht jetzt doch weiter«, verkündete der Fahrer.

Der Techniker schaute auf seinen Monitor und sagte: »Dort unten am Ende der Straße ist wieder eine Telefonzelle.«

Der Lieferwagen überholte Arisch.

Leise vor sich hinpfeifend, spielte der Techniker an seinen Geräten herum.

Wolfie und Michelle schauten zu, wie die Nummern auf dem Monitor zur Ruhe gelangten.

Der Fahrer parkte das Fahrzeug etwa fünfzig Meter hinter der Telefonzelle. Er stieg aus und ging in einen kleinen Laden. Er schien keine Eile zu haben und kehrte bald darauf mit einem Päckchen Zigaretten zurück.

»Er ist drin!« meldete er und stieg wieder ein.

»Jetzt wählt er«, sagte der Techniker.

Er drückte einen Knopf an einem Tonbandgerät, das neben ihm auf dem Boden stand, und das Band begann zu laufen. In ihren Kopfhörern konnten Wolfie und Michelle mitverfolgen, wie Arisch wählte.

»Vorwahl nullachteins«, flüsterte der Techniker in sein Mikrofon. »Das ist um Harrow herum.«

»Nullachteins«, erklang die Bestätigung durch die Kopfhörer.  
»Dranhängen jetzt!«

In einem Raum über einem Anwerbungsbüro des Heeres im Norden Londons, das sie sich als Hauptquartier gewählt hatten, schalteten die Techniker des GCHQ ihre Geräte ein, um den Empfänger des Anrufs zu ermitteln.

Man hörte es klingeln.

Dann erklang eine sanfte Stimme in den Kopfhörern:  
»Hallo?«

»Effendi?«

»Salem! Wo stecken Sie?«

»Diese Schweine haben mich festgenommen.«

Das Tonband im Lieferwagen schnitt auch die eingetretene plötzliche Stille mit.

»Und warum hat man Sie wieder laufen lassen?«

Man konnte Arisch lachen hören, ehe er antwortete: »Weil ich ihnen nichts gesagt habe!«

»Was wollten sie wissen?«

»Na, wegen dieser Parfümfläschchen haben sie mich natürlich ausgequetscht. Ich muss mich dann beim Gericht melden. Aber ich habe ihnen wirklich nichts gesagt, Effendi!«

»Hören Sie zu - Sie erinnern sich an die Adresse, die ich Ihnen gegeben habe?«

»In dem Wohnblock dort!«

»Ja, genau. Gehen Sie hin, ich muss dort mit Ihnen reden.«

»Aber Effendi, ich habe denen wirklich nichts gesagt, ganz bestimmt nicht!«

»Ich verstehe schon. Aber tun Sie, was ich Ihnen sage!«

Man hörte ein Klicken, das Gespräch war beendet.

Einen Augenblick später schrie der Fahrer: »Der hat ein Taxi in die andere Richtung erwischt!«



Er fuhr an, um auf der belebten Straße zu wenden.

»Verdammt!« schrie er dann und trat so heftig auf die Bremse, dass hinten im Wagen Wolfie, Michelle und der Techniker übereinander flogen. Als er den Wagen zum Stehen bringen konnte, war dessen Kühlerhaube nur noch wenige Zentimeter von einem schweren Lastwagen entfernt. Als er zurückgesetzt und sein Wendemanöver glücklich beendet hatte, war das Taxi mit Salem Arisch darin längst außer Sichtweite.

Miriam erwachte, weil sie husten musste. Davon hatte sie noch nichts verspürt, als sie endlich eingeschlafen war. Ihr ganzer Körper schmerzte, als sie sich umdrehte, um einen Blick auf den Wecker neben dem Bett zu werfen. Gerade zwei Stunden Schlaf hatte sie geschafft.

Die herabgezogenen Jalousien tauchten das Schlafzimmer in mattes Licht, in dem die einzelnen Möbelstücke nur unscharf zu erkennen waren.

Miriam fühlte sich durstig, aber kalt. Sie wünschte sich, dass Matti hier wäre. Als sie in seiner Wohnung angerufen hatte, war ein fremder Mann am Apparat gewesen und hatte ihr gesagt, er sei nicht da. Sie hatte ihren Namen hinterlassen und gebeten, dass Matti sie anrufe - es sei außerordentlich wichtig.

Sie wollte ihm das Ergebnis der Autopsie von Nancy Olson mitteilen. Das Anthrax-B-C war in ihre lebenswichtigen Organe wie Lunge, Leber und Nieren eingedrungen und hatte sie zerstört. Miriam hatte noch nie zuvor so etwas gesehen.

Der Pathologe schien vom Anblick, der sich ihm bei seiner Untersuchung bot, so verstört, dass ihm der Saugheber, mit dem er Nancys Blut abzapfte, aus der Hand geglitten war und das Blut herumspritzte. Miriam und er waren sich zwar sicher gewesen, dass kein Blut sie bespritzt hatte, aber dennoch hatten sie ihre Arbeit unterbrochen, waren in den Desinfektionsraum hinübergangen und hatten dann frische Schutzkleidung

angezogen. Anschließend hatte der Pathologe noch einmal den ganzen Bereich um den Sektionstisch desinfiziert.

Miriam griff sich an den Hals. Er wirkte entzündet, und an der Kehle schien die Haut rauh. Sie rappelte sich auf und ging ins Badezimmer hinüber, um dort in den Spiegel zu schauen. Sie entdeckte eine Pustel auf ihrem Hals.

»O mein Gott!« stöhnte sie und taumelte ins Schlafzimmer zurück.

Als sie dort nach dem Telefon griff, schüttelte sie ein schrecklicher Hustenanfall. Danach spürte sie Blut im Mund. Miriam brach über ihrem Bett zusammen. Es ging ihr so schlecht, dass sie nicht mal merkte, dass der Telefonhörer neben der Gabel lag.

Im Wohnzimmer der Wohnung im Westen Londons starrte Faruk Kadumi auf das Faxgerät, das für ihn zu einem Symbol des Schreckens geworden war, der hier immer stärker auf ihm lastete.

Jedes Mal, wenn der Benachrichtigungston des Apparates auf den Eingang einer neuen Meldung hingewiesen hatte, war er zusammengezuckt und in Panik geraten. Das erste war der Befehl von Razas Mitarbeiterin gewesen, dass er so rasch wie möglich nach New York fliegen solle. Ihre Weisung, den Faxeingang zu bestätigen, hatte er ignoriert, da er inzwischen keinen Zweifel mehr daran hatte, dass das Gerät überwacht wurde. Diese Überzeugung hatte sich gefestigt, nachdem die Polizei ein zweites Mal an seine Tür geklopft hatte. Inzwischen hatte auch mehrfach das Telefon geklingelt, doch er war viel zu sehr verängstigt, um es abzunehmen.

Das Faxgerät hatte eine zweite Botschaft ausgespuckt, die ihn nach New York beorderte. Er wurde aufgefordert, seine Flugdaten Nadine zu übermitteln. Die Nachricht war unterzeichnet mit »Achmed« - dem Decknamen für Raza.

Auch dieses Blatt hatte Faruk Kadumi in kleine Schnipsel zerrissen und diese in die Toilette gespült. Immer wieder hatte das Telefon geklingelt, das weiter an seinen Nerven zerrte.

Gerade war das Faxgerät erneut zum Leben erwacht. Er schaute zu, wie sich der Bogen aus der Maschine schob, und konnte dabei erkennen, dass er mit säuberlichen, von Hand geschriebenen arabischen Schriftzeichen bedeckt war.

Kadumi wartete, bis die Übertragung beendet war, dann ging er an den Apparat und zog den Bogen heraus.

Er konnte sein Zittern nicht unterdrücken, als er laut den Text las, als ob er damit dessen schwerwiegenden Inhalt mildern könne.

»Der Lieferant wird sich in Kürze melden«, las er, »und Sie werden ihn im Namen Allahs pflichtgemäß und ohne Fehl bedienen. Um das übrige wird man sich kümmern, sobald Sie dieses Land der Feinde Gottes verlassen haben!«

Und schon wieder klingelte das Telefon..

Sobald sie wieder in der Stadt waren, rief Matti von seinem Autotelefon aus nochmals Miriam an. Wieder war die Nummer belegt. Er traf eine Entscheidung.

»Ich fahre dort mal vorbei«, sagte er zu Lou.

Fünfzehn Minuten später hielt er vor dem Apartmenthaus an der Kreuzung der First Street mit der Third Avenue. Nur zehn Häuserblocks weiter ragten die Türme des City Center Hospitals auf.

Miriam hatte ihm etwa zwei Monate nach Beginn ihrer Beziehung einen Schlüssel zu ihrer Wohnung gegeben. Er hatte ihn ein paar Mal benutzt, um schon vorab ein Abendessen vorzubereiten - an Abenden, für die sie beschlossen hatten, die folgende Nacht gemeinsam hier zu verbringen.

Matti öffnete die Wohnungstür und sah sich in einem kleinen

Flur, der vom Boden bis zur Decke mit Schwarzweißdrucken beklebt war, die einander überlappten. Die Blätter in Bodenhöhe waren zu ihrem Schutz mit einem klaren Fixativ übersprüht worden.

»Miriam?« rief Matti und steckte den Kopf ins Wohnzimmer.

Dessen Tapete war mit Efeublättern bedruckt, das gleiche Motiv wiederholte sich auf den Sofakissen. Miriam nannte den Raum ihre »zivilisierte Dschungel-Höhle«. Ein leichter Luftzug bewegte die Vorhänge.

Matti durchquerte das Zimmer und stieß die Tür zum Schlafraum daneben auf. Er musste etwas blinzeln, bis sich seine Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatten.

Miriam lag mit dem Kopf nach unten quer über das Bett hingestreckt.

»Miriam«, flüsterte Matti, »schläfst du?«

Sie gab einen undeutlichen Ton von sich. Matti schaltete das Deckenlicht ein und sah sofort das Blut, das ihr aus dem Mundwinkel gelaufen war, und auch die Tüpfelchen auf ihrer Haut.

»Matti«, keuchte sie, »ich kriege keine Luft!« Zugleich begann ein heftiger Hustenanfall, sie zu schütteln.

»Nicht sprechen!« bat Matti und griff zum Telefon. Er rief das City Center Hospital an und schilderte kurz, um was es ging. Man versprach, sofort einen Krankenwagen loszuschicken.

Zwanzig Minuten später lief Matti im Krankenhaus neben dem Rollbett her, das man inmitten einer Gruppe von Schwestern und Ärzten gerade durch die Notaufnahmestation schob. Eine der Schwestern drückte eine Sauerstoffmaske auf Miriams Mund, eine andere hielt eine Plastikflasche hoch, aus der eine glasklare Flüssigkeit in eine Ader tropfte.

»Glücklicherweise haben wir aufgrund der Lieferung des Pentagons wieder das PEG-Enzym zur Hand, um sie sofort

damit zu behandeln«, erläuterte der Chef der Notaufnahmestation.

»Noch jemand erkrankt?«

»Ja, unser Pathologe.«

»Der die Autopsie bei Nancy Olson vorgenommen hat?«

Der Arzt schaute ihn erstaunt an. »Ja - woher wissen Sie das?«

»Miriam hat mir davon erzählt.«

Das Bett wurde in die Intensivstation gerollt.

»Ich habe den Autopsieraum sofort versiegeln lassen«, berichtete der Stationsleiter. »Das Heer schickt uns eine Entseuchungseinheit.«

Sie waren am Eingang zur Intensivstation angelangt, und der Arzt sagte zu Matti: »Tut mir leid, aber weiter können Sie nicht mitkommen!«

Die Türen der Intensivstation schlossen sich hinter Miriam...

Endlich hatte das Telefon aufgehört mit seinem Klingeln. Inzwischen zerrte selbst die Stille in der Wohnung an Faruk Kadumis Nerven. Er hatte seine Koffer gepackt und in den Flur gestellt. Dabei hatte er sorgfältig darauf geachtet, dass niemand sie sehen konnte, der vielleicht einen Blick durch den Briefkastenschlitz warf. Anschließend hatte Kadumi den Browning aus der Schachtel geholt und den Schalldämpfer aufgeschraubt. Er hatte die Waffe in den Hosenbund gesteckt und sich wartend ins Wohnzimmer gesetzt. Während der letzten paar Minuten hatte er den bescheidenen Rest seines Äthers geschnüffelt, geholfen hatte es nicht sonderlich.

Er versuchte, sich daran zu erinnern, was ihnen der Ausbilder für Handfeuerwaffen im Trainingslager beigebracht hatte: die Waffe fest umklammern, die Wadenmuskeln anspannen und beim Zielen immer beide Augen offen halten.

In welchem Maße ein Schalldämpfer den Schuss tatsächlich dämpfte, hatte der Mann ihnen niemals verraten.

Als der Besucher erschien, war sein Klopfen an die Wohnungstür behutsam und zögernd.

Faruk Kadumi spürte, wie die letzte Wirkung des Äthers verflog. Er erhob sich und ging zur Tür. Es klopfte wieder, und zugleich ertönte eine leise, drängende Stimme: »Der Effendi schickt mich!«

Kadumi öffnete die Tür. Salem Arisch schlüpfte rasch herein und schloß die Tür sofort wieder. Dann blieb er unsicher im Flur stehen.

»Hat der Effendi angerufen?«

»Nein!«

»Dann wird er es noch tun.« Arisch schaute auf das Gepäck. »Sie reisen ab?«

»Ja.«

Arisch seufzte. »Wenn ich das nur auch könnte!« Er ging ins Wohnzimmer, schaute sich dort um und trat dann an das Fenster. »Hübsch hier.«

Er drehte sich um und erstarrte.

Faruk Kadumi war in der Tür stehen geblieben. Er hielt die Pistole mit beiden Händen.

»Gehen Sie vom Fenster weg!« sagte er.

Arisch bewegte die Lippen, aber es war kein Ton zu hören.

»Weg dort!« befahl der Arzt.

»Wieso?« gelang es Arisch endlich zu stammeln. »Der Effendi wird Sie...«

»Los jetzt!« sagte Kadumi scharf.

Salem Arisch ging auf ihn zu, die Hände flehend ausgestreckt. Kadumi glitt in den Flur hinaus. Arisch trat mit flackernden Augen näher und stand jetzt im Türdurchgang.

»Stehenbleiben! Umdrehen!« bellte Kadumi.

»Bitte, nein...«

»Umdrehen!«

Arisch gehorchte.

»Bitte«, flüsterte er, »ich habe Geld, viel Geld...«

Faruk Kadumi trat auf Arisch zu und setzte ihm den Lauf der Waffe an den Hinterkopf. Dann zog er den Abzug durch. Es gab nur ein leises Geräusch, und Arisch kippte nach vorn auf den Teppich. Dort blieb er bewegungslos liegen.

Der Arzt stieg über den Körper, ging in die Küche und versteckte die Waffe wieder in dem Schrank. Dann klappte er den Deckel der Tiefkühltruhe hoch. Die säuberlich dort aufgereihten Reagenzgläser waren fest gefroren. In aufgetautem Zustand würden sie einen solchen Schrecken verbreiten, dass ihn das für alle die Ängste entschädigte, die er ausgestanden hatte, seit er sich in diesem Land der Ungläubigen befand. Befriedigt schloß Kadumi den Deckel der Truhe.

Dann trat er in den Flur und lauschte einen Augenblick an der Tür. Als draußen nichts zu hören war, öffnete er sie, nahm sein Gepäck auf und trat hinaus. Er ließ die Tür ins Schloss fallen und schritt zum Aufzug hinüber. Kurz darauf stand er auf der Straße und hielt ein Taxi an, um sich zum Flugplatz Heathrow bringen zu lassen.

## 26

Auch der Stützpunkt des Mossad in der Londoner Foley Street hatte sich erheblich verändert, als Morton und Shema in Fullers Wagen, der sie am Flughafen in Northolt abgeholt hatte, dort anlangten.

Das halbe Dutzend von Technikern, das sich Morton von der Londoner Botschaft ausgeliehen hatte, war eingetroffen und hatte bereits Direktverbindungen mit dem Hauptquartier der US-Marine in Ruislip, dem Hauptquartier der Sechsten Flotte in Neapel und mit dem Marinedepartment in Washington hergestellt.

Nachdem Wolfie und Michelle zurückgekehrt waren, hatte man auch Leitungen zu den Leuten des GCHQ im Norden Londons und zu ihrer Zentrale in Cheltenham gelegt. Eine besondere Funkverbindung war zur »Independence« hergestellt worden. Der amerikanische Flugzeugträger lief im Augenblick mit voller Fahrt auf die libysche Küste zu. Auch die Sonderleitungen zu Danny Nagier in Tel Aviv und in die Wohnung Mattis wurden stets frei gehalten.

Es herrschte eine Atmosphäre zügiger Entschlossenheit. Überall hörte man die Männer Informationen entgegennehmen oder weitergeben.

Während der Fahrt vom Flughafen hatte Fuller Shema nach den Bombenlegern ausgefragt, die für die Hotelzerstörungen verantwortlich sein konnten. Sie hatte Namen genannt und Beschreibungen gegeben, und diese waren sofort nach New Scotland Yard weitergeleitet worden. In einem Winkel der Wohnung quetschte jetzt der ACC Shema weiter aus, vor allem nach »schlafenden Agenten« Razas in Großbritannien.

»Der muss hier ein Netz von Leuten haben, um das Anthrax



zu verteilen«, sagte Füller gerade. Er wirkte nervös und niedergeschlagen.

Morton lächelte beiden zu - Fuller, um ihm zu versichern, dass er seine Sorgen verstehe, und Shema, um ihr zu bestätigen, dass er davon überzeugt sei, sie werde ihr Bestes tun.

»Viele von ihnen sind Studenten«, berichtete Shema. »Gewöhnlich werden sie von den Mullahs bezahlt. Sie kommen meistens hierher, um die Sprache zu erlernen.«

Fuller sprang auf und eilte an ein Telefon. Er gab Anweisungen, sofort jedes Sprachinstitut im Land nach arabischen Studenten zu durchforsten - ja, *sämtliche* Araber. Er legte auf und kehrte wieder zu Shema zurück.

»Und wie sieht es mit Stützpunkten aus?« fragte er. »Wohnungen oder ein Raum über einem Laden oder so? Wo und wie auch immer.«

Shema runzelte die Stirn. »Ich war nur ein einziges Mal hier in London.«

»Und wo wohnten Sie da?«

»Im Regent Palace.«

Der ACC konnte seine Enttäuschung nicht verbergen.

Shema schloß die Augen. »Warten Sie. Da gab es etwas es war auf dem Weg zum Flugplatz. Ehe ich nach Genf abflog, hielt ich dort an, um einen Umschlag abzuholen...«

Shema öffnete ihre Augen wieder und schaute Morton verlegen an.

»Es tut mir leid, David, aber ich kann mich an den Namen der Straße nicht mehr erinnern.«

»War es eine Hauptstraße?« drängte Fuller. An Morton gewandt, meinte er: »Es besteht eine gute Chance, dass dieser Stützpunkt noch jetzt existiert.« Dann drehte er sich wieder Shema zu: »Können Sie sich erinnern, wie es drinnen aussah? Bestimmte Möbel, Tapeten, Vorhänge?«

Shema schüttelte den Kopf. »Ich kann mich wirklich nicht mehr erinnern.«

Fuller stieß schwer den Atem aus. »Verdammt noch mal, wir sind doch auf Sie angewiesen«, sagte er und begann, laut zu werden. »Da draußen sind vielleicht Hunderttausende von Menschen vom Tod bedroht!«

»Ich bemühe mich ja, mich zu erinnern«, entgegnete Shema ganz ruhig.

»Dann geben Sie sich eben noch mehr Mühe!« fauchte Fuller. »Dort draußen irgendwo läuft jemand mit so viel Gift herum, dass er diese ganze Stadt in eine Wüste verwandeln kann. Und ich muss ihn erwischen, bevor ihm das gelingt!«

»Wir alle wollen das, Harry, keine Frage«, versicherte Morton freundlich.

»Tut mir leid«, sagte der ACC und blinzelte aus übermüdeten Augen.

»Sie machen das gut, Shema«, bestätigte ihr Morton. Er sah, dass Wolfie neben einem der Techniker stand und ihn zu sich winkte.

»Die Leute vom GCHQ sind dran«, berichtete ihm Wolfie, als er zu ihm trat. »Sie haben die Nummer des ›Effendi‹ lokalisiert. Es ist eine Wohnung in Harrowonthe-Hill. Sie haben sie schon eingekreist.«

»Niemand geht näher ran, ehe ich den Befehl dazu gebe!« sagte Morton knapp.

Wolfie grinste. »Hab' ich ihnen schon mitgeteilt!«

Michelle wandte sich von einem der Bildschirme ab, die im Wohnzimmer zu sehen waren. »Cheltenham meldet, dass die eine der Faxnachrichten, die hereingekommen sind, aus Libyen stammt und eine andere ihren Ausgangspunkt irgendwo zwischen Mexico City und Panama haben müsse. Und der Empfänger für beide müsse irgendwo zwischen Hammersmith

und der Great West Road sitzen.«

Morton war schon auf dem Rückweg zu Shema.

»Great West Road? Könnte das die Straße gewesen sein?«

Shema schloß die Augen. Als sie sie nach einer kleinen Ewigkeit wieder öffnete, antwortete sie: »Ja. Dort war ein Wohnblock. Wir konnten nicht davor parken. Also ging ich ein Stück zu Fuß.«

»Versuchen Sie, sich noch schärfer zu erinnern«, sagte Morton. »Wie weit sind Sie gegangen? Woran kamen Sie vorbei? An Läden? Einem Gasthaus?«

Sie schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid. Das war immerhin vor drei Jahren!«

Morton wandte sich an Fuller. »Schicken Sie jeden verfügbaren Mann in diese Straße - in jedes Haus dort, in jeden Raum. Sagen Sie ihnen, dass sie nach einem Faxgerät suchen müssen und nach einer Tiefkühltruhe. Und sie müssen in jede reinschauen. Wenn sie auf irgendwelche Parfümflakons stoßen, sollen sie sie auf keinen Fall anrühren!«

Zu Shema sagte er: »Und Sie lasse ich jetzt durch diese Straße fahren. Es ist erstaunlich, an was alles man sich erinnert, wenn man nur etwas wieder sieht.«

Das einzige Anzeichen für besondere Sicherheitsvorkehrungen, das Faruk Kadumi im Flughafenbereich erkennen konnte, waren Doppelpatrouillen von Polizisten mit umgehängten Maschinenpistolen.

Nachdem er sein Gepäck aufgegeben hatte, wurde er ruhiger. In weniger als einer Stunde war er in der Luft und auf dem Weg nach Paris. Wenn er erst einmal dort war, würde er in Ruhe mit Libyen telefonieren und zu erfahren versuchen, warum er eigentlich nach Amerika solle.

Durch die Passkontrolle hier würde er freilich so spät wie

möglich gehen. Raza hatte einmal darauf hingewiesen, dass man im Wartebereich dahinter nahezu eingesperrt sei, denn vor Aufruf des Fluges gäbe es keine Möglichkeit, wieder hinauszukommen.

Faruk Kadumi ging vor der Reihe von Telefonzellen an der Wand weiterhin auf und ab. Den Anruf beim Effendi wollte er noch so lange wie möglich hinauszögern. Aber ausführen musste er ihn.

Eine halbe Stunde war verstrichen. In der Zwischenzeit hatte in Tel Aviv Chantal den Platz von Danny Nagier als dessen Stellvertreterin eingenommen. Dieser selbst saß in einem Führungshubschrauber mit Südkurs nach Ägypten, zusammen mit vierzehn Mann einer Sondereinheit. Hinter ihm flogen weitere fünf Kampfhubschrauber, jeder mit einer gleichen Zahl von Angehörigen der Kommandotruppe besetzt.

»Die Ägypter haben einen Auftankstopp in El Alamein organisiert«, teilte Chantal gerade mit. »Sie stellen auch eine Jägereskorte für den Flug bis zur Independences«.

»Man darf nicht versäumen, sich entsprechend bei ihnen zu bedanken«, forderte Morton.

»Karschoff wird deshalb persönlich in Kairo anrufen«, versicherte ihm Chantal. »Aber werden vierundachtzig Mann genug sein?«

»In Entebbe hatten wir sogar weniger. Und ich rechne mit dem Überraschungseffekt. Außerdem werden uns Mosches Leute Deckung geben«, antwortete Morton.

Hinter ihm sagte gerade einer der Techniker etwas zu Wolfie. Auf der anderen Seite stand Fuller mit dem Polizeifahrzeug in Sprechverbindung, das gerade mit Shema durch die Great West Road rollte.

»Man hat die vorgesehenen Gespräche mit dem Obersten

aufgenommen«, fuhr Chantal fort. »Nachdem er zunächst, wie zu erwarten war, etwas herumgeschrieen hat, nahm er dann die Sache erstaunlich gut auf. Appleton wird ihm in Kürze auch noch mitteilen, dass er mit einer Einladung ins Weiße Haus rechnen kann, sobald die Geschichte abgeschlossen ist.«

Morton grunzte. »Und das Überwachungsnetz über Tripolis steht auch, Chantal?«

»Seit einer Stunde«, bestätigte sie. »Der K-12 der NSA ist dort und ebenso unser eigener Überwachungssatellit. Dazu kommen noch die Anlagen auf der ›Independence‹. Wir würden das leiseste Wörtchen mitkriegen, das der Oberst mit Raza flüstert.«

»David!« schrie plötzlich Wolfie. »Man hat gerade aus Heathrow was mitgehört - einen Anruf von dort beim Effendi!«

Morton legte rasch auf und ging hinüber.

»Um was ging's dabei?«

Wolfie schaute kurz auf seinem Notizblock nach und las vor: »»Der Lieferant ist bedient worden!« Arabisch, männliche, kultivierte Stimme, wahrscheinlich mittleren Alters.«

»Hat der Effendi etwas geantwortet?«

Wolfie grinste. »Kein Wort. Aber er hängt seitdem am Telefon und gibt stets die gleiche Nachricht durch: ›Abholen und liefernd Sie sind dabei, die Empfänger der Anrufe zu ermitteln.«

»Konnte man den Ausgangspunkt des Anrufs vom Flughafen näher bestimmen?«

»Ja, das Erdgeschoß von Terminal zwei. Dorthin könnte er natürlich auch vom Terminal eins oder drei gegangen sein, um nach dem Anruf dahin zurückzukehren. Oder er hat anschließend einen Bus zum Terminal vier genommen.«

Doch Morton schüttelte den Kopf. »Der Mann wirkt nervös, Wolfie. Er hat nur eine ganz kurze Nachricht durchgegeben

ganz so, als befürchte er, beschattet zu werden. Jemand in dieser Situation würde sich meiner Meinung nach nicht allzu weit vom Ort seines Abflugs entfernen. Michelle, was geht innerhalb der nächsten dreißig Minuten von Terminal zwei ab?»

Michelle begann fieberhaft auf die Tastatur ihres Computers einzuhämmern, woraufhin ein Duplikat der Abfluganzeige in Heathrow auf ihrem Bildschirm auftauchte.

»Zwei Charterflüge...«, begann Michelle.

»Der nimmt einen Linienflug!« unterbrach Morton sie.

»Da hätten wir die Lufthansa nach Hamburg, die Iberia nach Barcelona und Malaga«, fuhr Michelle fort, »und die Tunis Air...«

»Halt!« rief Morton und wandte sich an Wolfie. »Ich brauche deren Passagierlisten!«

Er schaute Michelle über die Schultern, als diese die Flugnummern durchlaufen ließ, und ergänzte dann: »Dann brauche ich die der KLM nach Amsterdam, der Swissair nach Genf und der Air France nach Nizza und Paris.«

Wolfie gab über seinen Telefonapparat die Anforderungen weiter.

Gerade kehrte Shema zurück - Morton blickte ihr gespannt entgegen, aber sie schüttelte den Kopf. Er lächelte ihr, seine Enttäuschung verbergend, zu und wandte sich wieder zu den Männern, die an ihren Apparaten den Kontakt zu den Partnern in Israel, Italien, den Vereinigten Staaten und auf der »Independence« hielten.

Die Passagiere des Air-France-Fluges 619 nach Paris durchliefen die letzte Kontrolle vor dem Start - eine kurze Überprüfung durch einen Beamten des Sicherheitsdienstes, der neben der Bodenstewardess der Fluggesellschaft am Eingang des unmittelbaren Abflug-Warteraums stand. Faruk Kadumi

riskierte ein Lächeln, und der Beamte winkte ihn durch, die Augen schon auf den nächsten Passagier gerichtet. Der Arzt ließ sich erleichtert in einen Sessel fallen.

Morton stand mit Shema neben einem Faxgerät und schaute auf die Passagierliste der Tunis Air hinunter, die gerade übermittelt wurde. Sie überprüften sie rasch gemeinsam, aber Shema schüttelte den Kopf. Dann reichte Morton die Liste einem Techniker und wies ihn an, sie für den Durchlauf durch die Computer von Lester Finel weiterzugeben. Und schon wurde eine weitere Liste ausgespuckt.

Die Maschine der Air France für den Flug Nr. 619 löste sich von der Einsteigerampe und rollte langsam auf die ihr zugewiesene Startbahn zu.

In seinem Sitz zusammengekauert, starrte Dr. Faruk Kadumi zum Fenster hinaus. Er spürte, wie der Airbus beschleunigte, mit zunehmender Geschwindigkeit das Rollfeld hinunterraste und schließlich abhob.

Als sie gerade die Passagierliste des Fluges Nr. 619 der Air France zur Hälfte durchgegangen waren, packte Shema plötzlich Morton am Arm.

»Der da!« Sie wies auf den Namen Faruk Kadumi.

»Wer ist das?«

»Ein Arzt, der Razas Fedajin behandelte!«

Morton rief zu Fuller hinüber: »Wir haben da eine Zielperson auf dem Weg nach Paris erwischt. Können wir die Maschine zur nochmaligen Landung veranlassen? Es geht um den Flug sechseinsneun der Air France!«

»Ich kann es versuchen«, sagte der ACC zögernd. »Aber weil es eine französische Maschine ist, müssen wir das über Paris

laufen lassen. Und bis dahin ist die Maschine vielleicht längst dort gelandet.«

Morton griff nach dem nächst erreichbaren Telefon und begann zu wählen.

»Pierre?«

»Oui?«

Morton teilte Lacouste in knappen Worten mit, was veranlasst werden sollte.

Fünfundfünfzig Minuten später landete die Maschine auf dem Flughafen Paris-Orly, zehn Minuten später begannen die ersten Passagiere von Flug Nr. 619 in die Ankunftshalle zu strömen. Aber eine weitere halbe Stunde verging, bis Faruk Kadumis Gepäck auf dem Förderband erschien und er damit zur Zollkontrolle gehen konnte.

An der Ausgangstür traten zwei Herren auf ihn zu. Der ältere von ihnen, in einem dunklen Anzug, sagte: »Polizei, Herr Doktor. Bitte kommen Sie mit.«

Mit der eingeübten Lässigkeit, die man durch lange Gewohnheit gewinnt, griffen sie nach seinem Gepäck, und auf jeder Seite legte ihm einer der Männer unauffällig und leicht die Hand auf den Arm.

Dennoch war der Vorgang nicht völlig unbemerkt geblieben. Einer der Leute von der Gepäckausgabe hatte ihn bemerkt - er hatte den Auftrag, Faruk Kadumi abzupassen und ihm seine Flugkarte nach New York auszuhändigen. Der Mann rief sofort Marcel Bolot in Marseille an, und der jagte sogleich ein Fax zu der Villa in Libyen. Dort gab Nadine ohne jedes Zögern die Nachricht an den Stützpunkt des Drogenkartells in Mexico City weiter.

Da Raza bereits wieder abgereist war, tat der Bedienstete dort, was ihm für einen solchen Fall befohlen worden war: Er leitete per Fax die Botschaft sofort weiter an Nuri in Sweetmont.



Da diesem die Wichtigkeit der Festnahme Kadumis klar war, faxte er die Meldung darüber sogleich an das Büro von Ayatollah Muzwaz. Und von dort aus ging kurz darauf per Fax eine Botschaft an Marcel Bolot, dass alles getan werden müsse, um Faruk Kadumi zu befreien. Als Lohn für die Erfüllung dieses Auftrags wurde eine Million Francs zugesagt.

Es waren zwischen dem Anruf des Mannes an der Gepäckausgabe und dem Angebot dieses Geldbetrages nicht mehr als fünfzehn Minuten verstrichen.

Fünf Minuten später schwebte aus einem bleiernen Himmel die Concorde mit Morton, Wolfie, Michelle und Shema an Bord auf dem Flughafen Charles de Gaulle ein.

Während des kurzen Fluges war Morton noch gemeldet worden, dass Danny Nagiers Stoßtrupp in El Alamein eingetroffen war und die »Independence« ihren vorgesehenen Standort erreicht hatte. Der CIA hatte berichtet, dass inzwischen seine Leute in Mexico City und Panama nach Raza suchten. In Tel Aviv war man mit dem Knacken des Transponders beschäftigt. In Sweetmont lief die Überwachung des Landsitzes von Raschid Harmoos. Miriams Zustand war unverändert - als Matti ihm von dem Vorfall berichtet hatte, wusste Morton nicht, was er ihm dazu sagen sollte.

Lacoste stand bereits am Fuße der Treppe, als Morton am Ausstieg oben auftauchte. Er hatte den anderen geraten, in der Maschine zu bleiben und sich auf die lange Nacht vorzubereiten, die vor ihnen liegen würde. Der Pilot beschäftigte sich gerade mit der Route für einen Flug nach Malta.

»Wie stehen die Dinge?« fragte Morton, als er auf das Rollfeld trat.

Lacoste spreizte die Hände. »Wir behandeln ihn gerade abwechselnd mit kalten und mit heißen Duschen!«

Sie gingen gemeinsam auf einen Citroen mit Fahrer zu und stiegen ein.

Der Wagen fuhr an und dann durch ein Tor in der Umzäunung, und Morton fragte: »Wann reisen diese Fedajin aus?«

Lacoste lächelte säuerlich und antwortete: »Heute Abend um acht. Die Air France hatte große Mühe, eine Besatzung zusammenzutrommeln. Alle hatten Angst, dass Ihre Leute irgendwas unternehmen würden. Daher fliegt die Maschine, entsprechend abgesichert, unter dem ausdrücklichen persönlichen Schutz des Präsidenten.«

Der Citroen verließ das Flughafengelände und bog auf die Zubringer-Autobahn ein.

»Das hätte uns wohl auch nicht abgehalten«, meinte Morton trocken.

Er schaute zum Fenster hinaus - die Hauptverkehrszeit hatte begonnen. Der Fahrer griff unter das Armaturenbrett und holte dort ein aufsetzbares Blaulicht heraus. Er langte zum Fenster hinaus und setzte es auf das Dach des Wagens. Er schaltete es ein, und das Blaulicht sorgte auf dem weiteren Weg ins Stadtzentrum für freie Bahn.

»Was sagte denn Ihr Psychiater?« wollte Morton wissen.

»Das übliche Fachkauerwelsch - und dass er von Stimulanzien abhängig ist und in starkem Maße dazu neigt, normale emotionale Regungen zu verdrängen.«

Lacoste warf einen raschen Seitenblick zu Morton. »Im Grunde brauchte er noch etwas Zeit, David. Wenn er ihn nur noch zwei Tage in der Mangel hätte, beteuert unser Psychiater, würde sich Kadumi an Dinge erinnern, von denen er nicht einmal wusste, dass er sie vergessen hatte!«

Morton seufzte über das, was hätte sein können. »Aber die Zeit dafür haben wir eben leider nicht.«

Sie schwiegen nachdenklich auf ihrer weiteren Fahrt zum mit Antennen bestückten Komplex des Amtes für

Auslandsaufklärung und Gegenspionage im Pariser Vorort Tournelles. Die meisten der dort Beschäftigten nannten es nur die »Badeanstalt«, weil ganz in der Nähe ein öffentliches Freibad war.

Der Psychiater wartete schon auf sie, als sie im Untergeschoß aus dem Aufzug traten. Er lächelte ganz in der Art eines Chinesen, als er sich kurz und förmlich verbeugte - die Faltchen in seinen Augenwinkeln verzogen sich kein bisschen dabei.

»Professor Wang«, stellte er sich in nicht ganz akzentfreiem Englisch vor. »Es freut mich, Sie kennen zu lernen. Bitte folgen Sie mir.«

Der Professor schritt ihnen voraus zu einem kleinen, vollgestopften Büroraum. Es roch nach Chemikalien, fand Morton. Durch eine halboffene Tür sah man in eine regelrechte Apotheke.

»Konnte Ihnen das aus Tel Aviv übersandte Material eine Hilfe sein, Herr Professor?« fragte Morton höflich und lehnte sich an die Wand. Vor seinem Abflug nach London hatte er Chantal noch gebeten, alles zusammenzustellen, was dort an Unterlagen über die Persönlichkeitsbilder von Terroristen vorhanden war.

Professor Wang seufzte. »Er ist mit den üblichen Parametern nicht erfassbar. Er ist älter, und er ist gebildeter. Und außerdem ist er Mediziner.«

Er wandte sich zu seinem Schreibtisch und nahm einen Ordner hoch. »Ich habe unter Verwendung der uns zur Verfügung stehenden Methoden versucht, bei ihm durch wachsende emotionellen Streß eine Zweifelskrise herbeizuführen.«

»Kalte und heiße Duschen, wie ich Ihnen gesagt habe«, meinte Lacoste heiter.

Der Professor nickte bedächtig, reichte Morton den Aktendeckel und murmelte dabei: »Ein Chirurg - es ist wirklich

zu traurig!«

»Es war seine eigene Entscheidung«, entgegnete Morton und überflog die noch recht bescheidenen Eintragungen, die der französische Sicherheitsdienst über Faruk Kadumi vermerkt hatte. Dann gab er den Hefter zurück.

»Wann kann ich mit ihm reden?«

»Schon bald. Ich führe Sie zu ihm.«

Wang ging mit ihnen einen Korridor hinunter und öffnete an dessen Ende eine durchstiegsartige Tür. Dahinter waren einige Türen in einer Seitenwand zu sehen, deren erste eröffnete.

»Der Kontroll- und Steuerungsraum«, erläuterte er und deutete auf eine etwa tischhohe große Schalttafel in der Mitte des Raumes. An der Wand war eine Art Fenster, durch das man in den Nebenraum schauen konnte. Wang winkte Lacouste und Morton heran und erklärte dazu: »Er kann uns weder hören noch sehen.«

In der Zelle auf der anderen Seite zog Faruk Kadumi gerade eine Decke eng um sich, die ihm Schutz gegen die Kälte gewähren sollte.

»Die Einflussnahme auf physische Empfindungen ist sehr wichtig«, erläuterte der Professor. »Temperaturwechsel vermindern die Widerstandsfähigkeit. Gleich wird er sich fühlen wie in einem Eiskeller. Schauen Sie mal!«

Damit trat er an das Schalterpult, drückte ein paar Knöpfe und beobachtete den Ausschlag von Anzeigern. Offensichtlich befriedigt, trat er dann zu Morton und Lacouste an das Beobachtungsfenster.

Kurz darauf sahen sie, wie die von Faruk Kadumi ausgeatmete Luft zu Reif gefror. Er wankte an die Zellentür, hämmerte mit den Fausten an den eisigen Stahl und bat wimmernd um seine Freilassung. Erschöpft schleppte er sich dann wieder, die Decke eng um sich gezogen, zu der dünnen

Matratze und ließ sich zitternd und schluchzend darauf niedersinken.

Eine Alarmklingel ertönte auf dem Schalterpult. Wang ging hin und veränderte einige Einstellungen.

»Gehen wir - wir können in meinem Büro warten, es wird nicht mehr lange dauern«, versprach er.

In der Zelle war die eisige Kälte von der Gleicherweise unerträglichen Gluthitze eines Backofens abgelöst worden. Der Schweiß rann Faruk Kadumi über den Körper, die Haare klebten ihm am Schädel fest. Die Hitze schien von den Wänden und vom Boden auszuströmen und trocknete ihm die Lippen und die Kehle aus. Außerdem war es in der Zelle inzwischen fast dunkel geworden, die kleine Lampe in der Mitte der Decke glomm nur noch ganz dürrig.

Plötzlich tat sich etwas über ihm, ein feiner, schwirrender Ton erfüllte die Zelle. Kadumi starrte ängstlich in die Düsternis.

In der Decke hatten sich Öffnungen aufgetan. Dort leuchteten plötzlich Lichter so grell auf, dass sie ihm geradezu in den Schädel zu brennen schienen. Er hatte das Gefühl, als trockneten sie ihm die Augäpfel aus. Dann verschwanden diese schrecklich quälenden Lichter so plötzlich, wie sie aufgetaucht waren.

Und in der fast völligen Dunkelheit wich die Hitze wieder einer grauenhaften Kälte.

Die drei Männer hatten eine Weile schweigend im Büro des Professors gesessen, als das Telefon klingelte. Wang nahm den Hörer ab, lauschte kurz und reichte ihn dann Lacoste. Während dieser zuhörte, verdüsterte sich sein Gesicht zusehends.

»Plastik?« fragte er. »Und wie viele?«

Dann legte er den Hörer auf.

»Sie fangen schon wieder an«, meldete er. »Kleinere Bomben

am Petit Port und an der Place St. Michel. Gott sei Dank wurde niemand getötet. Sie haben diesmal vorher eine Warnung durchgegeben.«

»Vielleicht soll das nur dazu dienen, Ihre Regierung von einer Meinungsänderung abzuhalten, Pierre«, sagte Morton.

»Aber die Fedajin sind bereits zum Flugplatz gebracht worden«, wandte Lacouste ein.

Der Professor schaute auf seine Armbanduhr.

»Er ist jetzt soweit«, sagte er mit einer sanften Stimme, die Morton an einen Leichenbestatter erinnerte, den er einmal in Hongkong kennen gelernt hatte.

Er sagte Wang, was er vorhabe.

Dann bat er Lacouste: »Ich brauche dazu noch zwei ihrer kräftigsten Mitarbeiter.«

Während der Professor in seine Apotheke ging, führte Lacouste ein Telefongespräch. Indessen las Morton noch einmal die Aufzeichnungen über Faruk Kadumi durch.

Als die beiden stämmigen Detektive eintrafen, gab ihnen Morton leise einige Anweisungen.

Schweigend verließen dann alle das Büro.

Nachdem er im Kontrollraum das Licht in der Zelle auf einen üblichen Helligkeitsgrad gebracht hatte, öffnete der Professor deren Tür.

Ein eisiger Luftschwall schlug ihnen beim Eintreten entgegen. Sie reihten sich alle wortlos an der einen Wand der Zelle auf und starrten die verschüchterte, auf ihrer Matratze Zusammengekrümmte Gestalt an.

Dann trat Morton einen Schritt vor.

»Hallo, Doktor Kadumi«, sagte er auf arabisch. »Sie wissen ja, warum Sie hier sind.«

Der Arzt starrte Morton verstört an und fragte schließlich:

»Sie kennen mich?«

Morton nickte bedächtig. »Ich weiß alles über Sie. Der Effendi hat mit mir gesprochen, und ich weiß alles über Sie und Arisch.«

Kadumi starrte weiter mit offenem Mund verblüfft Morton an und brachte dann nur die eine kurze Frage heraus: »Wer sind Sie?«

Morton überhörte bewusst die Frage und fuhr in einem gleichmütigen Ton fort, der verdeutlichte, dass er hier nur Tatsachen wiedergab, die ganz außer Frage standen: »Ich weiß alles über die Parfümfläschchen. Raza hat einen Fehlschlag erlitten. Und Sie«, fügte er hinzu, »haben natürlich Anteil daran.«

Er trat einen Schritt näher. Es war ihm daran gelegen, das richtige Verhältnis zwischen Einschüchterung und Beherrschung zu treffen.

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden«, stieß Kadumi endlich hervor und war bemüht, sich aufzusetzen.

»Ich schon. Ich weiß alles über Ihre Faxbotschaften. Alles darüber, was dem Mädchen in Athen zustieß. Und Lila«, fuhr Morton fort. »Sie sind von sehr vielen Leuten betrogen worden!«

»Nein!« Kadumis Schrei hallte in der Zelle wider. »Nein! Sie lügen! Sie sind ein Jude! Ein dreckiger Zionist, der mich in eine Falle locken will!«

Morton schaute ihn gelassen an. »Werden Sie meine Fragen beantworten?«

»Nein! Niemals!«

»Nun gut.«

Morton wandte sich den anderen zu und nickte. Daraufhin traten die beiden Detektive vor und drückten Kadumi fest auf die Matratze nieder. Der Professor zog aus seiner Tasche eine

Spritze und ein Reagenzglaschen, das fest verkorkt war. Er nahm die Schutzhülle von der Nadel der Spritze und stieß sie durch den Kork des Reagenzgläschens, aus dem er dann eine kleine Menge der darin befindlichen wasserhellen Flüssigkeit aufzog.

»Wir haben das hier in Athen gefunden«, sagte Morton zu Faruk Kadumi. »Das ist genug Anthrax-B-C, um ein paar hundert Menschen zu töten. Sie erhalten jetzt eine Spritze mit dem Gift, und dann wird man Sie hier einfach liegenlassen - zum Sterben.«

Professor Wang trat an das Bett heran, die Spritze sorgsam nach oben gereckt, damit auch ja kein Tropfen verlorenging.

»Nein!« schrie der Arzt und kämpfte verzweifelt gegen den Griff der beiden Detektive an. Sie drückten seinen Kopf so auf die Matratze, dass er Morton anschauen konnte.

Plötzlicher Uringeruch verriet, dass Kadumi vor Angst die Kontrolle über seine Blase verloren hatte.

Morton kauerte sich neben dem Bett nieder.

»Doktor Kadumi«, sagte er in plötzlich betont förmlichem Ton, »ich muss Sie über einige Einzelheiten informieren. Niemand weiß, dass Sie hier sind. Sie sind völlig vom Erdboden verschwunden. Niemand wird das aufhalten können, was jetzt mit Ihnen geschehen wird.«

Morton verharrte noch einen Augenblick in dieser Stellung und studierte Kadumis Züge, als ob er sie sich für immer einprägen wolle.

Professor Wang stand dicht hinter ihm und hielt die Spritze bereit.

»Los!« sagte Morton plötzlich und sprang mit einer einzigen überraschenden Bewegung auf.

»Nein! Was wollen Sie wissen?« brüllte der Chirurg. »Bitte, tun Sie das nicht, bitte...«



Er begann hemmungslos zu schluchzen. Die anderen schauten schweigend einander an und blickten dann zu Morton. Dieser starrte ungerührt auf das Bett hinunter.

»Die Wahrheit, Doktor Kadumi«, sagte er schließlich. »Ich will die Wahrheit wissen. Verstehen Sie mich?«

Nach einiger Zeit hörte das Schluchzen auf, und Kadumi nickte wortlos.

»Nun gut. Wo hielten Sie sich in London auf?« fragte Morton als erstes.

Nachdem er die Antwort vernommen hatte, schlüpfte Lacouste sofort zur Tür der Zelle hinaus, um in London den ACC anzurufen.

Das Verhör dauerte nun schon eine Stunde. Die einzige Pause war eingetreten, als die beiden französischen Detektive Kadumi zur Toilette begleitet und ihm dort gestattet hatten, die von Professor Wang auf mysteriöse Weise beschaffte frische Unterhose anzuziehen. Der Professor hatte auch die Temperatur in der Zelle auf eine angenehme Höhe gebracht. Anschließend hatte er das destillierte Wasser aus seiner Spritze entfernt.

Dumpfe Ergebenheit hatte Faruk Kadumi ergriffen. Er wusste Bescheid - dieser Mann da vor ihm wusste alles. Seine unermüdlich drängende Stimme sagte ihm das.

Frühzeitig hatte Morton den Detektiven und dem Professor mit einer Kopfbewegung bedeutet, ihn mit dem Gefangenen allein zu lassen. Sie waren hinausgegangen, und Morton konnte durch die offene Zellentür hören, wie sie draußen auf dem Gang auf und ab gingen.

Geübt eine Frage auf die andere aufbauend, hatte er rasch und umfassend erfahren, wie und wo das Anthrax-B-C transportiert, aufbereitet und verteilt worden war. Er hatte sich von Kadumi das Innere des Bunkers schildern lassen und dessen Verhältnis

zur Villa. Er war sehr befriedigt darüber, dass Kadumis Angaben völlig mit denen von Shema übereinstimmten. Anschließend war er mit dem Chirurgen dessen Aufenthalt in London bis zu der Erschießung Salem Arischs durchgegangen.

»Ich musste ihn töten«, flüsterte Kadumi.

Morton nickte. Es spielte keine Rolle mehr - jetzt nicht mehr.

»Wer sind die Abholer?«

»Ich weiß es nicht.«

Morton kam auf die Parfümflakons zurück.

»Wie viele haben Sie in Libyen gefüllt?«

»Um die hundert.«

»Und die wurden durch diese griechischen Mädchen alle nach Athen gebracht?«

»Ja - ausgenommen der eine, den Lila mit nach Trekfontein nahm.«

»Hatte das die gleiche Verdünnung wie die anderen?«

Kadumi nickte.

Morton legte eine Pause ein und begann zu rechnen. Ein Flakon für Südafrika, drei für England, mindestens einer für die Vereinigten Staaten. Da blieben immer noch fünfundneunzig, die man nicht aufgespürt hatte. Wie viele mochten bei dem Tankzugunglück vernichtet worden sein? Wenn man von dem ausging, was in Trekfontein geschehen war, musste man damit rechnen, dass immer noch genug von dem Anthrax-B-C im Umlauf war, um eine halbe Million Menschen zu töten.

»Wie viele Parfümfläschchen sollte es denn geben?«

»Das hat man mir nicht gesagt.«

»Und welche Ziele waren vorgesehen?«

Faruk Kadumi schüttelte erneut den Kopf. »Auch darüber bin ich nicht informiert worden.«

Morton warf einen Blick zur Tür. Lacouste hatte den Kopf

kurz hereingestreckt, war dann aber, ohne etwas zu sagen, wieder verschwunden.

»Warum sollten Sie nach Amerika fliegen?«

»Auch das hat man mir nicht gesagt.«

»Sollten Sie nach Sweetmont gehen?«

Der Arzt schaute ihn müde an. »Wohin?«

Morton stieß sich von der Wand ab. »Zu Raschid Harmoos. Was hat man Ihnen über ihn gesagt?«

Wieder schüttelte Kadumi den Kopf. »Er ist mir ein Begriff, sicherlich. Aber ich habe keine Ahnung, ob er etwas mit dieser Sache zu tun hat.«

»Und Ayatollah Muzwaz? Ist der nur der Geldgeber?«

»Ich weiß es nicht.«

Morton starrte ihn an. Offenbar sagte der Chirurg weiterhin die Wahrheit. Daher hatte er Mühe, seine Enttäuschung zu verbergen.

»David!« Lacouste streckte erneut seinen Kopf durch die Tür und winkte Morton zu sich.

Sein Gesicht war weiß vor unterdrückter ungeheurer Wut. Er hielt ein Blatt Papier in seiner Hand.

»Es ist aus!« sagte er mit einem grimmigen Flüstern, als Morton ihm in den Flur hinaus folgte.

»Was ist aus?«

»Diese Vernehmung! Er ist freizulassen! Hier!« Er wedelte mit dem Blatt wild verzweifelt vor Mortons Gesicht herum. »Eine Verfügung vom Justizminister persönlich!«

Morton warf einen Blick auf den Bogen.

»Warum nur, Pierre?« Er reichte die Haftentlassungsverfügung an Lacouste zurück.

»In der Kanzlei des Präsidenten ging ein Anruf ein, dass weitere Bombenanschläge folgen würden, wenn er nicht sofort

freigelassen würde. Der Präsident hat daraufhin angeordnet, dass er die Fedajin begleiten solle. Draußen wartet bereits ein Wagen auf ihn.«

Lacouste schaute seine beiden Detektive an und gab ihnen die Weisung, Dr. Faruk Kadumi unverzüglich zum Flughafen Charles de Gaulle zu bringen. Dann wandte er sich bekümmert an Morton: »Es tut mir wirklich furchtbar leid, David. Ich kann nur hoffen, dass dir inzwischen genug Zeit geblieben ist, um so viel aus ihm rauszukriegen, wie dir irgend möglich war. Ich bin wirklich höchst unglücklich über diesen Verlauf der Geschichte!«

Morton schaute ihn ruhig an und antwortete freundschaftlich: »Sie brauchen sich deswegen bestimmt nichts vorzuwerfen, Pierre!«

Neunzig Minuten später saßen Morton und Shema dicht aneinandergedrängt im Führerhaus eines der kleinen Wagen, die auf jedem Flugplatz mit der grell blitzenden Aufforderung FOLLOW ME die Maschinen an ihre Startplätze bringen. Er stand innerhalb eines dichten Polizeikordons, der auf dem Flughafen Charles de Gaulle um die dort auf dem Rollfeld wartende »747« der Air France gezogen war.

Auf ihrem Weg zum Flugplatz hatte Morton den Wagen, der sie dorthin brachte, noch kurz vor einem Spezialgeschäft halten lassen, das ihm von Lacouste auf seine Bitte hin empfohlen worden war.

»Prägen Sie sich jedes Gesicht ein!« wies Morton Shema an, als jetzt die freigelassenen Fedajin einer nach dem anderen aus dem Flughafenbus stiegen und die Treppe zum Flugzeug hinaufgingen. Jeder von ihnen reckte, ehe er dort im Einstieg verschwand, zu einem pathetischen Gruß seine Faust in den Abendhimmel. Lediglich Faruk Kadumi huschte, ohne sich umzuwenden und ohne Abschiedsgeste, in die Maschine.

Nachdem die »747« in ihre Startposition gerollt war, bat Morton den Fahrer des Wagens, sie zu der Concorde hinüberzubringen, die auf der anderen Seite des Flughafens stand, ebenfalls von einem Polizeikordon entsprechend dicht abgeschirmt.

Nachdem sie eingestiegen waren, übergab Morton Shema das, was er in jenem Spezialgeschäft eingekauft hatte - ein Paar Wurfmesser...

Die Concorde überflog gerade, geleitet von der dortigen Bodenkontrolle, auf dem Weg nach Malta den Luftraum über Genua, als auf dem Bildschirm im Kommunikationszentrum der Maschine das Gesicht des ACC auftauchte. Er sprach von der Einsatzzentrale von New Scotland Yard aus, und Morton hatte den Eindruck, dass er Fuller nie vorher so müde gesehen, dass aber auch dessen Stimme nie vorher so triumphierend geklungen hatte.

»Wir haben sie alle geschnappt, David. Siebenundzwanzig dieser kleinen Bastarde. Studenten, großenteils Studentinnen«, begann Fuller. »Sie alle hatten einen Schlüssel zu dieser Wohnung. Als aber der erste von ihnen auftauchte, hatten wir es schon geschafft, die beiden Fläschchen und die mit Anthrax gefüllten Reagenzgläser aus der Tiefkühltruhe rauszuholen und nach Porton Down zu bringen. Unsere Wissenschaftler dort sagen, trotz der Verdünnung sei das Anthrax noch tödlich. Jedenfalls konnten wir statt dessen andere Gläschen hineinlegen, und alles lief wie geschmiert.«

Der ACC konnte sich darüber freuen wie ein kleiner Junge, der anderen einen gelungenen Streich gespielt hat.

»Die Abholer haben jeweils so viele Reagenzgläser aus der Tiefkühltruhe herausgenommen, wie man ihnen offenbar vorher gesagt hatte, und gingen dann wieder«, fuhr er fort. »Erst nachdem sie schon eine ziemliche Strecke hinter sich gebracht hatten, haben wir sie uns dann geschnappt. Wir konnten sicher sein, alle erwischt zu haben, weil die Gefriertruhe völlig geleert worden war. Inzwischen kümmert sich eine Entseuchungseinheit um die Wohnung.«

Morton konnte hören, wie hinter ihm Shema erleichtert

aufatmete und Wolfie schon Chantal in Tel Aviv und Michelle Matti in New York über das informierte, was Fuller da soeben mitgeteilt hatte.

»Sagen diese Abholer aus?« wollte Morton wissen.

»Einige von ihnen. Sie sind noch mächtig stolz darauf, dass sie mit einer solchen Aufgabe betraut wurden. Einige von ihnen sind so richtige kleine Ayatollahs, erfüllt von loderndem Hass. Ich wette, dass noch viele ganz ähnliche wie sie im Hintergrund nur darauf warten, die Plätze jener einzunehmen, die wir jetzt festgenommen haben.«

»War schon irgendwas über vorgesehene Ziele zu erfahren?« fragte Morton.

»Wasserreservoirs und Pumpstationen, die Untergrundbahn und die Börse in London. Dazu große Kaufhäuser im ganzen Land«, antwortete der ACC. »Eine immense Palette, um überall für das entsprechende Chaos zu sorgen.«

»Hat der ›Effendi‹ das bekannt?«

Fuller nickte bestätigend. »Ein wahrer Held! Sobald wir ihn festgenommen hatten und für den Anfang zunächst mal der Mitbeteiligung an der Ermordung Salem Arischs beschuldigten, war ihm das Wichtigste, die eigene Haut zu retten. Er versuchte, mit uns einen Handel zu vereinbaren, und wir sagten ihm natürlich, dass wir erst mal hören müssten, was er denn zu bieten hätte. Im Augenblick haben ihm Percy West und seine Leute ein Flugticket in ein Land seiner Wahl versprochen. Tatsächlich aber wird der liebe Effendi wohl auch ohne unser Zutun nicht sehr weit gelangen, nachdem wir ihn gründlich ausgequetscht haben.«

»Hat er irgend etwas über Harmoos verlauten lassen?« erkundigte sich Morton.

»Jede Menge. Harmoos war der Geldwäscher und Geldvermittler für Raza. Percys Leute haben eine Fülle interessanter Unterlagen in Effendis Wohnung gefunden. Zum

Beispiel Banküberweisungen aus Kolumbien nach der Schweiz. Riesige Summen sind innerhalb Europas verschoben worden, und es gibt einen Haufen von Beweisen dafür, dass Raza und Harmoos mit den Drogenkartellen unter einer Decke stecken.«

»Bleib mal bitte einen Moment dran, Harry«, bat Morton seinen englischen Kollegen.

Dann wandte er sich an den Cheftechniker: »Geben Sie mir bitte Bill Gates in Washington!« »Bin wieder da, Harry«, sagte er dann.

Dieser berichtete weiter: »Wir sind dabei, einer Liste nachzugehen. Sie hat sich als Verzeichnis von Stützpunkten hier bei uns und in ganz Europa herausgestellt, die mit Waffen und Sprengstoff ausgestattet sind. Ein regelrechtes Terrornetz! Zur Zeit sind bereits die Deutschen, die Niederländer und die Belgier auf der Jagd, und es sieht ganz so aus, als ob, bis wir durch sind, jedes europäische Land zwischen Spanien und Schweden durchgekämmt ist.«

Auf dem zweiten Bildschirm war inzwischen das Gesicht von Bill Gates aufgetaucht.

»Gute Arbeit, Harry«, lobte Morton.

»Viel Glück, David«, wünschte Fuller.

Der Fernsehschirm mit der Übertragung aus London verlöschte, und Morton wandte sich dem zweiten zu, auf dem Bill Gates in Washington zu sehen war. Morton berichtete ihm, was Fuller ihm mitgeteilt hatte.

»Das ist mehr, als ich brauche, um Harmoos den Krieg zu erklären«, sagte Gates zufrieden. »Mit diesen Beweisen brauche ich mich nicht mehr mit den Richtern wegen einer Überwachungsgenehmigung herumzuschlagen. Da kann ich jetzt eine vereinigte Arbeitsgruppe aus FBI und DEA mit »Unterstützung der örtlichen Polizei aufziehen, die alles auf den Kopf stellt, was Harmoos hier im Lande gehört.«



»Bill, ich möchte gerade nicht, dass Sie das tun«, bat Morton rasch. »Ich möchte am liebsten, dass Sie zunächst gar nichts unternehmen!«

Gates wirkte ganz versteinert. »Was, zum Teufel, wollen Sie damit sagen, David?«

Ernst erwiderte Morton: »Wir wissen im Augenblick immer noch nicht genau, wie viele Fläschchen mit dem Zeug tatsächlich in die Vereinigten Staaten gelangt sind, Bill. Selbst wenn sie jetzt überall gleichzeitig eine Aktion starten, gibt es keine Garantie dafür, dass Sie schnell genug sein können, um auch wirklich jedes Fläschchen zu vereinnahmen. Stellen Sie auf alle Fälle eine solche Arbeitsgruppe zusammen. Aber sie soll nicht losschlagen, ehe wir nicht völlig sicher sind, dass wir diese furchtbaren Fläschchen erwischt haben.«

»Und was ist mit Harmoos?«

»Das gleiche - bitte nichts unternehmen!«

Morton beobachtete den Amerikaner, der ihn nachdenklich aus dem Bildschirm anblickte.

»Ich war nie sonderlich gut im Nichtstun«, antwortete Gates schließlich.

»Bitte vertrauen Sie mir, Bill!«

Ganz unerwartet lächelte Gates. »Na ja, Sie haben ja schon immer ein dickes Vertrauenspolster bei mir gehabt, David!«

Während der nächsten vierzig Minuten gönnte sich Morton in seinem Sessel etwas Schlaf. Die Techniker in der Maschine hielten die Verbindungen mit Tel Aviv und der »Independence« aufrecht.

Als die Concorde den maltesischen Luftraum erreichte, gab der Flugzeugträger die Meldung durch, dass Danny Nagiers Hubschrauber sicher auf seinem Deck gelandet seien.

Kurz darauf schwebte die Concorde über die Dingli-Klippen und warf ihren mächtigen Dreiecksschatten auf den

Sommerpalast der Inquisitoren, ehe sie auf dem Flugplatz von Luqa landete. Sie rollte dicht neben einem schnellen Hubschrauber der amerikanischen Marine aus.

Morton öffnete die Augen, reckte sich und erhob sich. Das Nickerchen hatte ihm gut getan.

»Schalten Sie jetzt alle Verbindungen ab mit Ausnahme der zur ›Independence‹!« befahl er dem Cheftechniker. Beim Aussteigen wies er den Flugkapitän dann noch an, sich auf einen Flug zum Kennedy-Flughafen vorzubereiten. Darauf ging er mit Wolfie, Michelle und Shema zu dem wartenden Hubschrauber hinüber.

Der Helikopter erhob sich in die warme Nachtluft und flog nach Süden. Sie waren jetzt von völliger Dunkelheit umgeben mit Ausnahme der weißen Wellenkämme, die unten auf dem Meer zu sehen waren.

Eine Stunde später erhob sich unter ihnen wie ein Fels in der See die »Independence«.

Der Flugzeugträger zeigte keine Lichter, als sie um sein Heck schwenkten und auf dem Flugdeck ganz in der Nähe von Dannys Hubschraubern niedergingen.

Beim Aussteigen aus dem Helikopter spürte Morton, wie das mächtige Schiff sofort volle Fahrt aufnahm. Er stemmte sich breitbeinig gegen die Bewegung des Bugs, der die Wellen durchschnitt, und warf einen Blick zum Himmel. Der war schwarz wie Tinte, nicht ein einziger Stern war zu sehen.

Ein junger Offizier in weißer Uniform tauchte auf und salutierte. Er hatte Schalldämpfer über den Ohren und trug weitere in der Hand.

»Oberst Morton?«

Morton nickte.

»Major Nagier und seine Leute sind im Bordkino, das wir für die Einsatzbesprechung benutzen. Diese ist auf zweiundzwanzig

Uhr - hiesige Zeit - angesetzt. Vorher erwartet man Sie in der Lufteinsatz-Zentrale.« Er streckte dabei Morton die Ohrenschützer hin.

Die Lufteinsatz-Zentrale, in ihrer vollen Bezeichnung Carrier Air Traffic Control Centre, war das Nervenzentrum des Trägers für Nachteinsätze. Es war zuletzt während des Golfkrieges in Betrieb gewesen, als von dort aus der Einsatz der auf der »Independence« versammelten Luftstreitkräfte gegen den Irak gelenkt wurde.

Als sie sich zum Verlassen des Flugdecks anschickten, setzte das Donnern eines Strahltriebwerks ein.

»Haben Sie so etwas schon mal mitgekriegt?« fragte der Offizier.

»Nur im Film.« Morton lächelte.

»Das ist ganz was anderes«, antwortete der junge Mann. »Sie ziehen sich besser die Schalldämpfer über die Ohren!«

Sie gingen gemeinsam auf die Aufbauten des Trägers zu, die sechs Stockwerke hoch an der einen Seite aufragten. Vom schräggestellten Flugdeck her sah man den feurigen Ausstoß der beiden Turbinen eines Düsenjägers. Der Lärm steigerte sich zu einem ohrenbetäubenden Crescendo.

Dann hörte Morton ein Geräusch, als ob sich plötzlich zwei ungeheure Ventile geöffnet hätten. Darauf knallte ein mächtiger Dampfstoß gegen das Startkatapult und schleuderte eine Grumman-F-14-Tomcat auf ihre Bahn, deren Nachbrenner die Luft erglühen ließen.

Einen Augenblick später hörte man bereits, wie die Triebwerke einer zweiten Maschine angeworfen wurden.

Etwa zweihundertfünfzig Kilometer von hier entfernt schaute Nadine aus dem Fenster zu, wie die befreiten Fedajin aus dem Bus stiegen. Sie waren erschöpft, aber voll fröhlicher

Begeisterung, und wurden als Helden begrüßt. Sogar hartgesottene Schleifer fielen ihnen um den Hals, und die weiblichen Mitglieder der Stammbesatzung küssten sie ab.

In der Begleitung der Freigelassenen befand sich jener Funktionär aus dem Ministerium, der Raza so verärgert hatte. Während man die Fedajin auf ihre Quartiere verteilte, schritt er auf die Villa zu, an deren Tür ihn Nadine empfing.

»Sie haben seinen Weiterflug nach Amerika organisiert?« fragte sie.

Der Funktionär nickte. »Er wird morgen früh dort eintreffen!«

Es war irgend etwas an dem Mann, das Nadine nicht leiden konnte. Vielleicht war es sein herablassendes Lächeln, vielleicht auch die Art, in der er seine Hände aneinander rieb, eine merkwürdig waschende Bewegung, als wolle er irgendein Geheimnis verbergen oder fühle sich schuldig.

»Gibt es sonst noch etwas?«

»Ich muss Sie darüber informieren, dass für diese Leute lediglich ein Aufenthalt von vierundzwanzig Stunden bewilligt werden konnte«, sagte der Beamte mit unverhohlener Befriedigung. »Wir können es nicht verantworten, die Weltöffentlichkeit durch ihr längeres Bleiben gegen uns aufzubringen.«

»Ihre Fürsorge wird Ihnen nicht vergessen werden«, antwortete Nadine eisig.

Er drehte sich auf dem Absatz um und ging zu dem Bus zurück. Für einen kurzen Augenblick fragte er sich, was sie wohl getan hätte, wenn er mit der Wahrheit herausgerückt wäre. Aber der Höchste Führer hatte persönlich entschieden, dass es keine Warnung geben dürfe. Und was wog schon eine Handvoll Terroristen gegen die Zusage von Appleton, dass der Oberst nicht länger als Paria betrachtet, sondern in Kürze als Gast im Weißen Haus empfangen werden würde.

Kaum war der Bus abgefahren, ging Nadine ins Sendestudio. Auf dem Schreibtisch neben dem Tonversetzer lagen die Tonbänder, die Raza mit ihr noch kurz vor seiner Abreise aus dem Lager aufgenommen hatte. Seine Anweisungen genau befolgend, wählte sie die Transponder an, die er in Afrika und Asien hatte aufstellen lassen. Anschließend würde sie Nuri darüber informieren, dass Faruk Kadumi auf dem Weg nach New York sei.

In der Lufteinsatz-Zentrale des Flugzeugträgers unterbrach der Leiter der Operation seine Information gegenüber Morton und überprüfte einen der beiden Monitore. Sie lieferten unaufhörlich Infrarotbilder, die von den verschiedenen auf dem Flugdeck installierten Kameras übertragen wurden. Schwache rote Lichter sorgten für die einzige Beleuchtung im Raum.

Auf dem Monitor konnte man verfolgen, wie ein Schleppfahrzeug einen A-6-Jagdbomber zum Startkatapult am Bug zog. Mannschaftsmitglieder sicherten die Maschine mit Bremsklötzen und Ketten. Das Schleppfahrzeug wurde abgekoppelt und fuhr davon, um eine weitere Maschine zu holen.

Ein Fähnrich, der ein batteriebetriebenes Kopfhörermikrofon aufhatte, markierte die Platzierung der Maschine auf der Plexiglas-Schautafel, die eine ganze Wand des großen Raumes bedeckte.

Der Einsatzleiter wandte sich wieder an Morton.

»Neben Ihrer eigenen Truppe setzen wir unsere beiden Tomcat-Staffeln und unsere beiden F-18-Staffeln ein, sowie jede betriebsbereite A-6. Wir hoffen natürlich, dass nicht mehr allzu viel übrig ist, wenn sie erst mal ihre Last abgeladen haben«, sagte er.

Auf dem Monitor war zu sehen, wie ein weiterer aufgetankter und frisch bewaffneter Jagdbomber auf dem Deck erschien.

Morton erkannte deutlich den Umriss der so genannten Clusterbomben unter den Tragflächen. Jede dieser Streubomben mit dem Namen »Rockeye« würde in der Luft explodieren und tausendfünfhundert kleine Geschosse freisetzen, von denen jedes stark genug war, Stahlbeton zu durchschlagen.

»Unsere ›Hawkeye‹ meldet, dass im Zielgebiet alles ruhig ist«, berichtete der Offizier weiter. »Irgend etwas, das ein Lastwagen oder Bus sein könnte, ist dort vor einer Stunde angekommen und inzwischen auf dem Rückweg. Sonst nichts weiter.«

Die »Hawkeye«, eine zweimotorige Turbopropmaschine mit einer unförmigen Radarkuppel, drehte in zehn Kilometern Höhe über dem Träger weiter gemächlich ihre Kreise. Ihre Radaraugen konnten viele hundert Quadratkilometer der Wüste überwachen.

Auf dem Monitor ließ sich verfolgen, wie ein weiterer Jagdbomber an seinen Platz geschafft wurde.

»Das Wetter wird halten?« fragte Morton.

»Sollte es schon - aber hundertprozentig lässt sich das nie vorhersagen. Um diese Jahreszeit können gewaltige Temperaturstürze einsetzen. Das kann sich zum Beispiel bei einer notwendigwerdenden Rettungsoperation verteufelt auswirken.«

»Tripolis macht weiterhin mit?«

Der Offizier lächelte dünn. »Ja - günstig ist natürlich, dass sie wissen, dass wir hier sind, und dass wir dafür gesorgt haben, dass sie von einem Haufen von Leuten beobachtet werden. Kommen Sie mal mit!«

Morton folgte ihm in einen Nebenraum, der von Radarschirmen, Computerbildschirmen und den Anzeigetafeln weiterer Geräte in ein gespenstisches grünes Licht getaucht wurde. Vor jedem Apparat saß ein Fähnrich in Hemdsärmeln mit Kopfhörern. Ein Stabsbootsmann, ebenfalls mit einem

Kopfhörer, ging hinter ihnen auf und ab, beaufsichtigte sie und gab ihnen Anweisungen.

»Bleiben Sie dran dort in Tel Aviv«, sagte er gerade in sein Mikrofon, »Sie können ihn gleich selbst fragen!«

Der Stabsbootsmann reichte Morton einen Hörer hin, und dieser vernahm die Stimme Chantals.

»David, Mosches Leute sind startbereit. Sollen sie aufsteigen?«

»Ja.«

»Gut. Und das nächste: Wir haben wieder die Stimmen Razas und dieser Frau aufgefangen. Er hat sie offenbar von Aden aus angerufen, während die Techniker sie nach Bangkok versetzen.«

»Und um was ging es bei dem Gespräch?«

»Er sagte ihr, Tokio solle als nächstes ›beliefert‹ werden«, antwortete Chantal.

Morton starrte kurz nachdrücklich vor sich hin, ehe er Weisung gab: »Karschoff soll den japanischen Ministerpräsidenten anrufen. Der wird dann schon wissen, was er zu tun hat.«

»Sie meinen, dass es ein Ablenkungsmanöver ist, ein Bluff?« fragte Chantal.

»Das weiß ich mit Sicherheit erst, wenn wir sein Lager dort eingenommen haben.«

»Da kann es aber bereits zu spät sein!«

»Ja, das ist leider so«, räumte Morton ein und reichte den Hörer dem Stabsbootsmann zurück. Dann fragte er ihn: »Wie steht's in Tripolis?«

»Gut soweit, Sir«, berichtete der Mann. »Nachdem diese Air-France-Maschine wieder abgeflogen war, wurde der Flughafen dort geschlossen. Als Grund dafür wird offiziell Radarausfall angegeben. Allerdings haben wir ihn sicherheitshalber verwürfelt.«

Er trat an einen großen Radarschirm, auf dem um den Mittelpunkt eine Folge von Kreisen verlief.

»Das Zielgebiet«, erläuterte er dazu. »Weiterhin keinerlei auffällige Aktivität dort.« Der Stabsbootsmann drückte ein paar Knöpfe auf einer Schalttafel, und der Bildschirm wurde zunächst leer, füllte sich dann aber mit einer Reihe kleiner Punkte.

»Die ägyptischen Einheiten«, erklärte der Stabsbootsmann. »Sie haben ihre Grenze nach Libyen abgeriegelt - da hat Raza mit seinen Leuten keinerlei Chance zur Flucht. Und das gleiche gilt für die andere Seite - da warten bereits die Tunesier. Nach Süden kann er auch nicht entweichen, da würde ihn die Wüste umbringen. Und sollte er es über See versuchen, würden wir ihn schnappen. Wir haben ihn für Sie total eingekreist!«

Morton lächelte höflich - das war ihm schon mehr als einmal versichert worden.

Vom Schlafzimmerfenster der Villa aus verfolgte Nadine, wie sich der Reif allmählich auf den Sand legte. Die Wachablösung verbarg die Dunkelheit, aber Nadine konnte die Worte hören, die die Männer dabei wechselten. Auch draußen vor der Tür hörte sie die Fußschritte eines Wächters.

Sie wandte sich vom Fenster ab und ging ins Badezimmer. Während das Wasser in die Wanne plätscherte, kleidete sie sich aus und stieg in das warme, parfümierte Bad.

Als Morton auf die kleine Bühne des Filmraumes auf dem Flugzeugträger trat, sah er, dass Michelle und Shema inzwischen in die gleichen schwarzen Kampfanzüge und Springerstiefel gekleidet waren wie die Männer, die unten in den bequemen Polstersesselreihen Platz genommen hatten. Wolfie saß neben Sam Goodman. Danny Nagier, der selbst zwischen zwei großen Tafeln auf Gestellen auf der Bühne stand, hatte den



Major zum Leiter des Zuges bestimmt.

Auf der einen Tafel war ein Lageplan von Razas Lager aufgezeichnet, der auf Shemas Schilderung basierte. An der zweiten Tafel waren Satellitenfotos angeheftet.

Die Reihe der Hubschrauberpiloten beschäftigte sich intensiv mit diesen Satellitenaufnahmen, während die Aufmerksamkeit der Kommandosoldaten der Zeichnung des

Lagers galt. Morton griff nach einem Zeigestab und erläuterte die Zeichnung.

»Unser Ziel - Razas Lager. Hier die Villa - die unterirdischen Bunker - die Unterkünfte - das Waffenlager - ein Labor. Unsere Gegner: zwischen dreihundertfünfzig und fünfhundert gut bewaffnete Terroristen.«

Morton ließ die Männer die Stärke des Gegners erst einmal verdauen und wandte sich dann zu den Satellitenfotos.

»Anflug zum Ziel zunächst auf gerader Strecke zur Küste«, sagte er zu den Piloten. »Etwa eineinhalb Kilometer landeinwärts bis zu zwanzig Meter hohe Dünen, dann Flachland mit Gestrüpp. Etwa drei Kilometer vor dem Ziel wird das Gelände dann hügelig.«

Morton wandte sich wieder dem Lageplan zu. »Vom Absetzen her bietet das Lager keine besonderen Schwierigkeiten, aber ihr müsst euch natürlich vor Kreuzfeuer hüten. Eigentlich sollte es aber nur geringfügig sein.«

Während der folgenden dreißig Minuten schilderte Morton alles, was er seinerseits von Shema erfahren hatte. Sodann sprach er über den Luftangriff, der dem Hubschraubereinsatz vorangehen sollte. Dann winkte er, nach einer kurzen Pause, Wolfie, Michelle und Shema zu sich auf die Bühne.

»Diese drei hier werden vorab mit mir eindringen - prägt sie euch gut ein! Später steht ihr dann unter der Leitung Major Nagiers. Konzentriert euch auf eure Ziele - es darf keine

Missverständnisse geben. Uns stehen für die Aktion zwanzig Minuten zur Verfügung. Das sollte reichen, wenn jeder seine Aufgabe richtig wahrnimmt. Noch Fragen?«

Goodman reckte sich in seinem Sessel hoch. »Es könnten Frauen und Kinder dort sein. Was geschieht mit ihnen?«

Morton schaute zu Shema hinüber, die kurz nickte.

»Es sind tatsächlich Frauen und Kinder da. Wir wissen aber weder, wie viele es sind, noch, wo sie sich befinden. Ich darf aber daran erinnern, dass ihr erst feuert, wenn sie auf euch schießen. Damit sind sie dann legitime Ziele.«

Ein allgemeines Kopfnicken bestätigte ihn.

Morton schaute jetzt zu dem Projektionsapparat, der im Hintergrund des Raumes aufgestellt worden war. Ehe die Lichter im Raum verlöschten, wies er auf die Leinwand hinter der Bühne.

»Und jetzt prägt euch bitte noch gut die Gesichter ein, die hier gleich auftauchen werden!«

Als erstes erschien eine Aufnahme von Faruk Kadumi auf der Leinwand.

»Den hier muss ich lebendig haben!« sagte Morton.

Die Stimme des Fernhubschrauberpiloten drang in Mortons Kopfhörer: »Sind auf vorgegebener Flughöhe. Noch fünf Minuten bis zur Küste.«

Morton schaltete sein Mikrofon ein. »Irgendwas auf dem Radar?«

»Der Himmel ist so rein wie das Gewissen einer Nonne«, witzelte der Pilot. »Immer noch hundertprozentige Bewölkung, die sich landeinwärts ausbreitet.«

»Und der Wind?«

»Weiterhin leichte Brise landwärts.«

Wolfie, Michelle und Shema überprüften ein letztes Mal die Halterung ihrer Fallschirme und ihres Gepäcks und hingen ihre Uzis ein. Wolfie und Michelle führten Armbrüste und Köcher mit Pfeilen mit sich. Shema griff rasch noch einmal nach den Wurfmessern, die sie in die Unterschenkeltasche ihres Kampfanzugs gesteckt hatte.

»Es wird auch nicht schlimmer sein als der Sprung von diesem Turm«, sagte Morton beruhigend zu ihr.

Shema hatte ihm die Kampfausbildung im Lager mit den Übungssprüngen von einem hohen Turm geschildert.

»Weniger schlimm.« Sie lächelte. »Raza hatte seine Instrukturen angewiesen, dabei mit scharfer Munition auf uns zu schießen!«

Der Copilot erschien in der Kabine und bereitete den Sicherheits-Auslösemechanismus für den Absprung vor.

»Zeit zum Aussteigen, Leute«, sagte er munter. »Ihr seid garantiert viel schneller unten, als wir hier hergekommen sind!«

Er rollte die Tür auf, ein rotes Licht begann zu blinken, und eisige Luft strömte herein.

»Schön aufreihen!« befahl der Copilot.

Sie hatten vorher beschlossen, dass Wolfie als erster springen sollte und dann Michelle, gefolgt von Shema, während Morton als letzter sprang. Dieser schaute zu, wie jeder noch einmal seine Helmriemen prüfte. Er lauschte ein letztes Mal auf die Meldung des Piloten.

»Ihre Luftwaffeneinheiten überfliegen gerade Ägypten. Ihre Hubschrauber steigen soeben vom Deck unseres Trägers auf, und unsere eigenen Jagdbomber sind startbereit. Läuft alles nach Plan, Herr Oberst!«

Morton dankte, meldete sich ab und tauschte dann die Kopfhörer gegen seinen Springerhelm.

Statt des roten Lichtes begann jetzt ein grünes zu blinken, und der Copilot klopfte Wolfie auf die Schulter. Dieser verschwand durch die Tür, gefolgt von Michelle.

»Wenn Sie draußen sind, bis zehn zählen und die Reißleine ziehen!« brüllte Morton zur Erinnerung Shema rasch noch ins Ohr.

»Los!« schrie der Copilot und gab Shema einen kleinen Schubs.

Dann nahm Morton ihren Platz in der Türöffnung ein. »Los!« Morton stürzte sich ins Leere.

Nadine stand am Fenster des Schlafzimmers. Sie trug eines von Razas Gewändern - sie liebte es, darin zu schlafen, wenn er nicht da war. Sie fragte sich, wo er wohl im Augenblick sein mochte und wann er zurückkäme. Sie hatte nicht geglaubt, dass er ihr so sehr fehlen würde.

Vor dem Bunker, in dem das Sendestudio und das Labor untergebracht waren, sah sie plötzlich das Aufleuchten eines

Streichholzes. Dieser Narr von Wachsoldat! Raza hatte dort das Rauchen strengstens verboten - wegen des in der Decke über dem Labor gespeicherten Benzins, das dazu dienen sollte, dieses in einem Notfall sofort zerstören zu können. Nadine griff nach der Kalaschnikow neben dem Bett und eilte rasch hinaus.

Der Reifbedeckte Sand knirschte unter ihren Füßen, als sie zu dem Bunker hinüberlief. Der Soldat hatte sich im Windschatten des Gebäudes zusammengekauert und dort Schutz vor der Kälte gesucht. Er sprang auf, als sie nahte, und nahm hastig die Zigarette aus dem Mund. Mit einem Hieb der Kalaschnikow schleuderte Nadine sie ihm zornig aus der Hand und prügelte mit der Waffe unbarmherzig auf ihn ein. Dann wandte sie sich, vor Wut immer noch zitternd, von dem halb bewußtlosen Mann ab und ging zur Villa zurück.

Im Schlafzimmer legte sie die Maschinenpistole wieder neben das Bett, holte ihre Wurfmesser aus der obersten Schublade des Nachtkästchens und legte sie obendrauf. Dann schlüpfte sie ins Bett und drehte das Licht bis auf ein ganz schwaches Glimmen zurück.

Nadine hatte, seit sie nicht mehr mit Shema ein gemeinsames Bett teilte, immer Mühe gehabt, allein einzuschlafen. Während sie doch allmählich in Schlaf fiel, dachte sie an die im Flüchtlingslager verbrachten Nächte zurück, die sie und Shema gemeinsam im Dunkeln lagen und auf die Männer lauschten, die endlose Debatten darüber führten, wann der Tag käme, an dem man die Feinde vom Boden der Heimat vertreiben würde.

Morton warf einen Blick auf seinen Kompass - das Lager lag im Norden. Er nahm sein Nachtsichtgerät zur Hand. Als er selbst mit dem Rücken zum Meer stand, konnte er auf dem Bildschirm eine Bewegung erkennen.

»Kleines Fahrzeug. Zwei Männer darin«, flüsterte er. »Etwa achthundert Meter vor uns.«

»Die Geländestreife in ihrem Jeep«, flüsterte Shema erklärend.

Hinter der mondsichelförmigen Düne, die vor ihnen lag, konnte man gerade hören, wie ein Fahrzeugmotor geschaltet wurde.

Morton schaute auf das Leuchtzifferblatt seiner Armbanduhr. Seit ihrem Absprung waren fünfzehn Minuten verstrichen. In fünfunddreißig Minuten sollte der Luftangriff erfolgen. Morton verstaute rasch das Nachtsichtgerät wieder auf seinem Rücken und setzte mit seinen Begleitern zu einem gebückten Lauf in Richtung auf das Motorengeräusch an.

Shema hielt plötzlich an und wies auf einen kleinen Steinhaufen.

»Eine Geländemarke«, flüsterte sie. Das Motorengeräusch schien sich zu entfernen.

Shema gab den anderen ein Zeichen zu warten und kroch vorsichtig vorwärts. Sie tastete den Sand ab und winkte dann den anderen. Als sie heran waren, veranlasste sie Morton zum Niederknien und führte seine Hand zu einem Kabel, das sie vorsichtig freigelegt hatte.

»Ein Kontrollkabel«, flüsterte sie. »Wenn es unterbrochen wird, können sie das auf einem Monitor in ihrem Jeep sehen.«

Morton gab Wolfie und Michelle ein Zeichen. Sie griffen nach ihren Armbrüsten und tauchten in der Dunkelheit unter. Das Geräusch des Jeeps war schon fast verklungen, als Morton das Kabel zertrennte. Dann lief er weg und verbarg sich mit Shema hinter dem Steinhaufen.

Sie hörten, wie sich der Jeep wieder näherte, und sahen dann, wie seine Scheinwerfer über das Gelände huschten. Er hielt ein paar Meter vor dem Kabel an. Zwei Männer stiegen aus, die Maschinenpistolen im Anschlag.

Plötzlich kippten sie ohne ein Wort nach vorn, die Waffen

entfielen ihren Händen. Sie schlugen tot aufs Gesicht, während die Schäfte der mit Stahlspitzen versehenen Pfeile noch in ihren Rücken zitterten.

Aus dem Radiogerät im Jeep forderte eine barsche Stimme auf, die Position durchzugeben.

Als Shema und Morton zu dem Fahrzeug rannten, erklang die Stimme erneut und wollte wissen, was geschehen sei. Morton griff nach dem Handmikrofon.

»Wir sind versehentlich über das Kabel gefahren«, berichtete er in gutturalem Arabisch. »Wir haben einen Platten und müssen zurück, um ihn zu beheben.«

»In Ordnung«, bestätigte die Stimme.

Michelle und Shema kletterten hinten in den Jeep, Wolfie setzte sich auf den Beifahrersitz, und Morton steuerte auf das Lager zu.

»Die Werkstatt liegt hinten«, sagte Shema. »Sie können direkt hineinfahren. Um diese Zeit ist dort bestimmt kein Mensch!«

Zehn Minuten später fuhren sie tatsächlich in den Werkstattbunker und stellten den Jeep dort ab. Morton schaute wieder auf seine Uhr: Noch zwanzig Minuten bis zum Luftangriff.

Das Geräusch des einfahrenden Jeeps weckte Nadine auf. Sie lag im Halbdunkel und lauschte - der Jeep musste doch draußen bei der Geländepatrouille sein. Sie griff zum Telefon und rief im Funkraum an der Hinterseite der Villa an.

Der Diensthabende dort teilte ihr mit, was geschehen war. Seufzend legte Nadine den Hörer wieder auf und zog sich die Decke über die Ohren.

In gebücktem Lauf, die Uzi in der Hand, lief Morton hinter Shema über den Sand zu der Villa. Die Nachhut bildeten Wolfie

und Michelle, von denen jeder einen Pfeil auf seine Armbrust gelegt hatte.

»Die Küchentür«, hauchte Shema in Mortons Ohr und deutete auf einen Eingang zu ihrer Rechten. »Sie bleibt immer unverschlossen, damit die Wachen draußen sich einen Tee bereiten können.«

Morton drückte sein Ohr an die Tür - es war nichts zu hören. Er blickte durchs Schlüsselloch - keine Bewegung in seinem Blickfeld. Er drehte den Griffknopf und öffnete behutsam die Tür. Die drei anderen schlüpften leise hinter ihm hindurch. Michelle schob als letzte den Riegel vor.

Shema deutete auf zwei Türen und flüsterte dabei: »Die dort führt in das Esszimmer, die andere in die Vorratsräume. Der Funkraum liegt dort hinten.«

Morton nickte und gab Wolfie ein Zeichen. Während Shema und Michelle hinter der Tür zum Esszimmer stehen blieben, öffnete Morton die andere, die zu den Vorratsräumen führte. Er gelangte mit Wolfie in einen Plattenbelegten Gang, von dem aus Bogenöffnungen in Vorratsräume führten. Am Ende des Ganges war eine verschlossene Tür zu erkennen - die Funkzentrale. Durch einen Spalt am unteren Ende der Tür drang Licht heraus. Vorsichtig schlichen Morton und Wolfie näher. Hinter der Tür waren Stimmen zu vernehmen - zwei Männer.

Plötzlich hörten sie aus dem Raum das Geräusch eines Stuhles, der über den Boden scharrte, als er zurückgeschoben wurde, und anschließend Schritte. Morton und Wolfie drückten sich im Dunkeln an die Wand. In der Luft schwebte ein schwacher Geruch von starken Gewürzen. Lichtschein fiel in den Flur, als die Tür sich öffnete. Dann klangen die Schritte über den Gang.

Als der Soldat vorbeiging, erhaschte Morton einen Blick auf eine untersetzte Gestalt mit zwei Blechtöpfen in den Händen - Zeit für den Tee offenbar. Morton trat hinter den Mann und



wisperte etwas. Der Palästinenser fuhr herum, und Morton zertrümmerte ihm mit einem gezielten Hieb des Schaftes seiner Uzi den Kehlkopf.

Wolfie stürzte zur halboffenen Tür. Vor dem Funkgerät auf einem Tisch saß ein weiterer Soldat, neben sich ein Sturmgewehr. Für eine Sekunde starrte er ungläubig zu der Gestalt im Türrahmen. Als er nach seiner Waffe greifen wollte, fuhr ihm Wolfies Pfeil durch die Brust und nagelte ihn an seinem Stuhl fest.

Wolfie schloß behutsam die Tür hinter sich und half Morton, den anderen toten Araber in einen der Vorratsräume zu schleifen. Dann eilten sie in die Küche zurück.

Morton gab Michelle ein Zeichen, und sie öffnete vorsichtig die Tür zum Esszimmer. Durch die Bogenöffnungen der Fenster, die eine Wand des Raumes fast völlig ausfüllten, war zu sehen, wie sich draußen das Licht auf dem reifbedeckten Sand brach. Nichts bewegte sich dort. Sie verhielten einen Moment, um sich zu orientieren. Ihre Stiefel sanken tief in die weichen Teppiche ein. Die Möbel waren wuchtig und dunkel, an einer Wand hingen die Gemälde, die Shema beschrieben hatte.

Sie schaute zu einer Tür an der entfernteren Schmalseite des Raumes hinüber und flüsterte: »Warten Sie hier - ich hole Nadine!«

Die drei anderen drückten sich flach an die Wand und warteten. Das einzige leise Geräusch, das zu hören war, entstand, als Wolfie einen neuen Pfeilbolzen in seine Armbrust einlegte.

Wenige Minuten später kehrte Shema zurück - aber allein.

»Nadi ist nicht da. Ihr Zimmer sieht aus, als hätte sie es seit Monaten nicht mehr benutzt!«

Zum ersten Mal hörte Morton Shema ihre Schwester bei deren Kosenamen nennen.

»Wir müssen Raza finden«, drängte Morton. »Der wird uns dann schon sagen, wo Nadine ist.«

Shema führte sie in einen unbeleuchteten Korridor der schweigend daliegenden Villa. Die dicken Teppiche verschluckten das Geräusch ihrer Schritte. Sie schlichen an einigen offen stehenden Türen vorbei, die Räume dahinter lagen im Dunkeln. Shema hauchte, das hier seien Büros und ein Gebetsraum.

Der Gang öffnete sich in eine Art von Halle, von der aus wieder andere Flure abzweigten. Alle waren dunkel, mit Ausnahme eines einzigen, der schwach beleuchtet war. Sie blieben stehen und lauschten aufmerksam, ehe sie schließlich die Halle vorsichtig durchquerten und in den beleuchteten Korridor schlichen. Zu beiden Seiten befanden sich verschlossene Türen.

»Schlafräume für Gäste oder Hauspersonal«, flüsterte Shema ganz leise.

Sie gingen weiter den Flur entlang.

Da wurde plötzlich eine der Türen geöffnet. Eine junge Frau in einem Nachthemd trat in den Flur, gefolgt von einem Soldaten, der sich gerade die Hose zuknöpfte.

Während Morton rasch hinter den Mann trat und ihn mit einem Schlag in den Nacken erledigte, presste Michelle der jungen Frau von hinten die Hand auf den Mund. Wolfie griff mit zu, und sie schleiften sie schnell in den Schlafrum. Sie roch nach Sex und Schweiß und schaute die Eindringlinge mit vor Angst weit aufgerissenen Augen an.

»Wo ist Nadine?« zischte Shema der jungen Person ins Ohr. Sie erinnerte sich jetzt an sie - sie war als Serviererin tätig.

Der Mund des Mädchens zuckte vor Furcht.

»Wo ist deine Schwester?« wiederholte Shema.

»Bei Raza?« setzte Morton hinzu.

Das Mädchen rollte mit den Augen.

»Wo?« drängte Morton.

»Schlafzimmer!« brachte sie schließlich heraus.

Der Soldat begann zu stöhnen. Michelle packte das Bettlaken und zerriss es gemeinsam mit Wolfie in schmale Streifen, mit denen sie die beiden Gefangenen fesselten und knebelten.

Als sie wieder draußen im Korridor waren, führte Shema sie zu einem anderen Durchgang, in dem sich Seite an Seite zwei weitere Türen befanden.

»Die eine führt in Razas Büro«, hauchte Shema, »die zweite in sein Schlafzimmer.«

Morton nickte und gab Wolfie und Michelle ein Zeichen, sich zu beiden Seiten der Schlafzimmertür aufzustellen.

Shema berührte Morton am Arm und flüsterte ihm ins Ohr: »Lassen Sie mich bitte allein hinein, um Nadi herauszuholen!«

Morton zögerte einen Augenblick, nickte aber dann und gab zurück: »Wir stehen bereit!«

Shema öffnete behutsam die Schlafzimmertür nur so weit, um hineinschlüpfen zu können. Sie blieb dahinter sofort stehen, die Uzi fest mit beiden Händen umklammernd, den Finger am Abzug und die Mündung der Waffe auf die Aufwölbung auf dem Bett gerichtet. Alles war noch genauso, wie sie es in Erinnerung hatte - der Kleiderschrank, der Frisiertisch und das Bett, alles stand am alten Platz. Das einzig Neue war ein Faxgerät. Sie warf einen Blick zu der Tür hinüber, die in das Büro nebenan führte. Die Tür war geschlossen - Raza hatte sie immer offengelassen.

Sie sah eine Bewegung unter der Bettdecke.

Shema lauschte nochmals kurz auf das gleichmäßige Atmen, dann trat sie auf das Bett zu.

Im schwachen Licht konnte sie erkennen, dass sich unter der Decke nur eine Person befand. Sie zögerte - Raza war allein. Sie

warf einen Blick zur Tür und sah, wie diese sich vorsichtig öffnete.

Shema ging um das Bett herum und schob mit dem Lauf ihrer Waffe rasch die Decke vom Kopf der darunterliegenden Gestalt weg.

»Nadi«, flüsterte sie, »o Nadi!« Sie ließ den Lauf ihrer Uzi sinken.

Nadine streckte die Hand nach ihren Wurfmessern auf dem Nachttisch aus.

»Nadi! Ich bin's - hab keine Angst! Es ist alles gut - ich bin es!«

Shema flüsterte weiter beruhigend auf sie ein, während sie die Hand der Schwester festhielt. Nadine starrte sie wortlos an. Shema legte ihre Waffe auf das Bett, umarmte ihre Schwester, murmelte Koseworte und küsste sie. Nadine aber stieß sie plötzlich zurück und schaute sie forschend an.

»Wie bist du entkommen?« fragte sie. »Und wie hier eingedrungen?«

Shema lächelte. »Später, Nadi!« Wieder umarmte sie ihre Schwester, ließ sie dann los und warf einen Blick zur Tür.

»Nadi, wir müssen uns beeilen, ehe er uns findet!«

»Was? Wovon sprichst du?«

Shema stand auf und ergriff ihre Uzi. »Von Raza. Wo ist er?«

»Wo er ist?« fragte Nadine ihrerseits. »Aber ich denke, er hat dir zur Flucht verholfen?«

Shema schüttelte den Kopf. »Aber nein.«

»Aber wie bist du dann hergekommen?«

»Später, Nadi, ich erzähl' dir das alles später. Beeil dich jetzt bitte und zieh dich rasch an, wir haben nicht viel Zeit!«

Nadine schüttelte den Kopf, sie wurde ruhiger und schaute ihre Schwester misstrauisch an. Wieso war sie so angezogen?

Und dann diese Waffe - woher hatte sie eine Waffe der Zionisten?

»Komm jetzt, Nadi«, drängte Shema. »Wir müssen schleunigst weg!«

Nadine setzte sich auf. »Weg? Weg wohin?« sagte sie mit entschlossener Stimme. »Warum sollten wir weg? Unsere Heimat ist hier!«

Shema legte einen Finger auf die Lippen. »Nicht so laut, Nadi, Raza könnte uns hören. Wir müssen weg hier, bevor der Angriff beginnt!«

Nadine schlüpfte aus dem Bett und starrte Shema an. Die Kalaschnikow lag neben ihren Füßen auf dem Teppich. »Angriff? Was für ein Angriff?« Ihre Stimme war gefährlich ruhig. »Wer will uns hier angreifen, Shema?«

»Bitte, Nadi, bitte! Kommandotruppen! Schnell, sie werden bald da sein!«

Nadine packte ihre Schwester bei den Schultern und schüttelte sie. »Was sagst du da?« fragte sie. »Woher weißt du das?« Sie wirbelte herum und starrte zur Schlafzimmertür, in der jetzt schweigend Morton, Wolfie und Michelle standen.

»Alles in Ordnung, Nadi«, sagte Shema beruhigend. »Die tun dir nichts. Sie sind hier, um dir zu helfen.«

»Wer sind sie?« fragte Nadine.

»Wir sind Israelis«, sagte Morton ruhig.

»Zionisten!« heulte Nadine auf.

»Nadi!« rief Shema. »Sei sofort still!«

Als sie an ihre Schwester herantrat, um sie zu beruhigen, bückte sich diese rasch hinunter und hob die Kalaschnikow auf.

»Legen Sie das sofort hin!« befahl Morton. »Niemand will Ihnen etwas tun. Ihre Schwester hat völlig recht - wir sind hier, um Ihnen zu helfen.«

Nadines Blick huschte von der Tür zu Shema und wieder zurück zu Morton, Wolfie und Michelle.

»Zionisten!« schrie sie dann wieder. »Du hast die Zionisten hierher gebracht!«

»Ziehen Sie sich jetzt an, Nadine!« verlangte Morton knapp.  
»Und sagen Sie mir, wo Raza ist.«

Auf einen Schlag verstand sie - sie waren erschienen, um Raza zu töten! Und irgendwie war es ihnen gelungen, Shema auf ihre Seite zu ziehen. Sie wandte sich zu ihrer Schwester, und Tränen traten ihr in die Augen.

»Warum? Warum hast du ihn verraten?«

»Er ist böse, Nadi. Er hat uns alle nur benutzt.«

»Nein! Nein! Nein! Ich liebe ihn!« schrie Nadine.

Shema starrte wortlos ihre Schwester an, dann trat sie auf sie zu.

»Geh weg!« brüllte Nadine und hob ihre Maschinenpistole.

»Legen Sie die Waffe weg, Nadine!« befahl Morton.

»Nein!«

»Nadi - nein!« rief Shema.

Nadine blickte einen Moment zu der Gruppe an der Tür. Dann feuerte sie, und Gipsbrocken von der Wand und Holzsplitter von der Tür wirbelten durch die Luft. Aber Morton, Michelle und Wolfie hatten sich noch rechtzeitig zu Boden geworfen.

»Du zionistische Hure!« schleuderte Nadine ihrer Schwester entgegen. »Du hast uns alle verraten! Stirb jetzt mit ihnen!«

Sie richtete die Waffe auf Shema, aber in einer blitzschnellen Bewegung hatte sich diese gebückt und eines ihrer Wurfmesser gepackt. Mit einem schwirrenden Laut sauste es durch die Luft und bohrte sich in Nadines Brust.

Nadine stand noch mit offenem Mund einen Augenblick aufrecht, dann fiel sie mit einem leise gurgelnden Laut zu

Boden, und die Kalaschnikow polterte neben ihr nieder. Ein tiefes, schwarzes Loch öffnete sich unter ihr, das bodenlos schien. Sie stürzte hinein, und nichts schien sie aufhalten zu können.

»Raza!« wollte sie rufen. »Raza, ich liebe dich!« Shema kniete sich neben ihre tote Schwester nieder, nahm sie in den Arm und begann leise zu weinen.

Wie aus weiter Ferne hörte sie das Klingeln des Faxgeräts und ein Flüstern Mortons. Dann packten Wolfie und Michelle sie sanft, aber fest an den Armen, hoben sie auf und führten sie aus dem Schlafzimmer.

Morton riss die Faxbotschaft aus dem Apparat und stopfte sie in seine Tasche.

Als sie vor die Villa traten, erfüllte plötzlich ein jaulendes Pfeifen die Luft, das aus dem Himmel niederstieß und von einem glühenden Schweif gefolgt war. Sekundenbruchteile später detonierten am gegenüberliegenden Lagerende die ersten Bomben. Der Luftangriff hatte begonnen.

Sie begannen um ihr Leben zu rennen, trafen auf das Trockenbett eines kleinen Wasserlaufs und ließen sich hineinfallen. Beim Hinunterrutschen traten sie eine Lawine von Sand und Geröll los, die sie halb unter sich begrub, als sie auf dem Grund der Rinne anlangten. Rings um sie schien die Erde zu beben und zu bersten, orangefarbene Feuerzungen erhellten die Dunkelheit. Der erste Jagdbomber schien nur wenige Meter über ihren Köpfen dahinzurasen.

In dem Wadi, das ihnen Schutz bot, schien jeder Zeitbegriff ausgelöscht, während das furchtbare Bombardement alles zertrümmerte, was in seinem Bereich lag, und den Sand um die Bunker wegfegte wie ein ungeheures Untier.

Die Villa zerbarst in einer hohen Rauchwolke. Dahinter verwandelte sich der Bau, in dem das Sendestudio und das

Labor untergebracht waren, in einen Feuerball, der Razas Tonversetzer ebenso verschlang wie die Tiefkühltruhe, in die zu Anfang Faruk Kadumi die mit dem todbringenden Anthrax-B-C gefüllten Parfümflakons versenkt hatte.

Die Splitterbomben verwandelten den Appellplatz in Tausende von kleinen Kratern. In sie wurden zu Dutzenden die zerfetzten Körper von Rekruten und Ausbildern geschleudert, die vergebens versucht hatten, in die Sicherheit der umliegenden Wüste zu flüchten.

Nach zwei Minuten - länger hatte der furchtbare Schlag aus der Luft tatsächlich nicht gedauert - war der Angriff vorbei. Wenige Augenblicke hindurch wurde alles vom knisternden Geräusch der Flammen beherrscht. Dann war das Knattern nahender Hubschrauber zu hören.

Im Wadi befreite sich Mortons Trupp mühsam von Sand, Staub und Geröll und begann rasch den Abhang hochzuklettern.

Ganz niedrig über dem Boden flogen die Helikopter heran, und manche Kommandosoldaten sprangen schon heraus, bevor sie noch ganz gelandet waren, und gingen in Stellung. Jetzt war die Luft erfüllt vom Lärm der Handfeuerwaffen.

Plötzlich erklang von einer Felsnase zur Linken des Wadis das tiefere Tackern eines schweren Maschinengewehrs, und um die Hubschrauber sah man Männer zu Boden stürzen, während andere regungslos liegen blieben.

Morton lief gebückt ein Stück nach vorn und ließ sich dann fallen. Wolfie robbte an seine Seite, und auch Shema und Michelle krochen heran. Morton jagte mit seiner Maschinenwaffe wütende Geschoßgarben quer über den Appellplatz, und die Rufe nach Sanitätern mischten sich in den Kampflärm.

»Ich brauche einen Funker«, sagte Morton.

»Ich werde...«, setzte Michelle an, aber Shema drückte sie zu Boden.



»Ich kenne mich hier besser aus«, sagte sie und rannte los, ehe jemand sie aufhalten konnte.

Der Kampfärm hatte sich verstärkt, als Shema mit einem Soldaten zurückkehrte, der ein Feldtelefon auf seinem Rücken trug.

»Geben Sie mir Major Nagier!« befahl Morton.

Im zunehmenden Kampfgetümmel reichte der Mann dem Obersten die Sprechmuschel.

»Danny, wir liegen hinter der Villa. Komm mit deinem Hüpfher hier herüber, die anderen sollen diese Maschinengewehre ausräuchern!«

Danny bestätigte die Weisung.

Die Helikopter stiegen auf und drehten auf die Maschinengewehrstellung zu. Sie feuerten ihre Raketen ab, und die Felskuppe zerbarst in einem Regen von Geröllsplittern. Unmittelbar darauf schwiegen die schweren Maschinengewehre.

Dannys Helikopter knatterte heran, die brennende Villa wies ihm den Weg. Er setzte unmittelbar neben Morton und seinen drei Kampfgefährten auf, und Danny half, sie in die Maschine zu ziehen. Dann hob sie wieder ab und kreiste über dem Kampffeld.

Immer wieder setzten die Fedajin zu einem Durchbruch an, der aber im Feuer der israelischen Kommandotruppen stecken blieb. Diese rückten unaufhaltsam und gnadenlos vor - Gefangene machten sie nicht.

Vom Helikopter aus musterte Morton mit seinem starken Nachtglass das Gelände. Dabei fiel ihm ein Bunker etwas abseits auf, der in eine Düne hineingebaut war und offenbar unbeschädigt schien. Er gab den Feldstecher Shema.

»Was ist dort drin?«

Sie schüttelte nach einem kurzen Blick den Kopf und musste bekennen: »Ich weiß es nicht - der scheint ganz neu zu sein!«

Morton wandte sich an Danny. »Dein Pilot soll da eine Leuchtkerze setzen!«

Der Hubschrauber stieg rasch auf tausend Meter und ließ an einem Fallschirm eine Leuchtkugel hinunter, die mit der Kraft von 750 000 Kerzen Himmel und Erde in ein gespenstisches pinkfarbenes Licht tauchte. Dann flog er in einer Schleife zu dem Bunker und setzte neben dem dort liegenden Zug auf.

Goodman lief heran. »Sieht aus, als hätten wir sauber aufgeräumt«, sagte er. »Aber keine Spur von Raza oder diesem Faruk Kadumi!«

»Ich weiß schon«, antwortete Morton kurz. »Holen Sie Ihre Leute zusammen, und kommen Sie mit!«

Das Licht der Leuchtkugel verglomm, aber Morton hatte bereits gesehen, dass sich ein fast dreißig Meter hoher Betonklotz über der stählernen Eingangstür zu dem Bunker erhob. Keine noch so starke Bombe hätte diese Stahlbetonabdeckung durchdringen können.

Nur noch vereinzelte Feuerstöße waren zu hören, als sie auf den Eingang des Bunkers zumarschierten, der mit dicken Ketten und einem riesigen Vorhängeschloss gesichert war. Morton rief nach Bolzenschneidern und Handscheinwerfern. Nachdem es den Soldaten gelungen war, das Tor zu öffnen, ließ sich Morton einen Handscheinwerfer geben und ging als erster hinein.

Er war verblüfft über das, was sich seinen Augen bot. Vom Boden bis zur Decke reichten die Regale, die sämtlich mit Geschossen, Raketen und Sprengstoffbehältern gefüllt waren: Kisten mit Semtex und Gelignit, Fässern mit Ammoniumnitrat und Schwarzpulver, Schachteln mit Erschütterungs- und Zeitzündern, Druckzündern und Verzögerungszündern und Tonnen mit Säuren für Schmelzzünder - eine wahre Schatzkammer für Bombenleger.

Morton wandte sich an Danny: »Napalm rein und einen Zeitzünder!«

Danny lief mit Goodman zum Hubschrauber, und kurz darauf kehrten sie mit einer kleinen Blechtonne zurück.

»Alle in die Luft jetzt!« befahl Morton, und Goodman trabte mit seinen Leuten auf die Helikopter zu, die auf dem Appellplatz standen.

Plötzlich sah Morton eine Bewegung in den Büschen nahe der Düne. Er richtete herumwirbelnd den Strahl der starken Lampe darauf und sah eine Gruppe arabischer Frauen und Kinder, die aufsprangen und davonestoben.

»Sucht das Gelände ab!« befahl er Michelle, Wolfie und Shema. »Jagt sie weg von hier!«

Dann wandte er sich an Danny. »Zehn Minuten für den Zeitzünder sollte passen!«

Danny befestigte den Zünder an der kleinen Tonne, und sie trugen sie gemeinsam in den Bunker. Nachdem Danny den Zünder eingestellt hatte, liefen sie zu dem Helikopter, wo sich Michelle, Wolfie und Shema schon zwischen die Soldaten gequetscht hatten.

»Das habt ihr gut gemacht!« lobte Morton, während er sich in die Pilotenkanzel durchdrängte.

Einige der Soldaten nickten erschöpft. Sie hoben ab, und Morton fragte die anderen Hubschrauber hintereinander nach ihren Verlusten ab. Es wurden ihm drei Gefallene gemeldet und elf Verwundete, davon fünf schwer. Es hätte schlimmer sein können.

»Achtung - noch fünfzehn Sekunden!« rief Danny nach vorn.

»Alle gut festhalten!« befahl Morton.

Einen Augenblick später stieg ein purpurroter Feuerball von gewaltigen Ausmaßen über Razas Lager auf. Der Feuerschein war so hell, dass das Innere des Hubschraubers wie von glühendem Sonnenlicht erfüllt schien.

Niemand sagte ein Wort.

Morton konnte dieses Feuer geradezu riechen - es hatte den Geruch von Blei.

Die Druckwelle schleuderte den Helikopter erst hoch und drückte ihn dann auf den Boden nieder. Doch so schnell diese Woge zusammengepresster Luft über der Maschine zusammengeschlagen war, war sie auch schon vorbei, und der Hubschrauber schwebte sicher in ruhiger Luft.

Als sie alle eine Stunde später auf dem Deck des Trägers landeten, war der Himmel über Libyen noch immer gerötet. Und der Feuerschein dauerte auch noch an, als Morton und seine Begleiter auf dem Flugfeld von Luqa aus dem Langstreckenhubschrauber in die Concorde umstiegen. Kurz darauf landete ein zweiter Transporthelikopter mit Goodman und seinem Zug. Ihre Waffen und Gepäck mit Kleidung zum Wechseln mit sich schleppend, kletterten auch sie rasch in den Riesenvogel.

Als sich die Concorde in die Luft erhob, verschmolz der Feuerschein schließlich mit der Morgenröte eines neu anbrechenden Tages.

Der Wagen fuhr noch durch ein letztes Schlagloch und hielt dann vor einer Hütte, die Raza wie mit Nägeln und Stricken zusammengehalten schien.

Der Regen, der fast auf der gesamten Strecke von Mexico City her angedauert hatte, war jetzt zwar vorbei, doch die Luft blieb weiterhin feuchtigkeitsgesättigt. Trotz der Klimaanlage herrschte im Wageninneren die Hitze einer Sauna.

Bei jeder Bewegung spürte Raza, wie die Feuchtigkeit der Polsterung in seinen dunklen dreiteiligen Anzug drang. Während der Fahrt hatte er immer und immer wieder die Gläser seiner goldgerahmten Brille abwischen müssen, die mit zu seiner Verkleidung gehörte.

Der handgearbeitete Aktenkoffer auf dem Sitz neben ihm glänzte in der Feuchtigkeit. Darinnen befanden sich ein chilenischer Pass und Dokumente, die ihn als Mitarbeiter einer Maklerfirma in Santiago auswiesen, der geschäftliche Verabredungen in Chicago und New York hatte. Er führte die gefälschten Papiere nur zur Sicherheit mit, denn es war kaum damit zu rechnen, dass er auf seinem Weg in die Vereinigten Staaten irgendeine Kontrolle passieren würde.

Die Ausdünstung des Fahrers roch nach scharf gepfeffertem Essen, und als er sich jetzt zu seinem Fahrgast umwandte, enthüllte sein breites Lächeln eine Reihe hässlich verfärbter Zähne.

»Pilot is drin, Señor!«

Hinter der Hütte sah Raza die Beechcraft 18 auf dem Rasen stehen.

»Sagen Sie ihm, ich käme in einer Minute!«

Der Mann zuckte mit den Schultern und stieg aus. Er hatte sich an die Art seiner Passagiere gewöhnt, und das Drogenkartell bezahlte ihn gut für seine Dienste.

Raza schaute ihm nach, wie er zu der Hütte watschelte und sich dabei am Rücken kratzte. Der Mann war ein Trampel. Als sie in einem weiteren Stützpunkt auf dem Weg hierher zum Essen angehalten hatten, hatte er bei Tisch sogar ungeniert gefurzt. Raza hatte dort ein Fax von Nadine vorgefunden, in dem sie ihm mitteilte, dass Faruk Kadumi auf dem Weg nach New York sei. Raza hatte ihr eine kurze Bestätigung geschickt.

Während anschließend der Wagen durch eine Reihe von Dörfern und kleineren Städten gefahren war, hatte er darüber nachgedacht, warum ihm Nadine nichts über den Erfolg der Aktion in London gemeldet hatte. Mehrfach hatte er sie deshalb mit dem tragbaren Telefon, das ihm vom Kartell zur Verfügung gestellt worden war, zu erreichen versucht, aber stets war als Antwort nur jener langgezogene Ton zu hören gewesen, der anzeigte, dass die Telefonanlage der Villa außer Betrieb war. Das passierte gelegentlich bei einem Sandsturm. Aber jetzt war nicht die Zeit für Sandstürme.

Vor wenigen Minuten dann hatte ihn ein Anruf des ständigen Vertreters der Mullahs in Mexico erreicht: Er möge sich schnellstens mit dem Ayatollah Muzwaz in Verbindung setzen.

Raza wählte die Nummer im Iran. Jetzt, nachdem die Klimaanlage nicht lief, war die feuchte Hitze im Wageninneren nahezu unerträglich.

Die bekannte Altmännerstimme überfiel Raza sofort mit der Frage: »Haben Sie es gehört?«

»Was denn bitte, o Erhabener - ich war ja die ganze Zeit unterwegs«, fragte Raza zurück.

»Dann wissen Sie also noch nicht, was in London und in Libyen geschehen ist«, sagte der Alte.

Raza fühlte ein wütendes Pochen in seinem Kopf - da war

dieser grausame Schmerz wieder, schlimmer als je zuvor. Er schloß die Augen, aber das quälende Pochen ließ nicht nach.

»Was ist passiert?« fragte er schließlich, die Augen wieder öffnend.

Der Ayatollah sagte es ihm mit harter, drängender Stimme. Er berichtete von Effendi und Faruk Kadumi, vom Tode Arischs und der Festnahme aller Abholer in London und schließlich auch von dem Angriff in Libyen. Er ließ nichts aus.

Barsch fuhr Muzwaz dann fort: »Die Zionisten sind dafür verantwortlich - und dieser Morton steckt hinter allem. Dabei haben Sie uns doch versichert, dass er keine Bedrohung sei! Und wir haben unsere Planungen auf Ihrer Versicherung aufgebaut! Wir haben Ihnen geglaubt! Wir haben Ihnen vertraut!«

»Das kann er aber nicht allein geschafft haben!« schrie Raza. »Der Oberst muss uns verraten haben! Die Zionisten müssen ihn über ihre Verbündeten im Weißen Haus zum Abfall von unserer gemeinsamen Sache bewogen haben! Das hat dieser Hund Appleton getan - er muss dafür bestraft werden!«

»Sie sind aus Ihren eigenen Reihen verraten worden!« berichtigte ihn der Ayatollah.

»Aus den eigenen Reihen?« fragte Raza ungläubig. »Ich verstehe Sie nicht - das ist doch unvorstellbar!«

Der alte Mann im Iran holte pfeifend Luft, ehe er weitersprach: »Ihre Mitkämpferin, die in Deutschland im Gefängnis saß, ist entlassen worden, wie uns ein zuverlässiger Mitbruder in diesem Land berichtet hat. Sie ist gesehen worden, wie sie in London das Flugzeug der Zionisten bestieg. Später wurde sie dann auch in Paris erkannt. Sie arbeitet mit den Zionisten zusammen, sie hat Sie verraten - es gibt daran für uns keinen Zweifel!«

Raza hätte brüllen mögen, dann ging es vorbei. Mit gepresster Stimme sagte er schließlich: »Ich halte das für völlig unmöglich - sie ist absolut loyal...«

»Reden Sie mir nicht von Loyalität!« fuhr ihm der Ayatollah dazwischen. »Sie haben uns immer versichert, jeder Ihrer Mitarbeiter sei absolut loyal, sei Ihnen treu ergeben, würde Ihnen aufs Wort gehorchen! Aber denken Sie doch nur an diesen Idioten, den Sie nach London geschickt haben!«

»Ich habe Ihnen doch schon versichert, o Erhabener, dass er von mir persönlich den gebührenden Lohn empfangen wird, wenn er erst mal seine Aufgabe erfüllt hat!«

»Es ist nun kaum noch ein voller Tag verblieben, bis wir den Befehl zum Heiligen Krieg geben müssen«, fuhr die erbarmungslose Stimme fort. »Viele meiner Mitbrüder hier sind der Meinung, dass wir das nach Ihrem Fehlschlag in London nicht mehr tun können. Statt unsere Feinde einzuschüchtern, wurden sie von Ihnen alarmiert! Sie sind jetzt wachsamer als je zuvor! Wir alle sind sehr enttäuscht von diesem Verlauf der Sache!«

Plötzlich brüllte Raza ihn an: »Hören Sie auf -. diese Sache ist noch nicht abgeschlossen! Fällen Sie nicht vorher Ihr Urteil!«

Damit brach er das Gespräch ab, packte sein Aktenköfferchen und lief auf die Hütte zu.

Während die Concorde gerade Boston überflog, lauschte Morton an seinem Monitorschirm weiterhin aufmerksam den Argumenten, welche die um den Präsidenten der Vereinigten Staaten im unterirdischen Lageraum des Weißen Hauses versammelten Berater vorbrachten.

Danny, Wolfie, Michelle und Goodman standen dicht gedrängt hinter Mortons Sessel. Es war ihnen klar, dass das Schicksal ihres Auftrages davon abhing, was in Washington beschlossen wurde.

Der Meinungs austausch hatte schon begonnen, als die Maschine noch achthundert Kilometer von der Küste entfernt über dem Atlantik schwebte und der Präsident sich dort mit seinem Glückwunsch zu Mortons Erfolgen bei der Abwehr des



biologischen Angriffs auf England und der Zerstörung von Razas Lager gemeldet hatte. Schon seit dem Abflug von Malta waren der Danksagung des englischen Premierministers die anerkennenden Worte der übrigen europäischen Staatenlenker gefolgt. Ihnen allen aber hatte Morton gesagt, dass die Sache noch nicht ausgestanden sei. Diese Erinnerung hatte schließlich die heftige Diskussion im Weißen Haus darüber ausgelöst, was denn nun als nächstes geschehen solle.

Im Lageraum saßen die Teilnehmer an der Besprechung um den großen Konferenztisch, auf dem ein Modell des Landsitzes von Raschid Harmoos und dessen unmittelbarer Umgebung aufgebaut war.

Erneut ergriff jetzt der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs das Wort. Er hatte das breite Kreuz eines Schauermanns, und seine Brust war dicht mit Auszeichnungen besteckt. Morton sah, wie er zunächst kurz in den Bildschirm blickte und sich dann an den Präsidenten wandte.

»Meiner Meinung nach sollte jetzt das Militär die weitere Durchführung übernehmen. Ich schlage einen Luftangriff auf diesen Landsitz von Harmoos vor. Wenn wir ihm ein paar Raketen durch die Fenster oder seine Kamine jagen, ist die Sache ausgestanden. Was da zu erreichen ist, haben wir ja in Bagdad bewiesen. Im Anschluss daran schicken wir eine Delta-Einheit rein, die jeden umpustet, der noch lebt!«

Es herrschte Schweigen im Lageraum.

»Das ist aber nicht Bagdad«, meinte der Präsident schließlich. »Wir wissen nicht, wer sonst noch alles im Haus ist. Und es bleibt immer das Risiko, geringfügig danebenzutreffen. Auch das haben wir in Bagdad erlebt - ich muss daran erinnern, dass es eine absolute ›Präzisionsbombardierung‹ nicht gibt.«

Ohne sich um die verärgerte Miene seines höchsten Militärberaters zu kümmern, studierte der Präsident noch einmal mit konzentrierter Aufmerksamkeit die Ansammlung von

Spielzeughäuschen, die das Städtchen Sweetmont darstellten.

»Außerdem ist daran zu zweifeln, dass ein Raketenangriff unfehlbar dieses ganze Anthrax vernichtet. Ich habe mir sagen lassen, es bestehe sogar die Gefahr, dass es bei einer Explosion verbreitet wird.«

Morton konnte sehen, wie die gehetzten Augen des Präsidenten im Raum umherwanderten und wie er jeweils seine Blicke kurz auf dem Innenminister, dem Verteidigungsminister, dem Direktor des CIA und dem Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs ruhen ließ, die neben Appleton saßen. Seine Stimme war schwer von ungunstigen Vorahnungen.

»Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was geschehen würde, wenn eine Rakete versehentlich in Sweetmont einschlägt. Wir müssten mit Demonstrationen rechnen, gegen die jene, die wir während des Golfkrieges erlebten, ein Kinderspiel wären. Jeder Friedensapostel im Kongress würde meine Einbuchtung fordern! Und welche Propagandamöglichkeiten würden wir damit unseren Feinden im Ausland liefern! Was sollen wir den Chinesen und Russen über Menschenrechte sagen, wenn die uns entgegenhalten, dass wir sogar die eigenen Landsleute bombardieren?« Der Präsident schüttelte den Kopf. »Es ist völlig ausgeschlossen, dass ich für eine solche Maßnahme mein Einverständnis gebe. Wir müssen uns etwas anderes einfallen lassen.«

Der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs verschränkte beleidigt die Arme vor der mächtigen Brust und lehnte sich schweigend in seinem Sessel zurück.

»Ich verfüge über die Möglichkeiten, dieses Haus auszuheben«, versicherte der Direktor des FBI. »Meine Leute sind in Anti-Terror-Taktiken ausgebildet. Wir würden die Zivilverteidigungsbehörden zu einer vorherigen Räumung des Gebietes veranlassen, um mögliche Opfer unter der Zivilbevölkerung zu vermeiden...«

»Wenn wir das tun, fordern wir eine Massenpanik heraus!« unterbrach ihn der Verteidigungsminister. »Ich muss Sie wohl kaum daran erinnern, dass New York unmittelbar vor der Haustür liegt. Wenn diese Leute aus Sweetmont in New York auftauchen, bricht dort eine Massenhysterie aus, wie wir sie nicht mehr gesehen haben seit jener Fernsehsendung, in der Orson Welles den Eindruck erweckte, die Leute vom Mars seien gelandet!«

Als nächstes hörte Morton, wie sich der Direktor des CIA räusperte. »Wir könnten die Leute in ›Schutzhaft‹ nehmen, bis die Sache ausgestanden ist«, schlug er vor.

Sofort wandte der Innenminister ein: »Wenn Sie das tun, haben wir jede Menge von Winkeladvokaten auf dem Hals, die in Sweetmont die Leute dazu kriegen, uns Verfahren wegen ungerechtfertigter Festnahme anzuhängen!«

Der Präsident ließ ein weiteres Mal seinen Blick rund um den Tisch gehen. »Was also schlagen Sie vor, meine Herren? Sollen wir den FBI einsetzen?«

Als einige zögernd nickten, wandte sich der Präsident direkt an den Leiter der Behörde.

»Aber Ihre Leute haben noch keine wirkliche Erfahrung im Umgang mit einer solchen Situation - das stimmt doch? Ganz abgesehen davon, dass das ja nun wirklich Terroristen von Ausnahmeformat sind!«

Der FBI-Chef nickte widerstrebend, und wieder trat Stille im Lageraum ein.

Dann wandte sich der Präsident der Vereinigten Staaten zum ersten Mal, seit diese Debatte begonnen hatte - direkt an Morton: »Angesichts dessen, was Sie nun gehört haben, Mister Morton - was würden Sie vorschlagen?«

Ohne jedes Zögern antwortete Morton: »Ich würde meine eigenen Leute einsetzen - die sind in solchen Dingen nämlich geschult.«

»Ist es Ihnen möglich«, entgegnete der Präsident, »uns im einzelnen zu sagen, was Sie tun würden? Und warum Sie so sicher sind?«

»Ehrlich gesagt, möchte ich das nicht tun«, entgegnete Morton. »In einer solchen Situation lässt sich so gut wie nichts absolut bestimmt vorhersagen!«

Man konnte sehen, dass sich Appleton schon vorgebeugt hatte, um dem Präsidenten etwas zuzuflüstern. Er unterließ es dann jedoch, als hätte er es sich anders überlegt. Wieder trat Schweigen im Lagersaal ein.

»Nun gut«, sagte der Präsident schließlich. »Angesichts dessen, was Sie bereits erreicht haben, neige ich dazu, die Sicherheit dieses Landes in Ihre Hände zu legen. Selbstverständlich erhalten Sie dabei, wie schon bisher, jede notwendige Unterstützung, Mister Morton. Unsere materiellen und personellen Hilfsquellen stehen voll zu Ihrer Verfügung. Und unsere besten Wünsche begleiten Sie!«

»Ich danke Ihnen, Herr Präsident«, antwortete Morton.

Nachdem der Bildschirm wieder leer geworden war, saß er noch eine ganze Weile nachdenklich davor.

In Schutzkleidung gehüllt, stand Matti Talim neben dem Leiter der Notaufnahmestation des New Yorker City Center Hospitals in der Einzelkabine der Intensivstation und schaute auf Miriam hinunter. Sie lag in völlig erschöpftem Schlummer. Ihr Bett war von medizinischen Apparaturen umgeben, die mit leisem Klick und Klack anzeigten, dass der Kampf um ihr Leben weiterhin andauerte. In eine Ader an Miriams Arm tröpfelte langsam eine Flüssigkeit aus einer über dem Bett befestigten Flasche.

»Ich habe in London angerufen und dort mit Frau Doktor Cooper gesprochen, wie Sie empfohlen hatten«, sagte der Chefarzt. »Sie hat geraten, die Dosis zu verdoppeln. Sieht so

aus, als würde das tatsächlich etwas bringen, Während der letzten Stunde haben sich ihre Funktionen glücklicherweise deutlich stabilisiert.«

»Sie ist eine Kämpfernatur, Herr Doktor. Das ist vielleicht ihre wichtigste Eigenschaft.«

»Im Augenblick ganz bestimmt«, antwortete der Arzt. »Und ich kann Ihnen nur sagen - setzen Sie darauf!«

Die Beechcraft überquerte, in geringer Höhe fliegend, den Rio Grande.

»Willkommen in den Vereinigten Staaten!« sagte der Pilot. Er war klein und drahtig, und sein Gesicht war voller kleiner Akne-Narben. »Von hier aus werden sie uns mit ihrem Grenzradar verfolgen und rauszukriegen versuchen, wo wir landen. Dadurch wird die Sache etwas spannender.«

Raza starrte ihn an - wieder einer der vielen Cowboys dieser Welt.

»Da brauchen Sie nicht ins Schwitzen zu geraten«, sagte der Pilot grinsend. »Ich reiße das dreimal jeden Tag ab. Nachdem ich Vietnam hinter mir habe, ist es ein Kinderspiel, denen zu entwischen!«

Raza wandte sich ab und schaute auf den Fluss hinunter. Einen Augenblick später überflogen sie die Grenzsicherung, die Mexiko von den Vereinigten Staaten trennte. An dem Stacheldraht darauf konnte man Kleiderfetzen erkennen, die von den Mexikanern stammten, die hier die illegale Einwanderung riskiert hatten.

Wenige Minuten später setzte die Maschine in der texanischen Ebene auf und rollte auf eine schwere Limousine zu, die dort bereits wartete. Die Sonne wurde von ihren dunkel getönten Scheiben reflektiert. Der Pilot langte hinüber und öffnete die Kabinentür auf Razas Seite.

»Sie müssen hinausspringen - das Ausrollen eines roten Teppichs ist im Flugpreis nicht inbegriffen!«

Raza warf sein Aktenköfferchen aus der Tür und wartete, bis die kleine Maschine kaum noch Fahrt hatte. Dann sprang er selbst hinaus. Der Pilot knallte sofort die Türe wieder zu und richtete die Maschine zum Start gegen den Wind aus. Als Raza die Limousine erreichte, war das kleine Flugzeug schon wieder in der Luft.

Kaum hatte Raza auf dem Rücksitz Platz genommen, gab der Fahrer wortlos Gas. Nach kurzer Fahrt über offenes Land erreichte er einen Feldweg, der nach einiger Zeit in eine Landstraße mündete, die wiederum nach ein paar weiteren Kilometern auf eine Schnellstraße führte.

Erst jetzt wandte sich der Fahrer an Raza: »Ihr Ticket steckt in dem Umschlag in der Tasche an der Tür. Mister Harmoos wünscht Ihnen einen angenehmen Flug!«

Morton ging mit Matti um den Hochdachlieferwagen herum, den »Swift Renovations« zur Verfügung gestellt hatte.

Die seitliche Beschriftung wies ihn als ein Fahrzeug der »All Sounds of America Inc.« aus.

Der Lieferwagen stand zwischen der Concorde und einer »747« der El Al, die vor einer Stunde, aus Tel Aviv kommend, auf dem Kennedy-Flughafen gelandet war. Während diese Maschine entladen wurde, hatten Polizei- und FBI-Beamte diesen Teil des Flugplatzes streng abgeriegelt.

»Der FBI hat zweihundert Beamte zur Unterstützung abgestellt«, berichtete Matti gerade. »Und die Nationalgarde hat ihre beiden besten Einheiten in Alarmbereitschaft. Sogar die Marine hat uns Hubschrauber angeboten. Offenbar will jeder hinterher sagen können, er sei auch dabei gewesen.«

Morton nickte. Mitgekämpft zu haben war sicher ein

gewichtiges Argument, wenn es später einmal in Washington bei den Etatberatungen um die Festsetzung von finanziellen Mitteln ging.

»Hubschrauber könnten nützlich sein«, sagte er. »Aber sorg dafür, dass keiner sich dort blicken lässt!«

Durch die Hecktür des Fahrzeugs war zu sehen, wie Danny seine Ausstattung überwachte. Ein halbes Dutzend der Techniker, die vorher in Mattis Wohnung gearbeitet hatten, waren gerade mit dem Einbau des flachen Kastens beschäftigt, der bei Bedarf durch eine Dachöffnung ausgefahren werden konnte.

»Unser ›Ghetto-Blaster‹«, sagte Danny fröhlich und pochte auf den Kasten, der mit seinen elektronischen Wellen Fensterscheiben zertrümmern, aber auch menschliche Trommelfelle zerreißen konnte.

»Harmoos ist noch immer ahnungslos?«

»Absolut«, bestätigte Danny. »Unser Mann, der in der Maschine dabei ist, hat gerade mitgeteilt, dass Harmoos seine Zeit damit verbringt, die Stewardess zu einem Rendezvous zu überreden. In zwei Stunden wird er auf dem La-Guardia-Flugplatz landen.«

»Irgendwelche Neuigkeiten von der Grenze?«

Danny schaute auf einem Klemmbrett nach. »Die Grenzpatrouille konnte bisher drei illegale Hinflüge feststellen, aber jedes Mal, wenn sie das untersuchten, waren nur noch Reifenspuren zu entdecken. Bill Gates hat seine Leute auf der mexikanischen Seite ausschwärmen lassen, aber auch die konnten bisher noch nichts melden.«

»Die sollen unbedingt weiter die Augen offen halten, Danny. Der kommt garantiert auf diesem Weg rein!«

Morton sah gerade Matti zurückkehren. »Und wie ist das Motel?«

Matti grinste. »Ein klein bisschen besser als auf der Westbank - aber nicht sehr viel besser. So etwas für kleine Vertreter, die dort für einen Nachmittag unterschlüpfen, wenn sie ein etwas beschränktes Hausmütterchen am Ort rumgekriegt haben.«

»Ich setze aber mal voraus, dass nicht gerade so jemand dort ist.«

»Kein Problem - ich habe das ganze Ding für zwei Tage gemietet und dabei noch einen Sonderrabatt rausgeschlagen. Das Personal besteht aus den üblichen billigen Arbeitskräften, und der Geschäftsführer ist ein gewisser Tom Benton, so ein richtiger Schleimer. Über niemanden dort ist sonst was Nachteiliges bekannt.«

Morton schaute zu, wie weitere Ausrüstung ausgeladen wurde und in dem Lieferwagen verschwand.

»Länger als einen Tag brauchen wir das ganze Zeug nicht«, sagte er zu Matti. »Je früher wir das alles hinter uns haben, desto schneller kannst du nach Miriam schauen.«

Bevor Matti ihm darauf antworten konnte, hatte Morton sich schon Wolfie, Michelle und Shema zugewandt, die gerade aus der Concorde stiegen. Shema hatte dunkle Ringe unter den Augen. Den größten Teil der Flugzeit von Libyen her hatte sie allein in der Kabine des Premierministers verbracht. Als Morton auf seinem Gang zum Flugdeck die Kabine einmal passiert hatte, war es ihm erschienen, als bete sie für Nadine.

Gemeinsam schritten sie auf die Reihe von Wagen zu, die auf dem Flugfeld geparkt waren und sämtlich die Beschriftung »All Sounds of America Inc.« trugen.

In einigen davon saßen schon Goodmans Leute. Während des Fluges hatten sie sich umgezogen und sahen nun so aus, als kämen sie gerade nach getaner Arbeit aus einem Nachtclub in Tel Aviv. Goodman hatte ein farbenfrohes Sporthemd und knackenge Jeans an und lud gerade den letzten der Instrumentenkästen in einen Kofferraum. Alle diese Kästen



enthielten jedoch keineswegs Musikinstrumente, sondern Waffen und Munition.

»Wie geht es Ihnen?« fragte Morton Shema.

»Gut soweit.«

»Na, da habe ich meine Zweifel.«

»Sie war nicht mehr meine Schwester, wie ich sie in Erinnerung hatte. Er hat sie zerstört. Aber ich kann jetzt noch nicht darüber sprechen«, sprudelte Shema heraus.

Sie gingen schweigend ein Stück, ehe sie, auf die Beschriftungen der Fahrzeuge deutend, fragte: »Was hat es damit auf sich?«

Morton zuckte mit den Schultern. »Das ist das beste, was uns einfiel. Wir geben uns als ein Unternehmen aus, das für Musiker die notwendigen Geräte liefert, um fehlendes Talent durch entsprechenden Lärm zu ersetzen.«

Nach ein paar weiteren Schritten fragte Shema: »Und was haben Sie für mich vorgesehen?«

»Wenn wir dort sind, halten Sie sich dicht bei mir«, erwiderte Morton. »Wohin ich auch gehe - Sie bleiben immer bei mir!«

Sie wandte sich ihm zu. »David, Sie kennen das Gesetz der Wüste - es ist für Araber und Juden gleich: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich möchte eine Chance erhalten, Raza zu töten!«

Morton hielt ihrem Blick stand, schüttelte dann jedoch den Kopf. »Hier steht mehr auf dem Spiel als persönliche Rache, Shema. Und es gibt hier Leute, die darauf ältere Ansprüche haben als Sie. Wenn sich eine Chance bietet, dann nutzen Sie sie. Aber handeln Sie nach den Regeln unserer Unternehmung. Ich will nicht nur ein Ende Razas ich muss vielmehr sicherstellen, dass auch die Bedrohung ausgeschaltet wird, die er in Händen hält. Die Ausschaltung dieser Bedrohung geht allem anderen vor!«

Sie wandte ihr Gesicht ab, so dass er den Ausdruck darauf nicht sehen konnte. Dann nickte sie schweigend.

Lou Panchez saß hinter dem Steuer eines der Autos. Er öffnete einladend die Beifahrertür.

»Wollen Sie nicht bei mir mitfahren? Ich habe die beste Auswahl kuwaitischer Musik dabei, die Sie jemals gehört haben«, sagte er.

Shema lächelte ihn verhalten an. »Das beste Angebot, das ich heute bisher hatte«, antwortete sie.

Morton sah, dass Danny neben der Hecktür des Lieferwagens stand und mit zum Kreis aneinandergelegten Daumen und Zeigefinger die Hand hob. Matti saß bereits hinter dem Steuer des Fahrzeugs.

Die kleine Kolonne der Fahrzeuge mit dem Schriftzug »All Sounds of America Inc.« fuhr an und rollte kurz darauf zum Tor des Flughafens hinaus. Zwanzig Minuten später war sie auf dem Connecticut Turnpike unterwegs zu dem von Matti gebuchten Motel.

Als die Maschine der United Airlines in Chicago zum Flug nach New York abhob, bot die Stewardess Raza Champagner an. Als er den Kopf schüttelte und seine Augen schloß, steckte sie ein rotes Papierfähnchen an seinen Sitz, um damit zu verkünden, dass dieser Passagier nicht gestört werden wolle.

Die schreckliche Wut und der verzehrende Hass, die Razas quälende Kopfschmerzen auf seinem Flug von Texas her begleitet hatten, waren verflogen. Er hatte nicht länger das Gefühl, dass ein Ungeheuer mit den zahlreichen Köpfen einer Hydra, die alle das Gesicht von Morton trugen, ihn verschlingen wolle. Als die Maschine über den Ebenen von Illinois an Höhe gewann, konnte er wieder klarer denken.

Natürlich war das schrecklich, was in Libyen geschehen war - alles dort war vernichtet, alle waren tot. Die Zionisten machten so gut wie nie Gefangene.

Natürlich würde ihm Nadine fehlen, aber er würde ein anderes Mädchen finden, das seinen Vorstellungen entsprach - es gab ja genug davon.

Und er würde auch wieder eine neue Basis finden. Das war ihm damals gelungen, als er aus dem Süden Libanons verjagt worden war, und dann wieder, als ihn dieser Satansanbeter in Damaskus aus Syrien vertrieben hatte, und noch einmal, als sich Saddam Hussein als falscher Prophet erwiesen hatte. Und jetzt hatte sich sogar der Höchste Führer Libyens von den amerikanischen Teufeln umgarnen lassen. Zur rechten Zeit würde er schon mit ihm abrechnen. Und zur rechten Zeit würde ihm auch ein wahrer Gläubiger erneut Schutz gewähren. Das mochte im Jemen sein oder in Äthiopien, vielleicht auch in Somalia oder im Sudan. Es gab noch genügend Länder in der Welt, wo er Unterschlupf finden und neu anfangen konnte, wo sich wieder neue Männer um ihn scharen würden, wie dies immer welche getan hatten.

Natürlich war auch das, was sich in England abgespielt hatte, eine Katastrophe schlimmsten Ausmaßes. Aber weiter darüber nachzudenken wäre nur sinnlose Zeit- und Gedankenverschwendung.

Shema? Mit ihr würde er schon noch abrechnen. Aber erst dann, wenn er mit dem fertig war, was er jetzt tun musste. Und was immer sie den Zionisten erzählt haben mochte - von dem, was sich hier in Amerika abspielen sollte, konnte sie ihnen nichts verraten haben.

Trotz aller Rückschläge würde er am Ende siegen. Trotz dessen, was in Athen und London geschehen war, konnten seine Feinde nicht wissen, wie viele Parfümfläschchen er noch hatte. Ihre Unkenntnis darüber war sein großer Vorteil. Er würde zuschlagen, wie er das immer getan hatte mit einer Schnelligkeit, einer Entschlossenheit und einer Wildheit, die so oft schon in der Vergangenheit unter seinen Gegnern Hilflosigkeit und Schrecken verbreitet hatten.

Die Aussicht darauf brachte Razas Augen zu begeistertem Glühen, ehe er sie schloß und sich in der Ersten Klasse der »747« dem Schlaf überließ.

Mortons Mannschaft war rasch eingezogen. Im Aufenthaltsraum des Motels hatten sie Muster aller Verstärker und Synthesizer der Firma »All Sounds of America Inc.« aufgebaut. Die Geräte unterschieden sich nicht von denen der Markenführer auf diesem Gebiet. Das war auch kein Wunder, denn der Teamchef von »Swift Renovations« hatte sie bei einem Großhändler in Queens gekauft.

Während die Musterausstellung aufgebaut wurde, hatte der Teamchef die Eingangshalle mit großformatigen Fotos von Musikerformationen garniert, die alle Geräte von »All Sounds of America« benutzten. Als Motelangestellte einwandten, von denen würden sie aber niemanden kennen, lächelte er mitleidig, als ob er sagen wolle, das sei ja nun wohl ihr eigener Fehler.

Tom Benton, der Geschäftsführer, hatte das Unternehmen rasch als knickrig eingestuft - seine Mitarbeiter bestellten an der Bar nur alkoholfreie Getränke, wählten die billigsten Speisen und führten keine Telefongespräche von der Rezeption aus. Einige der Leute waren unverkennbar Musiker - sie schleppten ständig ihre Instrumentenkästen mit sich herum. Und sie alle schienen darauf zu warten, dass irgendwas passierte. Die Ausnahme war der Chef des Unternehmens, Mister Alexander.

Der war ein wahres Energiebündel: rein und raus, hin und zurück zu dem großen Lieferwagen, der auf dem Parkplatz gleich mehrere Stellplätze belegte. Ständig führte er außerdem leise Gespräche mit seinen Leuten, oft nickte er auch oder sagte: »Aber gewiss doch!«

Irgendwie erinnerte er Benton an Raschid Harmoos - der war auch so ein umtriebsamer Antreiber, der überall zugleich zu sein schien.

Vor einer Minute war Alexander noch im Aufenthaltsraum gewesen und hatte nach allen Seiten wohlwollend gelächelt. Jetzt aber stand er schon wieder draußen neben dem Lieferwagen und unterhielt sich dort angeregt mit seinem Stellvertreter, einem Mister Skorous, der seine Klappe über dem Auge wie eine Kriegsauszeichnung trug. Neben ihm stand die Assistentin von Mister Alexander. Sie sah aus wie eine dieser bezaubernd schönen Araberinnen, die Benton gelegentlich in der Begleitung von Mister Harmoos gesehen hatte.

Dabei fiel ihm auf, dass fast alle Mitarbeiter des Unternehmens ein bisschen was Nahöstliches an sich hatten. Sie alle zeichneten sich durch eine zurückhaltende, aber irgendwie wachsame Art aus, wie er sie auch an den Arabern beobachtet hatte, die für Mister Harmoos tätig waren.

Die Ausnahme unter denen war Nuri, der Assistent von Mister Harmoos. Der hatte immer, wenn er hereinschaute, Zeit für einen Drink und einen Schwatz. Und immer gab er eine Runde aus und war großzügig mit Trinkgeldern. Gerade vor zwei Tagen hatte Nuri angerufen und gefragt, ob in der nächsten Zeit das Motel von irgendwelchen Gruppen belegt sei - irgendein Vertretertreffen oder eine Vereinsversammlung oder eine Familienfeier. Er hatte dazu erklärt, Mister Harmoos wolle demnächst eine Einladung für sein Personal geben, und dabei wolle er gerne eine Überschneidung mit einer ähnlichen Veranstaltung vermeiden.

Benton sah gerade, wie Mister Alexander mit seinen Begleitern in den Lieferwagen kletterte. Es fiel ihm ein, dass er Nuri anrufen sollte. Als sein Gespräch angenommen wurde, war der Lieferwagen schon vom Parkplatz weggefahren.

Morton und Shema betraten hinter Danny durch eine Schiebetür hinter dem Fahrersitz den Laderaum des Lieferwagens. Dort stand ein halbes Dutzend Techniker vor den

Geräten, die an den Seitenwänden des Wagens aufgestellt und aufgehängt waren. Den Platz in der Mitte des Wagens belegte die »Wellenkanone«.

»Der Apparat hier verbindet uns auf Knopfdruck mit Washington und Tel Aviv«, erläuterte Danny. »Der Präsident wird gewünscht? Einfach zweimal drücken! Wir haben eine Direktverbindung sowohl in das ›Oval Office‹ wie in sein Schlafzimmer.«

Als nächstes deutete Danny auf eine kleine Schalttafel: »CIA, FBI, Nationalgarde. Das gleiche - einfach abnehmen, Wählen überflüssig. Wir haben ständig offen gehaltene Direktleitungen.«

Dann wies Danny auf eine Reihe von Abhör- und Mitschneidegeräten an der einen Seite des Wagens. Vor ihnen saßen Techniker mit Kopfhörern, von denen zusätzliche an der Wand an Haken hingen. Dort war außerdem ein großer Lageplan der Harmoosschen Villa angeheftet.

»Lou hat ihn beschafft«, erläuterte Danny. »Der hat den Architekten so beschwatzt, dass der ihm abnahm, er würde über ihn einen tollen Bericht in einer Fachzeitschrift schreiben. Dann spazierte er mit allem, was wir brauchten, zur Tür des Büros hinaus!«

Morton musterte den Grundriss, während Danny weitere Erklärungen gab. »Wir haben hier jeden Telefonanschluß unter Überwachung. Und unsere Außenmannschaft hat überall rings um den Landsitz Parabolantennen aufgestellt, in den Feldern versteckt und auch in der Nähe dieser Reparaturwerkstatt. Wir können jeden Raum in der Villa abhören, wenn wir ein Gespräch verfolgen wollen.«

»Wie sieht es mit den Rolläden an den Fenstern aus?«

Danny grinste. »Harmoos muss davon ausgegangen sein, dass ihm eines Tages die Mafia auf die Pelle rückt. Unsere Leute wetten darauf, dass sie aus Walzstahl gefertigt sind. Eine

Möglichkeit, damit fertig zu werden, haben wir hier.« Er bückte sich hinunter und zog einen Deckel im Boden des Fahrzeugs auf. Dort konnte man ein Abschussrohr für Panzerabwehrraketen sehen.

»Auf Apparat drei geht ein Gespräch ein!« meldete einer der Techniker.

Morton warf einen Blick auf den Grundriss des Landsitzes - Apparat drei war jener in der Küche.

Es meldete sich eine weibliche Stimme.

»Ist Mister Nuri da?« fragte Benton.

»Er ist im Augenblick nicht zu erreichen!«

»Können Sie ihm etwas ausrichten?«

»Was denn?«

»Sagen Sie ihm nur, Mister Benton hätte angerufen unser Haus ist für die nächsten zwei Tage von einer Firma belegt, aber anschließend stehen wir gern für die Einladung von Mister Harmoos zur Verfügung.«

Die Frau im Haus hängte wortlos ein.

Im Lieferwagen schaute Morton Shema an.

»Lila!« sagte sie.

»Genau!« erwiderte Morton lächelnd.

Der Anruf dieses beschränkten Motel-Geschäftsführers hatte die Wut Lilas noch gesteigert, die sich in ihr immer stärker aufgestaut hatte, seit sie auf diesem Landsitz weilte.

Diese Leute hier waren gefährliche Narren. Zunächst mal war Harmoos kurz vor ihrem Eintreffen abgereist, und dann hatte dieser arrogante Idiot Nuri, dem er angeblich für die Dauer seiner Abwesenheit hier die Leitung übertragen hatte, ihr auch noch zu sagen gewagt, Mister Harmoos hätte schließlich auch noch andere Interessen. Was konnte denn wichtiger sein, als den

ersten Schlag zur Auslösung des größten Dschihads zu führen, den die Welt je gesehen hatte?

Was aber war indessen alles geschehen - Lila wollte die zuerst über London und dann Libyen eingegangenen Nachrichten nicht glauben, wenn sie nicht von diesem anderen Idioten da, Faruk Kadumi, bestätigt worden wären. Dieser wiederum war über die doppelte Katastrophe von Razas Gewährsmann in Algerien informiert worden, als er dort umgestiegen war.

Faruk Kadumi war bei seinem Eintreffen in Sweetmont dem Zusammenbruch nahe gewesen. Nachdem sie ihn ausgefragt hatte, war er von ihr in das Untergeschoß geschickt worden, um dort diesem feigen Narren Ismail zu helfen. In ein paar Stunden konnten sie endlich mit dem Umfüllen fertig sein. Und dann würde sie die beiden Narren persönlich umlegen, so, wie sie am liebsten auch Nuri erledigt hätte.

Der hatte den Tod allein schon wegen seiner Dummheit verdient, diese beiden Männer ins Haus zu lassen. Als sie ihn gedrängt hatte, die Sache zu überprüfen, hatte die Reifenfirma zwar bestätigt, dass zwei Angestellte, auf deren Namen die vorgelegten Visitenkarten lauteten, bei ihr beschäftigt waren. Aber Nuri hatte es in seiner Verbohrtheit unterlassen, sich zum Beispiel auch eine Beschreibung geben zu lassen und diese dann zu vergleichen. Als Lila ihm vorgeschlagen hatte, deshalb doch noch einmal anzurufen, hatte er das überheblich lächelnd abgelehnt mit dem Hinweis darauf, damit würde man doch nur Verdacht erregen.

Sie würde mit Vergnügen mit diesen Kerlen abrechnen! Im Augenblick aber hatte jeder von ihnen noch eine Aufgabe zu erfüllen. Daher nahm sich Lila zusammen und ging zu Nuri, um diesem die Nachricht zu überbringen.

Der Großraumlieferwagen setzte seine gemächliche Fahrt auf den Landstraßen rund um Sweetmont fort. In seinem Inneren



hörten sich Morton und Shema gerade das mitgeschnittene Gespräch an, das Lila mit den anderen im Anschluss an den Anruf Bentons geführt hatte. Man wusste sogar, dass es im Untergeschoß des Landhauses stattgefunden hatte.

Man konnte hören, wie sie jemanden fragte, wie lange er wohl noch brauche. Und eine männliche Stimme antwortete, jede Eile bei diesem Geschäft sei gefährlich. Eine zweite männliche Stimme hatte, herablassend und hochmütig, die Weisheit beigesteuert, das schnellste Kamel sei nicht immer das beste Kamel.

Morton blickte Shema an, doch diese schüttelte rasch den Kopf. Sie hatte keine der beiden Männerstimmen erkannt. Dann ertönte die Stimme eines dritten Mannes, der brummelte, je schneller sie wieder verschwinden würde, desto rascher könnten sie ihre Arbeit fortsetzen.

»Eine tolle Sache, diese Technik«, sagte Morton und strahlte befriedigt. Das war ohne jeden Zweifel die Stimme Faruk Kadumis gewesen.

Wolfie erkannte Raschid Harmoos auf Anhieb, als dieser mit der Maschine der Eastern Airlines aus Miami eintraf. Sein öliges Lächeln musste ihm aus seinen frühen Jahren geblieben sein, als er noch Orientteppiche verkaufte. Das unterwürfige Gebaren des Fahrers der Limousine andererseits, in die er einstieg, war zweifellos auf die sichere Erwartung auf ein dickes Trinkgeld zurückzuführen.

Während der Wagen draußen vor der Einfahrt gewartet hatte, war Michelle »zufällig« gerade gestolpert, als sie an seiner Rückfront vorbeihastete. Der kurze Moment war ausreichend, um einen kleinen, scheibchenförmigen Sender von der Größe einer Münze unter den Kofferraum des Wagens zu kleben.

Als die Limousine das Flughafengelände verließ, ordnete sich ein Ford Tempo mit Lou Panchez am Steuer ein paar Fahrzeuge

weiter hinten in den Verkehrsstrom ein. Michelle saß neben ihm und drehte am Empfänger, um die Empfangsqualität zu verbessern. Aus der Limousine konnte man eine belanglose Unterhaltung zwischen Harmoos und dem Chauffeur verfolgen.

Als sie auf die Autobahn gelangten, befahl Harmoos dem Fahrer, die Trennscheibe hochzufahren. Wolfie und Michelle hörten mit, wie eine Telefonnummer angewählt wurde.

»Aiwa!« meldete sich Lila.

»Ich bin in vierzig Minuten dort«, sagte ihr Harmoos auf arabisch. »Alles in Ordnung soweit?«

Lila antwortete mit einem gutturalen Laut, der Unbehagen ausdrückte.

»Was ist geschehen?«

Sie informierte ihn rasch über die Ereignisse in London und Libyen, den Besuch der beiden Männer von der Reifenfirma und den Anruf Bentons.

»Ich muss Nuri sprechen!«

Nur einen Augenblick später meldete sich dieser: »*Salaam aleikum!*«

»Was ist das für ein Unsinn mit Benton, Nuri?«

»Ich dachte mir, wenn alles gut vorbei ist, wäre es doch angebracht, gemeinsam ein kleines Fest zu feiern...«

»Du bist ein Narr, Nuri«, unterbrach ihn Harmoos. »Und für Narren habe ich keine Verwendung!«

Michelle und Wolfie schauten einander lächelnd an.

Zwei weitere Stunden waren inzwischen verstrichen. In nur noch fünf Stunden würde die Frist für Razas Ultimatum ablaufen.

Im Großraumlieferwagen war Morton weiterhin mit der Leitung der Aktion beschäftigt - aber im Augenblick konnte er nur warten. Am Ende lief alles immer auf das gleiche hinaus - Zeit. Einmal angenommen, Raza erschiene gar nicht. Wie oft schon in der Vergangenheit hatte sich Raza darauf beschränkt, die Dinge vorzubereiten und anderen die Durchführung zu überlassen. Das Gewicht dieser Möglichkeit lastete wie eine schwere Bürde auf Morton. Aber er wusste, dass er alles getan hatte, was er konnte.

Einer von Morton sorgfältig festgelegten Route folgend, fuhr der Chauffeur des Wagens die eine Landstraße hinunter und die andere wieder hinauf. Er hielt sich dabei streng an eine großmaßstäbliche Landkarte auf den Knien, um weisungsgemäß zu vermeiden, näher als fünf Kilometer an den Landsitz von Raschid Harmoos zu gelangen, den Morton mit einem Kennbuchstaben als Ziel bezeichnet hatte. Auch die Grenzen der Besitzung insgesamt waren auf der Karte genau eingezeichnet.

Die Spannung im Fahrzeug hatte erheblich zugenommen, seit Morton über seine Kopfhörer mitgehört hatte, wie Goodman im Aufenthaltsraum des Motels seine Leute instruiert hatte. Anschließend hatte Morton in Tel Aviv und Washington angerufen, um Karschoff und den Präsidenten über den Stand der Dinge zu informieren.

Danny stand weiterhin in ständiger Verbindung mit einem Fahrzeug des FBI, das acht Kilometer westlich von Sweetmont geparkt war, wo auch die Leute vom FBI und von der

Nationalgarde versammelt waren.

Bei dem Lieferwagen hatte man die Tür hinter dem Fahrer einen Spaltbreit geöffnet und sie so verkeilt, dass durch die Öffnung hindurch ein Mitarbeiter im hinteren Teil des Wagens mit einer Kamera, die mit einem Monitor verbunden war, alle vorbeifahrenden Fahrzeuge filmen konnte. Auf zwei anderen Zufahrtsstraßen wurde die gleiche Aufgabe von zwei weiteren Lieferwagen der Firma »Swift Renovations« wahrgenommen.

Alle drei überspielten ihre Aufnahmen an das Fahrzeug des FBI. Dort überprüfte ein Expertenteam alle Zulassungsnummern, während ein anderes die ungleich schwerere Aufgabe hatte, aus den Videobändern Gesichter auszukoppeln und davon Standfotos zu fertigen, die wieder an die Computer von FBI und CIA in Washington übermittelt wurden. Kopien davon gingen auch an Lester Finel in Tel Aviv. Die ganze aufwendige Tätigkeit hatte aber noch zu keinem Rückruf bei Morton geführt.

Vor einer Stunde hatte einer der Techniker in dem Lieferwagen auch die Limousine mit Raschid Harmoos gefilmt, die in die Besitzung des Millionärs einbog. Als kurz darauf Michelle und Wolfie vorbeifuhren, hatte er die Kamera ausgeschaltet.

Anschließend hatte leichter und gleichmäßiger Verkehr geherrscht, bis vor wenigen Minuten ein auffälliger Zustrom von Taxis der Firma »D & N« eingesetzt hatte. Es schien, als sei die ganze Wagenflotte unterwegs zum Haus des Firmenbesitzers.

Morton hockte auf dem Boden des Hochdachlieferwagens und verfolgte weiterhin die Wutausbrüche des heimgekehrten Hausherrn. Er hatte ihnen durch die verschiedenen Räume des Landsitzes folgen können - von der Eingangshalle, wo sie bereits eingesetzt hatten, über die Bibliothek und das Esszimmer bis in den großen Salon. Der Zorn des Raschid Harmoos war wie ein Hurrikan, der in jedem neuen Raum, den er betrat, noch

an Stärke zunahm. Gerade war der Millionär wieder in seiner Bibliothek, und er war anzuhören wie ein Besessener.

»Diese beiden Männer waren doch bestimmt Agenten des Großen Satans!« wütete er. »Woher willst du wissen, ob sie hier nicht vielleicht Wanzen angebracht haben? Woher, du Narr, woher?«

»Ich habe doch das ganze Haus abgesucht, Mister Harmoos«, beteuerte Nuri nervös.

»Such noch einmal, du Idiot!«

In Mortons Kopfhörer drang ein Gepolter, das ihn fast taub werden ließ. In der Bibliothek schleuderte Harmoos gleich noch einmal eine ganze Reihe seiner schönen ledergebundenen Bücher zu Boden.

»Such jedes Regal ab, jedes einzelne Buch! Schau unter den Teppichen nach! Und auch sonst überall!«

»Jawohl, Mister Harmoos!«

Plötzlich vernahm Morton die Stimme Lilas. »Das ist doch Zeitverschwendung, Mister Harmoos«, sagte sie. »Diese beiden Männer waren doch nur wenige Minuten lang da. Natürlich war es dumm von Nuri, sie hereinzulassen - aber sie hatten auf keinen Fall die Möglichkeit, in dieser kurzen Zeit irgend etwas hier anzubringen. Wir sollten also wirklich nicht länger die Zeit mit einem derartigen Unsinn verschwenden!«

Über Mortons Gesicht huschte ein Lächeln. Er schlug dem Techniker kurz auf den Schenkel und sagte: »Ich meine, Chaim, dass es uns allen Spaß bereiten würde, das mitzukriegen!«

Der Techniker schaltete die Übertragung auf den Lautsprecher um, und alle konnten den neuen Wutanfall von Raschid Harmoos mitverfolgen.

»Hüten Sie Ihre Zunge!« brüllte er Lila an. »Sie vergessen wohl, wen Sie vor sich haben?«

Als nächstes erfüllte Lilas zornige Antwort den ganzen

Lieferwagen.

»Ich weiß sogar sehr gut, wen ich vor mir habe - einen Narren, und zwar einen, der andere Narren beschäftigt! Nur ein Narr konnte zu einer Zeit wie dieser auf die Idee verfallen, nach Miami zu reisen! Nur ein Narr konnte einen solchen anderen Narren wie diesen Ismail für eine derart wichtige Aufgabe auswählen! Sie dürfen sicher sein, dass eine solche Verrücktheit nicht unvergessen bleiben wird, wenn die Zeit dafür reif ist!«

»Ismail«, flüsterte Morton, »heißt er also.«

Ein neuer Wutschrei hallte durch den Lieferwagen.

»Halten Sie den Mund, Weib!« donnerte Harmoos. »Woher hättet ihr denn ohne mich das Geld für unsere Sache?«

Morton war inzwischen aufgestanden und hatte sich mit untergeschlagenen Armen an eine Wand des Fahrzeugs gelehnt. Sein Lächeln war vergnügter als je zuvor.

»»Unsere Sache?« fragte Lila hochmütig. »Was nennen Sie denn ›unsere Sache?«

Alle konnten hören, wie ihre Wut aus ihr herausknallte wie der Korken aus einer Sektflasche.

»Wann waren Sie denn zuletzt bei uns, um mein Volk zu besuchen? *Mein* Volk, nicht das Ihre. Um zu sehen, wie *wir* leben. Um die Schreie der Opfer der Zionisten zu hören. Wann haben Sie zuletzt *unsere* Leiden geteilt? Wann haben Sie das Weinen *unserer* Kinder gehört, wenn deren Flugzeuge über sie hinwegdonnerten? Wann haben denn Sie zum letzten Mal eine Bombe fallen hören? Wissen Sie überhaupt, wie das ist, wenn man die Explosion hört und sich dann sagen kann: Noch lebe ich?«

Lilas Stimme war wie ein Sturm, der durch das große Haus fegte.

»Wissen Sie etwa, wie es ist, vielleicht tagelang lebendig begraben zu sein und sich immer und immer wieder zu fragen,

wann man denn wohl kommen wird, um Sie auszubuddeln? Haben Sie jemals tote Kinder herumliegen sehen, alle mit Kugeln der Zionisten in ihrem Rücken, vor denen sie davongelaufen waren?»

Morton warf einen Blick auf Shema, die gepackt auf den Lautsprecher starrte. Und weiter hallten Lilas Worte durch den Lieferwagen.

»Wissen Sie, was sie letztes Weihnachten getan haben? Da haben sie ihre Bomben als Geschenkpakete verpackt und sie dort hingelegt, wo sie wissen konnten, dass unsere Kinder sie finden würden. *Unsere* Kinder - nicht Ihre! Sie meinen, Ihr Geld wiegt alles auf? Sie meinen, mit Ihren finanziellen Zuwendungen sei es getan? Haben Sie überhaupt eine Vorstellung davon, was es heute bedeutet, dort zu sein - denen Auge in Auge gegenüberzustehen? Haben Sie denn die geringste Ahnung davon, dass jene, die nicht den Splitterbomben der Zionisten zum Opfer fallen, an der Ruhr sterben oder schlichtweg verhungern? Tausend jeden Monat allein in Beirut, weit mehr noch draußen in der Bekaa-Ebene! Haben Sie überhaupt von *irgend etwas* eine Ahnung, Sie Narr?»

Man hörte, dass eine Tür zugeknallt wurde - ob von Harmoos oder von Lila, konnten die Zuhörer im Lieferwagen freilich nicht feststellen.

Unmittelbar darauf sagte einer der Techniker: »Es kommt ein Telefonanruf rein!«

Eine weibliche Stimme - Matti hatte sie bereits vorher als die des Dienstmädchens erkannt - meldete sich.

»*Salaam alaikum!*« sagte ein Mann lediglich und hängte dann sofort wieder auf.

Morton schaute Shema an - und sie nickte.

Raza hielt sich streng an die vorgeschriebene

Höchstgeschwindigkeit. Der Abendhimmel war bedeckt, die Luft wirkte lastend wie in Beirut an einem Wintertag. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf die Landkarte, die ihm die Verleihfirma am La-Guardia-Flughafen mitgegeben hatte, aber es war eigentlich unnötig. Die Wegweiser zur Autobahn waren ausreichend und die Ausfahrt nach Sweetmont unübersehbar ausgeschildert.

Ein paar Mal hatte das Ertönen einer Polizeisirene eine Versteifung der Nackenmuskulatur bei Raza ausgelöst, aber die Streifenwagen waren entweder aus der Gegenrichtung gekommen oder hatten ihn überholt, ohne ihm irgendwelche Beachtung zu schenken. Um ganz sicherzugehen, hatte er eine örtliche Radiostation eingeschaltet, die ihr Programm ausschließlich mit Nachrichten und Berichten bestritt.

Während Raza die Autobahn an der Ausfahrt Sweetmont verließ, kam gerade ein Bericht darüber, dass eine neue Friedenskonferenz für den Nahen Osten einberufen worden war. Er fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg, und zwang sich, ruhig zu bleiben.

Es konnte dort keinen Frieden geben, ehe man nicht die Zionisten ins Meer gejagt hatte. Saddam Husseins Raketen hatten gezeigt, dass das möglich war. Ein paar Scud-Raketen auf Tel Aviv hatten ausgereicht, um wimmernden Schrecken unter den Zionisten zu verbreiten. Nur der amerikanische Satan hatte sie gerettet. Das war ein weiterer Grund dafür, um an ihm und seinem Volk Rache zu nehmen. Und sobald er das getan hatte, würde es kein Geschwätz mehr geben über eine Friedenskonferenz.

Nachdem er kurz auf seine Landkarte geschaut hatte, bog Raza rechts ab. Ein Lieferwagen fuhr ihm entgegen, und Raza schenkte ihm einen flüchtigen Blick.

Als er etwa eineinhalb Kilometer weiter an einer Kreuzung sein Tempo verlangsamte, um dort erneut rechts einzubiegen,



glitt ein Wagen mit einem jungen Paar vorbei. Nach weiteren rund eineinhalb Kilometern lenkte Raza sein Fahrzeug in die Auffahrt zum Landsitz von Raschid Harmoos.

Im Lieferwagen musste Morton den am Boden zerstörten Techniker trösten, der auf die bloßgelegten Innereien seiner Videokamera starrte.

»Das kann jedem einmal passieren, Benny!«

»Aber mir passiert es zum ersten Mal, Herr Oberst! Dabei habe ich das verdammte Ding alle halbe Stunde überprüft. Und nun das!«

Vor ein paar Minuten hatte die Kamera ihren Geist aufgegeben.

Hinten im Wagen lauschte Danny aufmerksam in seine Kopfhörer und nickte dann bestätigend. Er drehte sich um und rief Morton zu: »Michelle konnte einen kurzen Blick auf ihn werfen. Sie sagt, dass er jetzt eine Brille trägt, aber Figur und Hautfarbe passen genau!«

Wenige Augenblicke später meldete sich Matti: »Ein Chrysler, blau, zweitürig. Fahrer ist in das Besitztum von Harmoos eingebogen!«

Morton lächelte dem Techniker zu. »Na, sehen Sie, so schlimm hat es sich gar nicht ausgewirkt!«

Dann wandte er sich an Danny und befahl ihm, alle Fahrzeuge der »All Sounds of America Inc.« zum Sammeln am vereinbarten Treffpunkt zu veranlassen und das Fahrzeug des FBI vom Stand der Dinge zu unterrichten.

Raza hatte sich sofort an den Arbeitsplatz von Faruk Kadumi und Ismail begeben und dort auch seinerseits sogleich die Frage gestellt: »Wie lange noch?«

Faruk Kadumi hatte entgegnet, in einer Stunde hätten sie es geschafft. Ohne ein weiteres Wort verließ Raza das

Untergeschoß und ging in das Büro von Harmoos, wo dieser zusammen mit Lila und Nuri schon auf ihn wartete.

»Wie man Ihnen bestätigen wird«, begann der Millionär, »ist alles bereit. Lassen Sie mich Ihnen sagen, dass ich die eingetretenen Verzögerungen natürlich außerordentlich bedauere. Aber der Ayatollah persönlich hat mir Ismail, diesen Versager, empfohlen.« Harmoos räusperte sich und fuhr dann mit weicher, seidiger Stimme fort: »Darf ich hinzufügen, dass ich den Verlust, der Sie in Libyen getroffen hat, ungemein bedauere. Ich möchte Ihnen versichern, dass es mir eine Ehre sein wird, Ihnen die notwendigen Mittel für einen Neuanfang zur Verfügung zu stellen!«

»Darüber können wir später noch sprechen«, entgegnete Raza. »Im Augenblick möchte ich wissen, was vorbereitet worden ist.«

Der Millionär nickte Nuri zu, und der las von seinem Klemmbrett vor:

»Die Taxifahrer werden das Gelände im Abstand von je zwei Minuten verlassen und die sieben Flughäfen in der Gegend hier anfahren. Auf jedem davon steht eine Maschine der Luftchartergesellschaft von Mister Harmoos. Für jede ist ein Flug in die vorgesehenen Städte notiert. Es sind dies Detroit, Chicago, Houston, Washington, San Francisco, Los Angeles und Seattle. An jedem Landepunkt werden Leute des Transportunternehmens von Mister Harmoos bereitstehen, um die Fracht zu übernehmen. Um acht Uhr morgen früh, jeweils Ortszeit, werden die Lieferungen an die vereinbarten Ziele gebracht. Diese sind die Hauptmontagehalle von Ford in Detroit, die Schlachthöfe in Chicago, das Finanzviertel von San Francisco, in Los Angeles der Stadtteil Burbank, in Seattle das Flugzeugwerk von Boeing und in Houston die Einrichtungen der NASA. In allen Fällen erfolgt die Verteilung über die Wasserversorgung oder das Belüftungssystem...«

»Jedes Ziel wurde sorgfältig danach ausgewählt, die größtmögliche Panik zu verbreiten«, unterbrach ihn Harmoos. »Die Auswahl ermöglicht einen effektiven Schlag gegen alle Symbole, die den Amerikanern lieb und teuer sind: Geld, Prestige, gesicherte Lebensmittelversorgung und Kommunikationssysteme. Und was ein unkomplizierter Verteilerweg bewirken kann, hat ja Treckfontein bewiesen.«

»Und was ist in Washington vorgesehen?« fragte Raza.

»Ach ja, Washington«, murmelte Harmoos. Er kratzte sich hinter dem Ohr und lächelte zum ersten Mal, seit Raza den Raum betreten hatte. »Erläutere das bitte, Nuri!«

»In Washington werden wir für die Verteilung ein kleines ferngesteuertes Flugzeug benutzen, das wir in der Nähe des Weißen Hauses aufsteigen lassen. Die Wachen dort werden es natürlich abzuschießen versuchen und damit eigenhändig für die Vernichtung des Großen Satans und der Leute um ihn sorgen. Ihre Kugeln werden nämlich den Glasbehälter zerschmettern, und die Flüssigkeit darin wird über eine große Fläche verteilt!«

»Und wenn sie nicht schießen?« fragte Raza.

Nach einem Blick auf seine Notizen antwortete Nuri: »Dann wird das Flugzeug gegen die Fenster des ›Oval Office‹ krachen. Um diese Jahreszeit werden sie geöffnet sein - der Präsident ist bekanntlich ein Frischluftfanatiker. Das Ergebnis ist das gleiche.«

»Und New York?« wollte Raza wissen.

»Da gehe ich persönlich hin«, sagte Lila. »Zwei Reagenzgläschen, die ich dort von der Aussichtsplattform des Empire State Building fallen lasse, werden eine dramatische Wirkung auslösen!«

Raza runzelte die Stirn. »Ich habe mir sagen lassen, dass auf der Plattform ständig Wachen stehen, um Selbstmordversuche zu verhindern. Sie könnten Ihnen Schwierigkeiten bereiten!«

Lila schüttelte den Kopf. »Es wird eine Konfettiparade durch die Stadt stattfinden, mit der man sich bei den Rettungsmannschaften für ihren Einsatz bei den Hotelexplosionen bedanken will. Jeder wird Luftballons hochlassen, und ich werde die Behälter an zwei davon binden. Zeitzünder werden dafür sorgen, dass sie etwa einhundertfünfzig Meter über dem Erdboden explodieren. Dort werden zu dieser Zeit ein paar hunderttausend Menschen versammelt sein. Das Ergebnis ist bestimmt außerordentlich zufrieden stellend!«

Raza nickte und wandte sich wieder Nuri zu.

»Ich selbst fahre während der Nacht nach Boston«, sagte dieser. »Zwei dieser Gläschen sollten ausreichend sein für die Studenten der Harvard-Universität.«

»Wie Sie sehen, haben wir an alles gedacht«, sagte Harmoos stolz und kratzte sich dabei befriedigt hinter dem Ohr.

Im Lieferwagen konnten alle das erleichterte Aufseufzen von Raza hören. Dort setzte sich Morton vor eine Schaltkonsole und gab, nachdem er eine Reihe von Knöpfen gedrückt hatte, ruhig und leise, aber klar und nachdrücklich seine Weisungen durch. Als er damit fertig war, hatte sich der um den Kontroll-Lieferwagen des FBI aufgefahrne Wagenpark schon nahezu aufgelöst, und im ganzen Land traten jetzt Agenten des FBI und Angehörige der Nationalgarde gemeinsam mit örtlichen Polizeieinheiten zum Einsatz auf die ihnen genannten Ziele an.

Morton schritt indessen in seinem Lieferwagen hinter den Technikern auf und ab wie ein Impresario und schnappte mal hier, mal da Gesprächsfetzen auf, die sich in seinem Kopf zu einem Gesamtbild zusammenfügten.

Aus dem Untergeschoß des Landsitzes konnte man soeben Ismail fragen hören: »Wird das alles denn wirklich zu irgendeiner Veränderung führen?«

»Es wird jedenfalls den Verbündeten der Zionisten klarmachen, welchen Preis sie bezahlen müssen. Werden Sie

jetzt endlich mit Ihrer Arbeit fertig!« antwortete Faruk Kadumi barsch.

Anschließend waren von dort unten nur noch das leichte Klirren von Glas und ähnliche Arbeitsgeräusche zu vernehmen.

Über eine der Parabol-Abhörantennen tönte eine Unterhaltung zwischen Harmoos und Nuri herein.

»Ich habe sie miteinander reden hören, während sie gemeinsam aufs Zimmer gingen«, berichtete Nuri. »Das Weib hat Sie bei ihm angeschwärzt, weil Sie weggefahren sind.«

»Las sie ruhig. Mein Geldangebot wird ihn dazu bringen, sich auf die wirklich wichtigen Dinge zu konzentrieren. Er ist ein Pragmatiker und weiß, was zählt, und die Regeln kennt er auch. Natürlich muss er Lila irgendwie besänftigen, denn er braucht sie ja.«

»Das hat er schon getan - er hat ihr gesagt, dass sie Ismail umlegen dürfe!«

»Aber doch hoffentlich nicht hier! Vorher muss dieser Versager anderswohin geschafft werden.«

»Außerdem will sie auch Faruk Kadumi umbringen.«

»Und?«

»Raza hat das abgelehnt - er sagt, das sei seine persönliche Aufgabe.«

Aus Lilas Zimmer hatte man mitgekriegt, dass sich die beiden miteinander im Bett vergnügten. Dann hatte Raza erklärt, er wolle jetzt eine Stunde schlafen.

Und im Lieferwagen lauschte Morton weiterhin aufmerksam. Von seinem Gesicht war jedes Lächeln verschwunden es war jetzt das konzentrierte, angespannte Gesicht eines Jägers.

Als die Dunkelheit einsetzte, waren im Schutz des kleinen Wäldchens sämtliche Fahrzeuge von »All Sounds of America« um den Hochdachlieferwagen versammelt. Morton stand gerade

in Sprechverbindung mit dem Kommandolieferwagen des FBI und gab eine letzte Weisung durch:

»Diese Kühllaster müssen an den entsprechenden Straßenabschnitten bereitstehen - vor allem aber müssen Sie den Besatzungen einschärfen, dass der Umgang mit dem Zeug ausdrücklich Sache der Spezialisten von Fort Detrick ist!«

Danny rief durch den vollgestopften Wagen, dass Wolfie soeben gemeldet habe, es sei weiterhin alles ruhig.

Dieser lag mit Michelle auf der anderen Seite des Wäldchens und beobachtete über ein Getreidefeld hinweg das Anwesen. Die beiden hatten wieder ihre Armbrüste mit einem Köcher voller Bolzen dabei, außerdem ihre Uzis und ein Sprechfunkgerät.

Im Schütze eines weiteren Getreidefeldes behielt Lou die Reparaturwerkstatt sorgfältig im Auge. Er führte eine schwere Neun-Millimeter-Maschinenpistole mit einem Doppelmagazin mit sich. fünfzehn Minuten, nachdem er seinen Posten bezogen hatte, gab er durch, die Flottile der Taxis vor der Garage setze sich in Bewegung, und kurz darauf meldete Wolfie, sie fahre an der Rückseite des Landhauses auf.

Morton warf einen Blick auf die Männer im Lieferwagen.  
»Jeder bereit?«

Ein Chor von Stimmen bestätigte ihm das.

Danny öffnete eine weitere Vertiefung im Boden des Fahrzeugs, neben dem Raketenwerfer. Darin lagen Phosphorgeschosse, die beim Aufschlag eine Temperatur von weit über zweitausend Grad entwickeln konnten.

»Wo ist denn Shema?« fragte Morton plötzlich.

»Die ist mal rausgegangen und sagte, sie brauche etwas frische Luft«, antwortete Danny.

Morton drängelte sich zur Schiebetür hinter dem Fahrersitz durch und schlüpfte hinaus. Vor dem Wagen waren Goodman und seine Männer damit beschäftigt, ihre Waffen aus den

Instrumentenkästen zu nehmen und sie nochmals auf ihre Funktionsfähigkeit zu prüfen.

»Haben Sie Shema gesehen?«

Goodman nickte und deutete zu den Bäumen hinüber. »Ich denke, dass sie mal für kleine Mädchen musste.«

»Helfen Sie mir, sie zu suchen!« befahl Morton knapp.

Michelle stand am Waldrand.

»Habt ihr Shema gesehen?« fragte Morton.

Michelle schüttelte den Kopf, Wolfie desgleichen.

»Ruft mal Lou an«, sagte Morton, »vielleicht ist sie drüben bei ihm!«

Lou aber meldete, bei ihm sei sie auch nicht.

»Vielleicht ist sie abgehauen«, meinte Goodman.

Morton drehte sich nach ihm um.

»Vielleicht hat sie es sich anders überlegt«, fuhr Goodman fort. »Alte Liebe rostet nicht!«

Morton schaute scharf über das Feld zu dem Landsitz hinüber. Er musste daran denken, was Shema ihm über das Gesetz der Wüste gesagt hatte.

»Was wollen Sie damit sagen, Sam?«

»Sie ist keine von uns, Herr Oberst. Vielleicht ist sie wieder zu denen gegangen, von denen sie sich ganz in ihrem Innern nie wirklich getrennt hat«, gab Goodman zu bedenken.

Morton spähte weiter über das Getreidefeld.

»Was also schlagen Sie vor, Sam?« fragte er, als ob ihm ernstlich an der Meinung Goodmans gelegen sei.

»Wir sollten sie aufspüren und umlegen, bevor sie Raza alles mitteilt, was sie weiß!«

Morton antwortete, mehr zu dem Kornfeld vor sich, ruhig: »Gehen Sie zu Ihren Leuten zurück, Sam, und machen Sie dort Ihre Arbeit!«

Nachdem Goodman gegangen war, wandte sich Morton an Michelle und Wolfie. »Sucht sie und bringt sie zurück. Aber denkt daran - sie ist weiterhin eine von uns, ehe ich etwas anderes sage.«

Er schaute noch kurz zu, wie sie im Getreide verschwanden, dann ging er rasch zu dem Lieferwagen zurück.

In der Küche beendete Nuri gerade seine Instruktion der Taxifahrer.

»Für jeden von euch ist das eine große Chance, einen Schlag gegen unsere Feinde zu führen. Aber denkt daran, dass ihr ganz aufmerksam fahrt und euch strikt an alle Verkehrsregeln haltet. Sobald ihr die Flugplätze erreicht, werdet ihr bestimmt von Sicherheitskräften angehalten, ehe man euch auf das Rollfeld lässt.«

Nuri begann, zwischen ihnen umherzugehen und schriftliche Unterlagen zu verteilen.

»Hier sind die Begleitpapiere. Sie belegen, dass ihr eiligst benötigte Medikamente transportiert.«

Er wies mit einer Kopfbewegung auf einen Stapel versiegelter Stahlbehälter mit dem Zeichen des Roten Kreuzes darauf.

»Wenn irgend jemand hineinschauen will, verweist ihr auf die auf jedem der Behälter angebrachte Warnung, dass jedes Öffnen außerhalb eines sterilen Labors zu einer Verseuchung des Inhalts führt. Diese Warnung trägt den Stempel der zuständigen Gesundheitsbehörde, also wird es keine Probleme diesbezüglich geben.«

Die Fahrer nahmen die Kästen auf und schickten sich zum Verlassen der Küche an. Zum Abschied versicherte Nuri ihnen noch, dass Allah der Allmächtige und Allgütige sie beschützen werde.



Shema bewegte sich so gut wie unhörbar und doch überraschend schnell durch das Getreidefeld. Als sie seinen jenseitigen Rand erreichte, hielt sie kurz an, um Atem zu schöpfen. Vor ihr lag jetzt ein breiter Rasenstreifen, der an dem um das Haus führenden Weg endete. Einige Fenster im Erdgeschoß des Hauses standen offen, und sie konnte Licht in den Räumen sehen.

Shema fühlte sich gelassen und ihrer Sache ganz sicher, wie das stets vor einer wichtigen Aufgabe der Fall gewesen war. Nichts konnte ihr Urteilsvermögen trüben oder sie zu einer Änderung ihrer Entscheidung bringen. Sie fühlte sich als Soldat, mit den Instinkten eines Soldaten, die ihm befahlen, den Feind unmittelbar anzugreifen und zu vernichten. Morton hatte recht. Ein Fedajin fürchtete den Tod nicht, und der Tod war jetzt nebensächlicher als je zuvor.

Während sie weiter vorwärtskroch, dachte sie daran, wie sie über ihrer sterbenden Schwester gekniet war. Sie erinnerte sich an deren Blick, in dem sich halbe Verrücktheit mit blindem Hass gepaart hatten. Und Shema erinnerte sich auch an all die anderen, die diese Art von Blick gehabt hatten. Das Ungeheuer, das eine solche Haltung zu verantworten hatte, war ein schlimmer Zerstörer und musste seinerseits zerstört werden.

Wieder tauchte ein Wächter, die Kalaschnikow in der Hand, an der Ecke des Gebäudes auf und schritt den Weg entlang. Shema zählte - bei »zwanzig« verschwand er um die andere Ecke. Wieder begann sie zu zählen, und beim nächsten »Zwanzig« erschien an der Ecke ein anderer Wächter. Auch er brauchte wieder zwanzig Sekunden, um aus dem Blickfeld zu verschwinden, genau wie beim ersten Mal.

Shema vergewisserte sich nochmals, dass ihre beiden Wurfmesser im Hosenbund ihrer Jeans steckten, dann lief sie über den Rasen auf eines der offenen Fenster zu. Der Raum dahinter war leer, sie schwang sich rasch über das Fensterbrett und ließ sich schnell auf den dicken Teppich dahinter gleiten.

Aus dem Getreidefeld berichtete Wolfie Morton, wo er Shema hatte verschwinden sehen. Dann kroch auch er, zusammen mit Michelle, auf das Haus zu.

Im Untergeschoß drehte sich Ismail zu Lila um. Der Deckel der Gefriertruhe hinter ihm stand offen. Der Arbeitstisch war mit den leeren Behältern angefüllt, in denen die Kochsalzlösung zur Verdünnung des Anthrax-B-C gewesen war. Etwas abseits standen die beiden Parfümflakons mit dem Etikett *Griechische Nächte*.

»Ich bin stolz darauf, dass ich der großen Sache dienen konnte«, sagte Ismail und wischte sich die Hände an seiner Hose ab.

Lila war von einer Art entrückter Gelassenheit erfüllt. Dieses erhebende Gefühl ergriff sie stets unmittelbar vor einem solchen Augenblick.

»Warum schauen Sie mich denn so seltsam an?« fragte Ismail.

»Was glauben Sie wohl, warum?« entgegnete Lila und hörte, wie ihre eigene Stimme plötzlich voller Tatkraft und Entschlossenheit klang.

Ein schreckliches Begreifen durchzuckte Ismail - er sah den Tod in ihren Augen.

»Ich möchte mit Mister Harmoos sprechen«, sagte er unnatürlich laut.

»Bleiben Sie stehen!« befahl Lila und griff in ihre Jackentasche, aus der sie eine schwere Pistole mit einem wulstigen Schalldämpfer zog.

Der Raum schien über Ismail zusammenzustürzen. Alles andere schien ausgelöscht von der Drohung dieser schwarzen Mündung, die unbewegt auf ihn gerichtet war.

»Warum denn?« flüsterte er. »Aber warum nur?«

Lila feuerte dicht hintereinander drei Schüsse ab. Eine Kugel ging kurz unter dem Haaransatz durch Ismails Stirn. Die zweite durchschlug sein linkes Auge, und die dritte drang ihm in den Mund. Einen Augenblick noch stand Ismail aufrecht, als ob ihm die Schüsse gar nichts angehabt hätten. Dann schlug er auf dem Steinboden auf.

Lila trat einen Schritt zurück, steckte ihre Pistole wieder ein, drehte sich um und ging hinaus.

Shema war gerade an der Tür des Raumes angelangt, als sie von unten den unverkennbaren Ton eines auf den Boden stürzenden Körpers vernahm. Sie öffnete rasch die Tür einen Spaltbreit und warf einen Blick in die Eingangshalle. Sie sah dort mehrere Türen, die sämtlich geschlossen waren, ausgenommen eine, die zur Hälfte offenstand. Außerdem war eine nach unten führende Treppe zu erkennen, auf der jetzt Schritte zu hören waren. Shema glitt blitzschnell und leise zu der halboffenen Tür hinüber und verbarg sich dahinter.

Irgendein sechster Sinn, eine Art von Überlebensinstinkt, veranlasste Lila zu einem kurzen Verharren, als sie die Treppe oben erreicht hatte. Sie ließ rasch den Blick durch die Eingangshalle schweifen - alles schien dort genauso wie kurz zuvor, als sie in das Untergeschoß hinuntergegangen war. Dennoch hatte sie das Gefühl, da sei etwas - nein, jemand! Langsam zog sie ihre Waffe heraus und wandte sich der halbgeöffneten Tür zu.

Als sie feuerte, hatte sich Shema schon in einer einzigen Bewegung zugleich nach unten und nach vorn geworfen, und Lilas Kugel drang in den Türrahmen.

Als Lila Shema erkannte, stutzte sie für den Bruchteil einer Sekunde, unfähig, ihre Anwesenheit oder gar deren Bedeutung zu begreifen. Doch da drang ihr Shemas Messer bereits in die Kehle.

Als sich Shema von der Leiche abwandte, öffnete sich eine

Tür auf der anderen Seite der Halle. In ihr stand Raza.

Im Lieferwagen lauschte Morton auf die Meldung Wolfies.

»Wir sind an der Rückseite. Keine Spur von Shema. Das dritte Taxi ist gerade weggefahren.«

Danny gab die Nachricht an das FBI weiter.

»Sagen Sie Morton, dass wir die ersten beiden schon haben«, antwortete der zuständige Mann dort. »Keine größeren Probleme - wir haben sie einfach in die Zange genommen. Die Leute von Fort Detrick haben die Kästen gleich in ihr Spezialfahrzeug für Noteinsätze verladen. Es wird...«

Plötzlich konnten alle im Lieferwagen mithören, wie eine andere Stimme in das Gespräch platzte.

»Hier Mahmud! Gefahr - Männer mit Gewehren...«

»Erledigt ihn!« hörte man den FBI-Mann schreien. »Sofort umlegen!«

Der Lärm von Schüssen krachte durch den Hörer, dann herrschte kurz Stille.

Der zuständige Mann dort im Fahrzeug meldete sich wieder: »Einer der Taxifahrer ist tot. Der war so nah dran, dass er sich auf unserer Wellenlänge melden konnte!«

»Und der Behälter?«

»Der wurde sichergestellt.«

Morton wandte sich an Danny: »Ob die das wohl mitgekriegt haben?«

»Ich werde mal Wolfie fragen!«

Doch das war nicht nötig, denn der meldete sich gerade selbst. »Plötzliche Aufregung im Haus. Wachen schwärmen aus, und die Rolläden vor den Fenstern gehen runter«, flüsterte er. »Und alle Taxis fahren plötzlich gleichzeitig ab!«

Morton setzte sich über sein Kehlkopfmikrofon sofort mit

Goodman in Verbindung:

»Sam, Ihre Leute müssen schnellstens dort oben sein. Für Matti und Lou gilt das gleiche. Aber passt mir gut auf Wolfie und Michelle auf - die sind auf der Rückseite unseres Zieles!«

Draußen hörte Morton das Getrappel von Füßen und das Geräusch vom Anlassen von Fahrzeugen. Goodmans Truppe sollte von zwei Seiten her angreifen. Die Hälfte seiner Leute sollte sich auf die Einfahrt zum Grundstück konzentrieren und sich um den Wachposten unten am Eingang mit der Schranke, die Scheune und die Reparaturwerkstatt kümmern. Die andere dagegen sollte gleich oben ins Haupthaus eindringen.

»Und noch was, Sam«, fuhr Morton fort, »Shema ist inzwischen dort im Haus. Schaffen Sie sie raus - und zwar lebend! Ist das klar?«

Ein kurzes, widerstrebendes Zögern - dann folgte Goodmans Antwort: »Jawohl, Sir!«

Während Nuri mit seiner Kalaschnikow im Anschlag am Rande des Getreidefeldes entlanglief, um dem Wachposten Feuerschutz zu geben, der gerade tiefer dort eindrang, konnte er hören, wie sich um das Haus bewaffnete Männer tummelten und unter Feuerstößen Stellung bezogen. Plötzlich war der Mann, den er absichern wollte, nicht mehr zu sehen.

Ein Bolzen aus Wolfies Armbrust war ihm dicht hinter dem Ohr ins Gehirn gedrungen.

Nuri blieb stehen und suchte mit seinem Blick die Dunkelheit zu durchdringen.

»Madschid!« rief er. »Madschid, wo bist du?«

»Hier, komm her!« antwortete Michelle auf arabisch.

Nuri wirbelte zu der Stimme herum, die Waffe hochgerissen. Wolfie jagte ihm einen Armbrustbolzen durch die Brust. Während er nach vorn kippte, löste die Reflexbewegung seiner

Finger den Abzug aus, und das Magazin der Waffe entleerte sich knatternd in die Erde.

Im selben Augenblick peitschte von einem der Fenster im Obergeschoß des Hauses, vor dem die Rolläden nicht hinuntergelassen worden waren, eine Feuergarbe herüber, und die Kugeln prasselten in das Getreidefeld.

Sie erwischten Wolfie, als er gerade tiefer in das Getreide kriechen wollte.

Michelle konnte hören, wie er noch einen unzufrieden überraschten Ton von sich gab, als ob er ärgerlich auf sich selbst sei. Noch bevor sie an seine Seite gekrochen war, wusste sie, dass er tot war. Sie griff nach seinem Sprechfunkgerät.

»Ein Gefallener hier!« gab sie durch.

»Wir sind unterwegs!« antwortete Morton.

Michelle begann, noch näher auf das mörderische Feuer aus dem Haus zuzukriechen - genau das würden sie nicht erwarten.

Raza wandte sich von dem Fenster ab, an dem zwei Männer weiterhin in das Getreidefeld feuerten. Es gehörte zum Zimmer des Dienstmädchens, und dieses selbst stand an der Tür und hielt Shema mit einer Pistole in Schach.

Raza lief wieder in dem Raum auf und ab, unbekümmert um den Schusswechsel. Er schaute auf das Bett und die trotz der sommerlichen Jahreszeit voll aufgedrehte Heizung und das kleine Regal voller billiger Liebesromane. Er schaute überallhin - nur nicht auf Shema.

Das Gewehrfeuer war jetzt rund um das ganze Landhaus zu vernehmen.

»Warum hast du das getan?« fragte Raza mit so ruhiger Stimme, als ob er nach der Zeit gefragt hätte.

»Du hast uns betrogen!« erwiderte Shema. »Du hast unserem Volk so viel versprochen! Und wir haben dir geglaubt! Als du

uns gesagt hast, dass erst die alte Welt zerstört werden müsse, ehe man eine neue schaffen könne, haben wir dir geglaubt! Als du uns gesagt hast, unsere Leiden würden zu einem besseren Leben führen, haben wir dir geglaubt! Deinetwegen hat Nadine sterben müssen! Du hast sie schön viel früher umgebracht, als ich sie töten musste. Du hast alle diese Leute im Lager schon viel früher vernichtet, als die Bomben und Gewehre sie ausgelöscht haben. Du hast mit deiner verdrehten Philosophie und deinen ungeheuerlichen Schandtaten so viele Menschen auf dem Gewissen. Du bist nicht nur wahnsinnig, Raza, du bist einfach abgründig böse!«

Raza stand an der Seite des Fensters und blickte nach draußen. Scheinwerfer auf der gegenüberliegenden Seite des Getreidefeldes waren zu sehen.

Die Männer am Fenster beugten sich hinaus, um nach neuen Zielen Ausschau zu halten. Plötzlich fiel einer von ihnen ins Zimmer zurück, ein Armbrustbolzen steckte in seiner Stirn.

»Las den Laden runter!« befahl Raza.

Der zweite Wächter bemühte sich, mit der Handkurbel den Rolladen hinunterzulassen.

»Er hat sich verklemmt!« rief er dann.

Raza sprang zum Fenster und hieb mit der Faust auf den stählernen Laden, der daraufhin ein kleines Stück weiter nach unten rutschte, gerade in dem Augenblick, als ein weiterer Bolzen aufprallte. Raza trat in die Mitte des Zimmers zurück und starrte Shema an.

»Die Zionisten!« sagte er. »Haben die dir das vorgeschwatzt? Oder waren es die Deutschen und die anderen, die zu dir ins Gefängnis gekommen sind? Haben die dir den Kopf mit solchem Quatsch gefüllt?«

Er wandte sich vom Fenster ab und ging zu ihr hinüber. Langsam streckte er die Hand aus und strich ihr über die Wange. Sie blickte ihn nur angewidert an. Für einen Augenblick schaute

er auf seine Finger. Dann riss er mit einer Schnelligkeit und Wildheit, die dem Dienstmädchen ein Aufstöhnen entlockte, Shema hoch und schleifte sie zum Fenster. Er drehte ihr Gesicht so, dass sie das Getreidefeld draußen sehen konnte.

»Morton!« brüllte er. »Hier ist deine zionistische Hure!« Er riss ihren Kopf an den Haaren nach hinten und drückte ihr Gesicht dem Fensterspalt zu. Mit einem einzigen wilden Hieb brach er ihr dann das Genick und schob ihren Körper, nachdem ihr Kopf vornübergefallen war, zum Fenster hinaus.

Morton stand in der geöffneten Schiebetür hinter dem Fahrer des Lieferwagens und suchte mit seinem Nachtklas das Gebäude ab. Er sah, wie Shema mit leblos hängenden Armen und Beinen aus dem Fenster fiel, den Kopf in einem unnatürlichen Winkel abgebogen. Er sah den Körper noch auf dem Boden aufschlagen, und dann schloß sich der Stahlrolladen vor dem Fenster endgültig, während der Lieferwagen durch das Getreide preschte.

Danny drückte verschiedene Knöpfe auf einem Schaltbrett, und das Dach des Fahrzeugs öffnete sich, während sich gleichzeitig die Plattform mit der »Wellenkanone« in die Höhe hob. Zugleich klappte ein Sitz wie auf einem Traktor auf, und Danny schwang sich darauf. Die Waffe und der Sitz dahinter erhoben sich über das Dach des Fahrzeugs, und als Danny einen weiteren Knopf drückte, begann sich die Kanone mit einem leise summenden Geräusch zu drehen.

Danny richtete den Lauf auf die ersten Fenster des Hauses und drückte auf den Auslöser. Sofort zersplitterten die Scheiben. Danny verstärkte die Kraft der Waffe und richtete sie auf die stählernen Rolläden. Das Geräusch, das er damit erzeugte, musste jedem, der hinter diesen Rolläden stand, die Trommelfelle zerreißen.

Immer näher rückte der Lieferwagen an das Haus heran.



Morton konnte bereits hören, wie sich auf dessen Rückseite der Feuerlärm verstärkte. Er bückte sich zum Boden des Fahrzeugs hinunter, holte den Raketenwerfer heraus, legte eine Rakete ein und kletterte neben Danny auf das Dach. Dort nahm er den Raketenwerfer an die Schulter und drückte ab. Das Geschöß riss ein Loch in die Mauer des Gebäudes. Einer der Techniker im Wagen reichte Morton eine zweite Rakete, und dieser feuerte erneut. Das Ergebnis war diesmal ein Loch im Dach des Hauses. Morton gab noch zwei weitere Schüsse ab, aber das unebene Gelände verhinderte ein sicheres Zielen.

Im Wagen unten meldete einer der Techniker weitere Fortschritte: »Major Goodmans Leute haben die Scheune und die Werkstatt gesäubert und sich ihren Kameraden angeschlossen. Matti und Lou sind an der Rückseite des Hauses auf Widerstand gestoßen. FBI und Nationalgarde wollen wissen, wann sie anrücken können!«

»Haben sie alle Taxis geschnappt?«

»Ich frage zurück, Herr Oberst!«

Der Techniker sprach in sein Mikrofon und berichtete kurz darauf Morton: »Ja, Herr Oberst, sie haben alle Taxis. Der Spezialtransporter ist bereits auf dem Weg nach Fort Detrick!«

»Okay«, sagte Morton. »Dann können sie anrücken.«

Der Lieferwagen hatte seine Fahrt verlangsamt.

Morton sah plötzlich Michelle aus dem Feld auftauchen. Sie sprang auf das Trittbrett des Wagens, klammerte sich am Seitenspiegel fest und dirigierte den Fahrer zu dem Platz, an dem Wolfie gefallen war. Während der Fahrer und zwei der Techniker den Körper Wolfies in den Wagen schafften, feuerte Morton eine weitere Rakete ab. Diesmal gelang es ihm, einen der Rolläden vor den Erdgeschoßfenstern zu zertrümmern - der Weg ins Haus war frei.

Der Lieferwagen rollte wieder an.

Matti und Lou hatten es inzwischen bis vor die Küchentür geschafft. Die Leute von Goodmans Zug hatten währenddessen Seiten- und Rückfront des Hauses besetzt und feuerten in die Fenster, nachdem es ihnen gelungen war, die Stahlrolläden mit Hilfe von Gelignit aufzusprengen, einer Art von Gelatine-Dynamit, das sie an die Fensterrahmen gepappt und mit Hilfe von hineingesteckten Kurzzeitzündern zur Explosion gebracht hatten.

Vor der Tür zur Küche nickten Matti und Lou sich kurz zu, dann traten sie kräftig dagegen und sprangen wild feuernd mit einem Hechtsprung hinein.

Im selben Augenblick rollte einer der Männer von Harmoos aus der Deckung des angrenzenden Bügelzimmers eine Handgranate auf die beiden Eindringlinge zu.

Matti und Lou wurden gleichzeitig zerrissen.

Morton hörte den dumpfen Knall der Explosion im hinteren Teil des Hauses, während er unter dem von seiner Rakete aufgesprengten Fenster kauerte. Er schleuderte eine Betäubungsgranate in den Raum, ein greller Blitz und der Knall der Explosion folgten. Mit seiner Uzi in der Hand schwang sich Morton in das Zimmer.

Es war ein Büroraum mit einem Schreibtisch in englischem Stil und Aktenschränken. Die Explosion hatte Schubladen aufgesprengt, überall wirbelten noch Papierfetzen herum. Auf dem Boden lag ein lebloser Körper.

Michelle kletterte hinter Morton über die Fensterbank, während ringsum das Gewehrfeuer anhielt. Sie krochen gemeinsam auf die Tür zu, den Körper auf dem Boden vor sich herschiebend. Dann öffneten sie die Tür in die Eingangshalle und schoben den Körper hinaus.

Von der gegenüberliegenden Seite der Halle peitschte ein Feuerstoß, und die Körper vor Michelle und Morton zuckten.

Morton krümmte den Finger langsam um den Abzug seiner Uzi. Die Züge des Arabers drüben auf der anderen Seite schienen wie in Feuer getaucht, bevor sie unkenntlich wurden.

Gebückt stürzten Michelle und Morton in die Eingangshalle.

Der Kampfärm schien eher noch zuzunehmen.

Aus dem Augenwinkel nahm Morton eine Handbewegung wahr. Er wirbelte herum und schoss, dann warf er sich mit einem gewaltigen Sprung über den Körper des soeben getöteten Arabers hinweg hinter die Tür, hinter der hervor dieser gerade seine Granate geworfen hatte. Sekundenbruchteile danach erfüllte ein gleißender Blitz die Eingangshalle, dann ein furchtbarer Schlag, der Zerstörung und völliges Dunkel auslöste.

Morton wartete kurz ab und lief in die Halle. Dort fand er den durch die Explosion der Granate furchtbar zugerichteten Körper Michelles.

Auf der anderen Seite öffnete sich eine Tür. In ihrem Rahmen stand mit erhobenen Händen eine massige Gestalt.

»Nicht schießen, bitte!« flehte Raschid Harmoos.

Im selben Augenblick krachte jedoch die Tür des Haupteingangs auf, und Sam Goodman stürzte herein, wild und ziellos feuernd.

Harmoos schwankte und hob wie zum Schutz gegen die Einschläge die ausgebreiteten Hände vor den Körper. Dann kippte er zu Boden.

Kommandosoldaten drängten sich durch die Tür, und von der Küche her tauchte Danny mit grimmigem Gesicht auf.

»Dort hinten liegen Matti und Lou - oder besser das, was von ihnen noch übrig ist«, sagte er. »Und irgend jemand ist aus der Küche gelaufen - durch ihr Blut hindurch. Die Fußspuren sind ganz eindeutig!«

»Nach oben!« befahl Morton Goodman.

Die Soldaten stürmten hinter dem Major die Treppe hinauf.

Man hörte wieder Feuerstöße, während sie die oberen Räume durchkämmten.

Morton und Danny schritten auf eine geschlossene Tür am anderen Ende der Eingangshalle zu.

Danny nahm einem toten Araber die Kalaschnikow weg und entfernte das Magazin. Morton drehte den Türkopf, und Danny schleuderte die Maschinenpistole gegen die Decke des Raumes. Dann stürzten sie sich mit einer Hechtrolle in das Zimmer. Eine Garbe knatterte über sie hinweg und durch die Türöffnung hinaus.

Morton musste seine Augen erst auf das Licht im Raum einstellen. Es war ein großer Salon, möbliert in einem unerträglichen Stilgemisch mit dick gepolsterten Sofas und Sesseln, europäischen Stilmöbeln und Samtvorhängen und dicken orientalischen Teppichen. Die Schüsse waren aus der Richtung einer Kredenz gefallen, die auf der Gegenseite des Raumes an einer Wand stand.

Morton kroch weiter in den Raum hinein. Hinter einem Sofa erhob sich langsam Faruk Kadumi, die Hände über den Kopf gehoben und mit verängstigtem Gesicht.

»Ich ergebe mich«, sagte er weinerlich.

Morton und Danny erhoben sich, ihre Waffen weiterhin auf ihn gerichtet.

»Wo ist Raza?« fragte Morton.

»Er ist weg - vor ein paar Augenblicken!«

»Die Küche!« schrie Danny.

Morton schleuderte Kadumi quer durch den Raum auf einen Soldaten zu. »Bewachen Sie den Kerl! Bei der geringsten Bewegung erschießen Sie ihn!«

Von oben herunter kam Goodman mit dem Dienstmädchen.

»Wir haben's geschafft, Herr Oberst!«

Aus der Ferne hörte man den Lärm von Sirenen.

»Jeder außer Danny bleibt beim Haus!« befahl Morton.

Dann lief er in die Küche, Danny dicht hinter ihm. Matti und Lou lagen dicht beim Hintereingang. Morton und Danny rannten weiter zum Lieferwagen.

»Schalte die ›Wellenkanone‹ ein und bestreich das Feld damit«, sagte Morton zu Danny.

Dieser kletterte aufs Dach und begann, die Waffe auszurichten.

Morton stieg auf die Kühlerhaube des Wagens und suchte mit seinem Nachtfeldstecher das Getreide ab. Nichts zu sehen. Über ihm begann sich die Kanone zu drehen. Plötzlich schien es ihm, als ob sich etwas auf die Bäume zubewege. Morton befahl schnell dem Fahrer und den Technikern, auszusteigen, und klemmte sich hinter das Lenkrad. Dann fuhr er in das Feld hinein.

Etwa in der Mitte des Feldes erklang ein hässliches Geräusch - ein Reifen war geplatzt.

Morton kletterte nach hinten und holte den Raketenwerfer heraus, den er mit einer Phosphorgranate lud, eine zweite steckte er in die Tasche. Dann lief er zu Fuß in das Getreidefeld.

Auf dem Dach des Wagens ließ Danny eine wütende Flut von wilden Verwünschungen los - die »Wellenkanone« versagte den Dienst.

Auf dem Feld war nichts zu hören außer dem Geräusch, das Mortons weiteres Vordringen verursachte. Er blieb stehen, um zu lauschen - völlige Stille.

Auf halber Strecke zwischen dem Lieferwagen und den Bäumen hörte Morton hinter sich die Schüsse. Als er sich umwandte, konnte er gerade noch sehen, wie Danny vom Dach des Wagens kippte.

Dann begann der Lieferwagen auf ihn zuzurollen, schief hängend wegen des geplatzten Reifens, während von den

anderen Reifen wegen der ungleichmäßigen Belastung Rauch aufstieg.

Morton kniete nieder und nahm den Raketenwerfer auf die Schulter. Der Lieferwagen gewann an Geschwindigkeit, seine Scheinwerfer durchschnitten das Dunkel, und das protestierende Kreischen der gequälten Reifen verstärkte sich.

Morton stand langsam auf und wurde vom Licht der Scheinwerfer erfasst.

Der Lieferwagen blieb an die hundert Meter entfernt stehen, die Scheinwerfer waren aufgeblendet, der Motor qualmte. Jemand kletterte aufs Dach.

»Morton!« brüllte Raza herüber. »Ich hab' noch immer genug Anthrax, um euch zu vernichten!«

»Dein Ende ist da«, murmelte Morton. »Gott sei gedankt!« Dann zog er ab.

Die Phosphorgranate verwandelte den Lieferwagen in einen Feuerball. Morton legte die zweite Granate ein und feuerte erneut. Ein zweiter mächtiger Blitz war die Folge und dann ein fauchendes Geräusch, als sich das Getreide rings um den Wagen entzündete. Nichts würde dieses Inferno überstehen - auch nicht irgendein Rest von dem Anthrax-B-C. Die Gefahr war endlich vorbei.

Morton ließ den Raketenwerfer fallen und rannte los. Seitlich im Feld hatte er eine Bewegung erkannt. Bei Danny angekommen, lud er ihn sich auf die Schultern und lief auf die Bäume zu.

Ein Hubschrauber näherte sich und ging tiefer hinunter. Er zeigte keine Anstalten zum Eingreifen, begleitete aber Morton, bis dieser den Schutz der Bäume erreicht hatte.

Hinter ihm stand jetzt rund um die Überreste des Lieferwagens das ganze Feld in Flammen.

»Du wirst wieder in Ordnung kommen, Danny«, sagte

Morton, als er seinen Kameraden auf den Boden gleiten ließ.  
»Alles wird wieder in Ordnung kommen!«

Angesichts all dessen, was geschehen war, erfuhr die Welt davon außerordentlich wenig. Die Eingeweihten erlebten hier ein Beispiel für die ungewöhnliche Geschicklichkeit von Regierungen und Geheimdiensten im Verbergen der Wahrheit. Die Zerstörung des Landsitzes und der Tod von Raschid Harmoos wurden heruntergespielt zu einem bedauerlichen Unfall, und in ihren Nachrufen hoben einige der Zeitungen die heimliche Leidenschaft des Millionärs für Feuerwerke hervor. Er hatte offenbar in seiner Villa ein ganzes Arsenal von Raketen und ähnlichen Feuerwerkskörpern gehabt, die versehentlich explodiert sein mussten. Das erklärte auch den begleitenden Lärm bei Ausbruch des Brandes, der zunächst für Gewehrgeknatter gehalten worden war. Das verzehrende Feuer hatte dann bedauerlicherweise rasch auf das angrenzende Getreidefeld übergegriffen.

Zu den Opfern der Tragödie gehörte neben Mister Harmoos auch ein gewisser Dr. Faruk Kadumi. Einige der kühneren Fernsehjournalisten spekulierten, dass der ehemals bekannte und dann in Ungnade gefallene Chirurg zu Raschid Harmoos gerufen worden sein könnte, um den unter Fettleibigkeit leidenden Millionär vielleicht auf dem Wege von Operationen von seinem Übel zu befreien. Alles in allem waren siebenundzwanzig Todesopfer zu beklagen, sämtlich Araber.

Nationalgardisten, die bei der Rückkehr von einer Feldübung - von der freilich nicht das mindeste bekannt geworden war - zufällig vorbeimarschierten, hatten tatkräftig beim Löschen des Brandes mitgewirkt. Trotzdem hatte man nicht verhindern können, dass ihm auch eine der bescheideneren Unternehmungen des Millionärs, die Taxifirma »D & N« nämlich, zum Opfer gefallen war. Alle Taxis waren neben dem Haus geparkt, weil ihr Chef seine Taxifahrer gerade an diesem Abend zu dem alljährlich stattfindenden gemeinsamen Essen

eingeladen hatte.

Nachdem die Fahrzeuge verbrannt und ihr Arbeitgeber verstorben waren, hatten sich die Taxifahrer angesichts der Ungewissen Zukunftsaussichten sämtlich entschlossen, in ihr Herkunftsland, den Libanon, zurückzukehren. Die Regierung hatte sich bereit erklärt, die Reisekosten zu übernehmen. Ob die Leute freilich an ihrem Bestimmungsort angekommen waren, hatte niemanden weiter interessiert.

Eine Woche nach dem Tode von Raschid Harmoos wurde sein gesamtes Firmenimperium an eine Privatfirma namens »Swift Renovations« verkauft. Alle Bemühungen der Medien, mehr über diese Firma und ihre Absichten zu erfahren, waren höflich abgewimmelt worden.

Am Tag nach dem verheerenden Feuer hatte die Concorde New York verlassen. An Bord befanden sich elf Särge.

Einen Monat später kehrte die Maschine nach New York zurück und brachte Ministerpräsident Karschoff sowie eine hochrangige israelische Delegation an den Sitz der Vereinten Nationen, wo Pläne für die bevorstehende Nahost-Friedenskonferenz diskutiert werden sollten. Als die Maschine zurückkehrte, war ein weiterer Passagier an Bord - Dr. Miriam Cantwell. Nachdem sie völlig wiederhergestellt worden war, hatte man ihr die Leitung der Chirurgischen Abteilung des Städtischen Krankenhauses von Jerusalem angeboten. Auch Matti war früher einmal dort tätig gewesen, und sie hatte angenommen.

Am Abend ihrer Ankunft strahlte das israelische Fernsehen an erster Stelle zwei Berichte aus, die auch auf den Fernsehschirmen anderer Länder einen Spitzenplatz einnahmen.

Im ersten wurde gezeigt, wie der Höchste Führer Libyens von dem Sicherheitsberater des amerikanischen Präsidenten, Brent Appleton, ins Weiße Haus geleitet wurde.

Der zweite war eine Übertragung aus Teheran. Dort verlas



Ayatollah Muzwaz eine Botschaft, in der er die Friedenskonferenz für den Nahen Osten ausdrücklich begrüßte. Er fügte hinzu, dass er hoffe, seine Worte würden auch Gerüchten den Boden entziehen, dass die Mullahs irgendwann einmal an einen Heiligen Krieg gedacht hätten.

Morton sah die Ausstrahlung, während er im Krankenhaus neben dem Bett von Danny saß. Dieser sollte am nächsten Tage entlassen werden - der Wiederaufnahme seines aktiven Dienstes stand nichts mehr im Wege.

»Es ist doch weiß Gott eine verrückte Welt«, meinte Danny achselzuckend.

»Aber gewiss doch«, sagte Morton. »Aber gewiss doch!«